This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

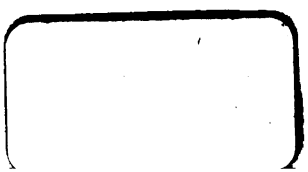
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-
$B



Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Zweite Gesammtausgabe.

Deutsche Abende.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
1864.

PT1812
A3
1863
v.19

Deutſche Abende.

M691655

Am Rhein,

im Jahre 1841 unternahm ich es, bald nach Ueberſetzung von Spinoza's ſämmtlichen Werken, einzelne Aufgaben der ſpeculativen Ethik in — wenn man es ſo nennen will — philoſophiſchen Novellen zu behandeln. Der Kern derſelben ſollte minder in Ereigniſſen und thatſächlichen Conflicten als vielmehr in Beſprechungen eines beſtimmten Thema's beſtehen. Aus einer großen Reihe, die ich mir vorgeſetzt, wurden nur die beiden erſten Erzählungen, die hier folgen, abgeſchloſſen. Ich habe an Gehalt und Geſtalt derſelben nichts geändert.

In der zweiten Abtheilung dieſes Buches habe ich aus den theoretiſchen Erörterungen, zu denen ich mich von Zeit zu Zeit gedrungen fühle, die vorliegenden ausgewählt, die ſchon dem Stoffe nach die Berechtigung zu immer erneuter Betrachtnahme in ſich ſchließen.

Dresden, 31. October 1858.

Inhalt.

Seite

Rudolph und Elisabetha (zuerst abgedruckt im Freihafen von Th. Mundt 1842) 1

Was ist Glück? (Grenzboten von J. Kuranda 1842) . . 77

Des Waldschützen Sohn (Jugendkalender von R. Reinick 1847) 119

Zur Kunst und Literatur.

I. Drei Stationen des Schiller-Goethe-Denkmals (Morgenblatt von Hauff 1857) 163

II. Studien und Anmerkungen zu Lessings Nathan der Weise (theilweise Morgenblatt Juli 1858) 207

Rudolph und Eliſabetha.

Ein Idyll aus der gebildeten Welt.

I.

„Wo iſt die Straße Sanct-Marien am Capitol?“ fragte ein junger Mann im Reiſekleid eine muntere vollwangige Kölnerin, die eine Art fliegender Haube, Kappesblättchen genannt, auf dem glattgeſcheitelten und in einer einzigen vollen Welle zuſammengehaltenen Haare trug.

„Da jehn Se durch dat Pförtchen und dann reechts.“

Rudolph dankte, ging durch das in byzantiniſchem Styl gebaute Pförtchen und trat dann in die von ihm genannte Straße. Es war in den erſten Tagen des Septembers 1841, deſſen ſommerliche Kraft für die regneriſchen Tage der eigentlichen drei Sommermonate zu entſchädigen ſchien. Heiße Mittagsruhe lag auf der Straße, an deren einen Seite eine Reihe von Bäumen ſtand. Rudolph ſtand eine Welle ſtill ſich erholend. Mit beſonderer Theilnahme betrachtete er dieſe ganze Umgebung: hier ging ſein Freund Karl in Freud und Leid aus und ein, Alles umher hatte ihm eine Weihe, denn der Blick des Freundes hatte darauf geruht. Rudolph fühlte eine nie gekannte Aufregung ſeines ganzen Innern, ſeine Pulſe zitterten, ſeine Wangen glühten, es war ihm, als ob er plötzlich in neue

Lebensluft gehoben wäre; das war mehr, als das Wiederſehen ſeines innigſten Jugendfreundes in ihm anfachen konnte, und doch konnte es nichts anderes ſein; ſeine Hände in einander legend, gleich als ob er die Hand ſeines Freundes dazwiſchenfaſſe, ſprach er zu ſich: „ſelig, wenn du ihn wiederfindeſt, wie du ihn einſt gefunden, und iſt er anders geworden, die Liebe ſoll ſich gleich bleiben.“

Er hatte die Hausnummer gefunden und trat in das Haus, er las den Namen ſeines Freundes Dr. jur. Karl Meurer an einer Thüre, er klopfte an, Niemand öffnete, er klopfte mehrmals an allen Thüren, ſie blieben verſchloſſen; unwillig ging er den Hausflur auf und ab, er vernahm nichts als den Schall ſeiner Tritte, er überlegte, was er nun in der fremden Stadt beginnen ſolle. „Das Schickſal will's nicht und es iſt nicht gut,“ ſagte er ſich, „daß wir in unſeren Mannesjahren uns in ſo jünglinghafter Aufgeregtheit wiederſehen; dieſes ſtürmiſche Brauſen muß erſt in mir verklingen.“ Er ſtand an die Pfoſte der Hausthür gelehnt und blickte gedankenvoll drein. Eben war er im Begriff wegzugehen, als er nochmals faſt unwillkürlich zurückkehrte und an die nächſte Thüre klopfte, da hörte er das Rauſchen eines Gewandes, raſche Schritte, ein Riegel wurde zurückgeſtoßen, die Thüre öffnete ſich — ein wunderbar liebliches Mädchen mit hochglühenden Wangen, deren Röthe faſt bis in die Augen hineinragte, ſtand vor ihm. Wie vom Blitz getroffen ſtand Rudolph da, auch das Mädchen blickte ihm betroffen in's Antlitz, mit der einen Hand hielt es das flatternde Buſentuch um

den halbentblößten Nacken feſt, in der andern Hand hielt es ein Buch. So ſtanden die Beiden eine Secunde ſtumm einander gegenüber, endlich gewann Rudolph die Faſſung wieder und fragte:

„Wohnt hier nicht Frau Meurer?“

„Ja, ſie iſt ausgegangen.“

„Und Herr Dr. Meurer?“

„Mein Bruder iſt auf dem Handelsgericht, er kann aber jeden Augenblick kommen.“

„Sie ſind alſo ſeine Schweſter? das iſt mir lieb,“ ſagte Rudolph raſch, „ich bin ſein Freund, Sie erlauben wohl, daß ich ihn erwarte,“ ſetzte er eintretend hinzu.

Das Mädchen war verblüfft und blickte ſchüchtern zur Erde, zaudernd hielt es die Klinke der Thüre in der Hand und zuckte ſichtbar zuſammen, als ſie in das Schloß fiel; noch einmal ſchlug es die Augen auf und ſchaute fragend und verlegen auf den Mann, aus deſſen Antlitz eine ſo ſeltſame milde Beweglichkeit und ſichere Treuherzigkeit blickte. Ohne es zu wiſſen, nickte das Mädchen bejahend.

Rudolph ſetzte ſich nun von der Reiſe ermüdet und von der Aufregung angegriffen auf einen Stuhl, das Mädchen legte das Buch offen auf das Nähtiſchchen und ſetzte ſich, unruhig umherblickend, auf die Tribüne am Fenſter.

„Sie wohnen hier in einer Straße von welthiſtoriſchem Namen,“ begann Rudolph. „Sanct-Marien am Capitol, das begreift die beiden größten Perioden der Weltgeſchichte in ſich.“

Lebensluft gehoben wäre; das war m[illegible] r am Ca=
derſehen ſeines innigſten Jugendfr[illegible] und ſich
ſachen konnte, und doch konnte [illegible]
ſeine Hände in einander legen[illegible] hte das
Hand ſeines Freundes dazwiſ[illegible]
„ſelig, wenn du ihn wied[illegible] nah
gefunden, und iſt er an[illegible]
ſich gleich bleiben.“

Er hatte die Hav[illegible]
das Haus, er las b[illegible] ch und
Karl Meurer an [illegible]
öffnete, er klopft[illegible] geſtört,“ ſagte Ru=
ben verſchloſſen[illegible] ch verdrängte?“
ab, er verne[illegible] lo ſein, reichte das Mädchen
er überlegt[illegible] nd ſah dann verwirrt zum Fenſter
nen ſolle
gut,“ [illegible] Münchhauſen von Immermann, das iſt ein
uns [illegible]ches Buch!“ Er ſchlug das Blatt auf, wo der
die[illegible] Seidenfaden lag, es war die Stelle, wo Lisbeth und
der Jäger ſich einſam in der Kirche eingeſchloſſen fin=
den und ſich überſtrahlt von Gottes heiliger Sonne am
Altare trauen. Rudolph konnte kein Wort mehr ſpre=
chen, es däuchte ihm eine wunderbare Fügung, ein
gnadenreiches Symbol, wie er ſich hier faſt ebenſo mit
einem Mädchen zuſammen fand, deſſen erſter Blick in
ſeinen tiefſten Seelengrund gedrungen war; wie gern
wäre er ihr um den Hals gefallen und hätte gerufen:
Lisbeth, meine Lisbeth! aber er hielt an ſich und auf
das Buch blickend las er nicht mehr, die Geſtalten
ſtanden vor ſeiner Seele, er ſelber war dabei; er

athmete laut u
gend nach de
och nie gese
ein dri
Sonn
urz

unabhängiger und rücksichts-
r Mädchen sind auch hierin
z abhängig, die uns in

mein Fräulein, Sie
erariſtokratie deu-
ſt faſt nur eine

wir haben
und an-

nach ſeinem Tod ſprach man von dem
aber dann muß die Welt immer wieder etwa
haben, und der Name des Mannes, der ſo viel
für die Welt, wird kaum mehr genannt; bei allen
läſſen ſollte man die Namen der Guten nennen und
ihr Andenken preiſen."

„Ich hatte auch einmal dieſe Idee," ſagte Rudolph, „jede Stadt, jede Provinz, jede Nation ſollte alljährlich ihre heilige Geſchichte recapituliren, indem man ein Todtenamt für alle guten und großen Geiſter hielte; die Oratorien, die man faſt überall jährlich aufführt, und die gewiſſermaßen einen weltlichen Gottesdienſt bilden, gäben hiezu den ſchönſten Rahmen."

„Nun? warum bringen Sie denn dieſe Idee nicht zur Ausführung? das wäre ja herrlich!" —

„Es iſt nicht ausführbar, weil nach den heutigen Conſtellationen die Kirchen- und Staatspolizei das Wort an ſich reißen würde; wie wenig Namen würden da genannt werden, und oft die beſten nicht. Sodann iſt

„Wir wohnen aber hinter Sanct-Marien am Capitol," ſagte das Mädchen, verlegen aufſtehend und ſich gleich wieder ſetzend.

Der einfache Treffer dieſer Erwiderung machte das Antlitz Rudolphs noch heller leuchten.

Eine Pauſe war eingetreten, das Mädchen nahm die vor ihm liegende Stickerei zu Hand und wollte die Nadel einfädeln, aber die Hand zitterte; es preßte die Lippen ein und athmete tief, dann legte es den Seidenfaden in das vor ihm aufgeſchlagene Buch und dieſes auf das Sims.

„Ich habe Sie in der Lectüre geſtört," ſagte Rudolph, „darf ich wiſſen, wen ich verdrängte?"

Gleich als müßte das ſo ſein, reichte das Mädchen Rudolph das Buch und ſah dann verwirrt zum Fenſter hinaus.

„Ah! Münchhauſen von Immermann, das iſt ein herrliches Buch!" Er ſchlug das Blatt auf, wo der Seidenfaden lag, es war die Stelle, wo Lisbeth und der Jäger ſich einſam in der Kirche eingeſchloſſen finden und ſich überſtrahlt von Gottes heiliger Sonne am Altare trauen. Rudolph konnte kein Wort mehr ſprechen, es däuchte ihm eine wunderbare Fügung, ein gnadenreiches Symbol, wie er ſich hier faſt ebenſo mit einem Mädchen zuſammen fand, deſſen erſter Blick in ſeinen tiefſten Seelengrund gedrungen war; wie gern wäre er ihr um den Hals gefallen und hätte gerufen: Lisbeth, meine Lisbeth! aber er hielt an ſich und auf das Buch blickend las er nicht mehr, die Geſtalten ſtanden vor ſeiner Seele, er ſelber war dabei; er

athmete laut und das Mädchen blickte noch immer ſchweigend nach dem Fenſter. — Zwei Menſchen, die ſich noch nie geſehen, ſaßen hier und ſprachen kein Wort, aber ein dritter Verſtorbener ſchwebte wie die verklärende Sonne über ihnen und ließ ihre Seelen in einander wurzeln.

Durch eine eigenthümliche Ideenverbindung ſagte dann Rudolph wieder: „Der Tod Immermanns hat gewiß auch hier den tiefſten Schmerz erregt.“

„Wohl, aber es iſt ſchrecklich, wie bald ein Name verklungen ſein kann; ein paar Tage, ein paar Wochen nach ſeinem Tod ſprach man von dem herben Verluſt, aber dann muß die Welt immer wieder etwas anderes haben, und der Name des Mannes, der ſo viel war für die Welt, wird kaum mehr genannt; bei allen Anläſſen ſollte man die Namen der Guten nennen und ihr Andenken preiſen.“

„Ich hatte auch einmal dieſe Idee,“ ſagte Rudolph, „jede Stadt, jede Provinz, jede Nation ſollte alljährlich ihre heilige Geſchichte recapituliren, indem man ein Todtenamt für alle guten und großen Geiſter hielte; die Oratorien, die man faſt überall jährlich aufführt, und die gewiſſermaßen einen weltlichen Gottesdienſt bilden, gäben hiezu den ſchönſten Rahmen.“

„Nun? warum bringen Sie denn dieſe Idee nicht zur Ausführung? das wäre ja herrlich!“ —

„Es iſt nicht ausführbar, weil nach den heutigen Conſtellationen die Kirchen- und Staatspolizei das Wort an ſich reißen würde; wie wenig Namen würden da genannt werden, und oft die beſten nicht. Sodann iſt

es aber auch nicht nöthig. Wozu soll's, die vergänglichen Namen festzuhalten? Die Denkmale brauchen nicht egoistisch in freier Luft zu stehen, sie müssen zu Standsäulen eines großen Baues werden ohne weiteren Anspruch als den, mit zu tragen und zu schmücken; wir dürfen nicht über Mangel an Pietät klagen, wenn man zum Bau neuer Heiligthümer alte Grabsteine einfugt; ihre Inschriften soll man ehren, aber die feste Tragkraft muß sich einfugen lassen zum neuen Bau; und verwischt auch die Zeit einen Namen, was thut's? Ist der Gedanke, das Gefühl, das Leben eines großen Geistes aufgegangen in Leben und Geist der Mit- und Nachwelt, so lebt er für alle Zeiten: jede Brust, die sich hebt durch ihn, jedes Herz, das sich stärkt durch ihn, lobt ihn, wenn es auch seinen Namen nicht nennt und nicht kennt. Gerade wie wir Gott und die Güte der Natur nicht bei jedem Genusse zu loben und uns ihrer zu erinnern brauchen: der freudige Genuß und das selige Empfangen ist das beste Erinnern in der eigentlichen Bedeutung des Worts."

„Sie scheinen mit meinem Bruder ganz gleiche Ansichten zu haben?"

„Wir fanden uns in Liebe und jugendlicher Zuneigung, und erkannten erst dann mit seliger Freude, wie unsere Seelen sich in gleichen Accorden bewegten, gleich zwei Stimmen, die verschieden an sich, traut in einander schmelzen." —

„Die Männer sind auch in Freundschaftsbeziehungen freier und bevorzugter, sie stehen draußen im großen

Leben und erobern ſich in unabhängiger und rückſichtsloſer Wahl ihre Freunde; wir Mädchen ſind auch hierin vom Zufall und der Convenienz abhängig, die uns in einen kleinen Kreis ſtellen."

„Sie haben vollkommen recht, mein Fräulein, Sie werden mir es wohl nicht als Männerariſtokratie deuten, wenn ich behaupte, daß Freundſchaft faſt nur eine Männertugend iſt."

„Tugend? das kann ich nicht zugeben, wir haben die Fähigkeit auch, nur iſt ſie nicht ſo geübt und angewendet."

„Sie ſind eine ſtrenge Grenzwächterin und laſſen keine Contrebande ein," ſagte Rudolph mit lächelnder Freude, „ich nehme aber hier Tugend blos in dem Sinne: als zur Entfaltung gelangte Fähigkeit. Vorerſt erzählt uns die Geſchichte blos von Männerfreundſchaften."

„Weil eben blos die Männer Geſchichte ſchreiben."

„Und wohl mit Recht," ſagte Rudolph, „da auch ſie blos Geſchichte machen; die alten Griechen waren conſequent, und, abgeſehen von der Frauenwürde, hatten ſie auch auf dem Theater keine Actricen, die Männer ſpielten auch die Frauenrollen."

„Ich weiß nicht, wie ich dazu komme," ſagte das Mädchen über und über erröthend, „ich wollte nichts von einer andern Stellung der Mädchen ſagen; ich meinte nur, daß wir auch Freundinnen ſein könnten."

„Aber ganz anders als Männer. Beachten Sie vor Allem: es iſt mehr Zufall und Angewöhnung, die die Mädchenfreundſchaften ſchließen; eine Nachbarſchaft,

gewisse Gleichheit der Stände, ähnliche Beziehungen in der Stadt und besonders ein altes Verhältniß zwischen den Eltern und den Familien bedingen meist ihren Ursprung. Das Mädchen muß seine Freundin bald in's Haus ziehen, es treten hier weit mehr Rücksichten und Eingriffe der Eltern ein, als bei dem Knaben, der mit seinen Gespielen in Feld und Wald und vor den Thoren sich umhertreibt. Bei einem Mädchen ist Anstand und Sitte die höchste Rücksicht der Erziehung, bei einem Knaben Kenntniß und Kraft; ein Mädchen von ganz niederem Stande kann mit einem andern aus dem gebildeten Stande fast unmöglich umgehen, ein Knabe aber wohl, gewissermaßen trägt er sein Rang- und Standesdiplom in der Schultasche. Nehmen Sie sodann nur das thatsächliche Beispiel: bei Mädchen ist meist die Schwester die intimste Freundin, bei Männern ist selten der Bruder auch der Freund! — In der Zeit der Ueberschwänglichkeit, der Schwärmerei, ist die Freundschaft zwischen Mädchen ganz dieselbe wie die zwischen Jünglingen; sie beruhen beide auf gleichem unnennbarem und unbewußtem Drang. Das Mädchen wird in der Erfüllung seiner Bestimmung aus einem Familienglied zu einem Familienoberhaupt, es sind stets dieselben jetzt nur anders gestellten Beziehungen, in denen es gehalten bleibt; der Mann aber ist schon vor der Ehe frei von Familienbeziehungen. Eine Frau wird eine andere Persönlichkeit, ein Mann bleibt als Ehegatte derselbe nach außen; Männerfreundschaften überdauern, wenn auch selten, doch mitunter, die Ehe, Mädchenfreundschaften fast nie. Die Männerfreundschaft gründet

sich auf allgemeinere Interessen und Hülfeleistungen, die Mädchenfreundschaft hat nichts als das Persönliche; mit Aenderung der Persönlichkeit und ihrer Interessen hört sie auf, die vertraulichen Mittheilungen nehmen ein Ende. Der unendlich eifrige Briefwechsel zwischen befreundeten Mädchen hört fast immer ganz auf, wenn die Eine Frau geworden."

„Ich habe aber eine verheirathete Freundin, mit der ich, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, in beständigem Briefwechsel stehe."

„Ist sie glücklich?"

„Leider, nein."

„Sehen Sie, das bestätigt meine Ansicht. Nur in der Unbefriedigtheit, die die Erfüllung des neuen Lebens gelassen, ist die volle Rückkehr und das Anklammern an das frühere Leben in vertrauten Aeußerungen vorhanden."

Plötzlich erblaßte das Antlitz des Mädchens, nicht sowohl über diese Aeußerung, als indem es inne ward, wie es hier mit einem Fremden die tiefsten Angelegenheiten des Seelenlebens, wenn gleich in allgemeiner Weise, besprach; zwar war der Fremde der Freund ihres Bruders, aber es war doch wunderbar und unerklärlich, wie sie schon so weit gekommen waren; alle diese Gedanken waren kaum das Werk eines Augenblickes, als sich plötzlich die Thür öffnete.

„Bist du da, liebe Mutter?" sagte das Mädchen der Eintretenden entgegengehend.

„Elisabetha," sagte diese und sah verwundert auf Rudolph, der im Tiefsten zusammenzuckte, als er ihren

Namen hörte ... es war wirklich Lisbeth. — Schnell aber faßte er ſich wieder, und ſich vor der Mutter verbeugend, ſagte er:

„Ich hoffe, daß Ihr Herr Sohn Ihnen meinen Namen ſchon genannt hat, ich bin der Gymnaſiallehrer Braun aus *** (in Weſtphalen).“

Eliſabetha blickte Rudolph mit großen Augen an, ſie hatte ſich ihn nach den Schilderungen ihres Bruders ganz anders gedacht.

„Sie ſind mir herzlich willkommen,“ ſagte die Mutter, „wir haben ſchon oft von Ihnen geſprochen, ich habe Sie ſo eben mit Eliſabetha in eifriger Discuſſion geſtört; darf man fragen?“

Eliſabetha ſchaute erſchreckt nach Rudolph, unwillkürlich hob ſie ihre rechte Hand wie abwehrend in die Höhe, dann ſchaute ſie zur Erde. Rudolph glaubte hierin einen Wink zu ſehen und mit einer unerwarteten Unbefangenheit ſagte er:

„Wir ſprachen vom Univerſitätsleben und ſeinen freundſchaftlichen Beziehungen, welchen Reiz das für offene Gemüther habe.“

Rudolph war ſelig über dieſe geſchickte Wendung, denn er glaubte ein Lächeln auf dem Antlitz Eliſabetha's zu bemerken. In dieſem ſtillen Bewußtſein, gegenſeitig durch ein Geheimniß mit einander verbunden zu ſein, lag für Rudolph und Eliſabetha eine tiefe Gewalt, die ſie raſch und kühn im tiefſten Innern zu einander geſellte.

„Ja,“ ſagte die Mutter, „Eliſabetha hat den Karl oft darum beneidet, daß ſie nicht auch Student werden

konnte.“ Sie fragte nun nach dem Dienſtmädchen, und ob ſie es nach Karl geſchickt.

„Nein, ich habe ihm erlaubt, ſeine Schweſter nach der Eiſenbahn zu begleiten.“

Die Mutter ſchüttelte den Kopf; Eliſabetha nahm ihr Hut und Shawl ab, ging damit in's Nebenzimmer und kam nicht mehr zum Vorſchein.

Die Mutter unterhielt ſich nun mit Rudolph über ſeine Reiſe, ob er ſchon einmal in Köln geweſen u. dgl.; ſie war erſtaunt, daß ſie faſt Alles zwei-, dreimal fragen mußte, ehe Rudolph ſie recht verſtand; ſeine Gedanken ſchienen abweſend. Frau Meurer war aber eine verſtändige und herzliche Frau, ſie fragte Rudolph, ob er ſeine Eltern noch habe, und das iſt ein Ton, der plötzlich an die heiligſte Herzkammer pocht, in dieſer trauten Frage fühlen wir den vollen Liebesruf eines freundlichen Gemüthes, das uns willkommen heißt, wir ſind nicht mehr allein, nicht mehr fremd, alle unſere lieben Theueren ziehen mit ein in eine neue Herzensheimath.

Rudolph erzählte nun mit der ganzen Innigkeit ſeiner Seele, wie er fern vom Vaterhaus ſeinen Vater verloren, wie ihm eine gute Mutter und liebende Geſchwiſter leben.

Da trat endlich Karl ein.

„Fridolin! altes Haus!“ rief Karl, und mit einem langen Kuß lagen ſich die Freunde in den Armen. „Nun,“ ſagte Karl, die Hüfte ſeines Freundes noch einmal faſſend, du ſiehſt reputirlich aus, die Philoſophie hat dir noch nicht alles Fleiſch von den Knochen

abstrahirt, du haſt noch ziemlich viel Poſitives, aber das zerbrochene Hufeiſen da, den garſtigen Backenbart mache ich dir 'runter.“

„Biſt noch immer der alte Raſeur; du hätteſt ſollen Feldſcheerer werden, ſtatt daß du jetzt deine Klienten ſcheerſt.“

Karl zog ſeinen Freund bald in ſein Zimmer, denn ſie mußten ſich allein haben. Da ſaßen ſie nun neben einander auf dem Sopha und rauchten Cigarren, und ihre Wechſelrede ſchwamm in einander wie die leichten blauen Wölkchen, die ihren Lippen entſtrömten. Ihre Rede war vom Perſönlichen ausgegangen, aber bald ſtanden ſie auf der Zinne der Zeit und theilten ſich mit, was ihre forſchenden Blicke über die Bewegungen des Zeitlebens erkundet hatten; denn das iſt der Charakter und die Würde unſerer Zeit — ſo egoiſtiſch man ſie auch ſchelten mag — daß unſer beſtes Dichten und Trachten dem Allgemeinwohl und ſeinen Entwicklungen geweiht iſt. So Vieles ſich auch die Freunde zu ſagen hatten, ſo knüpfte ſich doch, wie das faſt immer zu geſchehen pflegt, der Austauſch ihrer Erlebniſſe und Welterfahrungen an das Nächſte und Unmittelbare. Rudolph erzählte, welche treffliche Menſchen er auf ſeiner Reiſe hieher kennen gelernt.

„Ich habe noch ſelten,“ ſagte er, „eine Nacht außerhalb meines Wohnortes zugebracht, ohne einen neuen Menſchen gewonnen zu haben; mir iſt, als ob der Geiſt unſeres Vaterlandes ſich in ſchöner Blüthe erſchloſſen hätte, es iſt unendlich viel Erkenntniß und Thatendrang in unſere Zeit ausgeſtreut und eine heilige

Offenbarung liegt auf den Lippen Aller. Da war ein ſchlichter ältlicher Kaufmann aus Mannheim, der Stadt, die ſo ſchnurgrade und ſauber wie eine rationaliſtiſche Kirche, aber auch ohne alle Poeſie und Geſchichte; ich ſage dir, der Mann entfaltete ein hiſtoriſches Bewußtſein unſerer Aufgabe, daß es eine wahre Herzensfreude war. Da war ein Commis voyageur, ſonſt meiſt das unleidlichſte Geſchlecht, ich erkannte in ihm bald den Juden, der aber auch mit lebendiger und ſchöner Humanität die Dinge und ihre Beziehungen auffaßte. Ich ſehe in jedem Einzelnen, der mir nahe tritt, oder den ich mir nahe bringe, einen Abgeſandten des Weltgeiſtes, der ſich als Zeitgeiſt mit tauſend Zungen offenbart. Man muß hinaustreten unter die Menſchen, um Muth und Luſt zu neuem thatenſeligem Daſein zu gewinnen. Ich danke es Gott und dem Schickſal, daß meine Seele offen geblieben, um die Stimme des heiligen Geiſtes überall aufzunehmen, ich will mir durch das Bewußtſein dieſe Kraft erhalten, trotzdem daß ich jetzt in die ſtarren Mannesjahre getreten bin."

„Du wirſt überall Anklang finden, weil du den Anklang erregſt," ſagte Karl, die Hand ſeines Freundes faſſend; „es iſt allerdings gut, daß die Zeit mit ihren neu eroberten Naturkräften die Menſchen auf Reiſen ſchickt; da draußen, frei von ihren Alltagsbeziehungen, ſind ſie ganz was ſie ſind; träfeſt du dieſe Menſchen aber in ihren Büreau's, Kaufläden und Werkſtätten, ſie würden dich verwundert anſehen mit deinen geiſtigen Zumuthungen. Du haſt das Glück, das erlöſende Wort zu treffen, das ihre Seelen herauslockt. Du

sprichst deine besten Ideen und Gefühle in Liebe und Hingebung vor den Menschen aus, und die Menschen, deren oberstes Princip Eitelkeit ist, sehen darin vorerst eine ihnen bezeigte Hochachtung, sie fühlen sich geehrt und geschmeichelt, daß man sie zu Empfängern solcher Ideen erwählt, sie finden es schön, daß man die Empfänglichkeit und Erkenntniß derselben in ihnen voraussetzt; sie sind dir gut, zunächst aus Eitelkeit, aber dann auch aus wirklicher Güte, die du in ihnen erweckst."

„Ja, das ist es eben," sagte Rudolph, „*sind wir den Menschen das beste, was wir sein können, so sind sie es uns auch wieder*; das übt einen gegenseitigen erhebenden und heiligenden Einfluß, alle Aeußerlichkeiten treten zurück, die reine Psyche hebt sich daraus hervor. Wenn ich Menschen nahe trete, deren Antlitz ich noch nie gesehen, deren Dasein ich noch nie gekannt, sie athmen mit mir dieselbe Lebensluft, ihnen wie mir erglänzt dasselbe Sonnenlicht, sie sind ein Stück aus meiner Welt, ich bin ein Stück aus ihrer Welt, wir treten uns gegenüber, wir nehmen uns auf in unser bewußtes Dasein: da fühle ich den Beruf und die Lust in mir, der freudige erfreuende Genosse ihres Daseins zu werden, daß wir uns selig die Hände reichen und uns freuen, daß das Leben uns umfangen hält. Stumpfsinn und beschränkte Unnatur ist's, sich scheu und stolz in sich zu verschließen; wir sind hinausgestellt in die Gotteswelt wie die Blumen des Feldes, die Duft und Farbe für Alle, deren Auge und Sinn das Leben offen hält, glänzen und aufsteigen lassen."

„Und dieſe Allliebe," ſagte Karl lächelnd, „iſt für die meiſten Menſchen, was für die Kuh ein Veilchen; ſie will nichts von Duft und Farbe, ſie will blos ihren Magen füllen; den Nutzen allein erkennen die Menſchen an, die Liebe nicht. Ehedem wollte ich auch allen Menſchen wohlthun, ich wollte erfreuen, erquicken, ſie und mich, durch freundliches und ſchönes Einander-zu-Gefallen-leben; ſeitdem ich aber eingeſehen, daß die Menſchen das nicht wollen und erkennen, habe ich meine Liebe zurückgezogen, ich laſſe ſie gewähren und damit genug." —

„Und biſt du nicht viel ärmer dadurch geworden? Du kannſt nicht mehr überall und mit Allen ſo glücklich und heiter ſein, die Welt ſchrumpft dir griesgrämig zuſammen. Ich habe auch wie du viele Täuſchungen erlebt, aber was thut's? Das iſt der Triumph des Bewußtſeins, daß wir unſere eigenſte und innerſte Natur uns nicht von der Welt zerſtücken und rauben laſſen, daß wir in unſerem Weſen keine Conceſſionen machen."

„Aber hör' mal, jetzt mußt du der Welt doch eine Conceſſion machen," ſagte Karl aufſtehend; und wie im Leben Bedeutſames und rein Aeußerliches ſo oft neben einander geſtellt iſt, ohne ſich im Geringſten zu ſtören, ſo auch hier. Rudolph mußte ſich gleich hinſetzen und ſich ſeinen blonden Backenbart, „das zerbrochene Hufeiſen," abnehmen laſſen. Wirklich ſah er auch nach dieſer Operation ſehr zu ſeinem Vortheil verändert aus, die feinen ſcharfgeſchnittenen Züge ſeines Geſichtes traten reiner und unbehinderter hervor.

ſprichſt deine beſten Ideen und Gefühle in Liebe und Hingebung vor den Menſchen aus, und die Menſchen, deren oberſtes Princip Eitelkeit iſt, ſehen darin vorerſt eine ihnen bezeigte Hochachtung, ſie fühlen ſich geehrt und geſchmeichelt, daß man ſie zu Empfängern ſolcher Ideen erwählt, ſie finden es ſchön, daß man die Empfänglichkeit und Erkenntniß derſelben in ihnen vorausſetzt; ſie ſind dir gut, zunächſt aus Eitelkeit, aber dann auch aus wirklicher Güte, die du in ihnen erweckſt.“

„Ja, das iſt es eben,“ ſagte Rudolph, „ſind wir den Menſchen das beſte, was wir ſein können, ſo ſind ſie es uns auch wieder; das übt einen gegenſeitigen erhebenden und heiligenden Einfluß, alle Aeußerlichkeiten treten zurück, die reine Pſyche hebt ſich daraus hervor. Wenn ich Menſchen nahe trete, deren Antlitz ich noch nie geſehen, deren Daſein ich noch nie gekannt, ſie athmen mit mir dieſelbe Lebensluft, ihnen wie mir erglänzt daſſelbe Sonnenlicht, ſie ſind ein Stück aus meiner Welt, ich bin ein Stück aus ihrer Welt, wir treten uns gegenüber, wir nehmen uns auf in unſer bewußtes Daſein: da fühle ich den Beruf und die Luſt in mir, der freudige erfreuende Genoſſe ihres Daſeins zu werden, daß wir uns ſelig die Hände reichen und uns freuen, daß das Leben uns umfangen hält. Stumpfſinn und beſchränkte Unnatur iſt's, ſich ſcheu und ſtolz in ſich zu verſchließen; wir ſind hinausgeſtellt in die Gotteswelt wie die Blumen des Feldes, die Duft und Farbe für Alle, deren Auge und Sinn das Leben offen hält, glänzen und aufſteigen laſſen.“

„Und dieſe Allliebe," ſagte Karl lächelnd, „iſt für die meiſten Menſchen, was für die Kuh ein Veilchen; ſie will nichts von Duft und Farbe, ſie will blos ihren Magen füllen; den Nutzen allein erkennen die Menſchen an, die Liebe nicht. Ehedem wollte ich auch allen Menſchen wohlthun, ich wollte erfreuen, erquicken, ſie und mich, durch freundliches und ſchönes Einander-zu-Gefallen-leben; ſeitdem ich aber eingeſehen, daß die Menſchen das nicht wollen und erkennen, habe ich meine Liebe zurückgezogen, ich laſſe ſie gewähren und damit genug." —

„Und biſt du nicht viel ärmer dadurch geworden? Du kannſt nicht mehr überall und mit Allen ſo glücklich und heiter ſein, die Welt ſchrumpft dir griesgrämig zuſammen. Ich habe auch wie du viele Täuſchungen erlebt, aber was thut's? Das iſt der Triumph des Bewußtſeins, daß wir unſere eigenſte und innerſte Natur uns nicht von der Welt zerſtücken und rauben laſſen, daß wir in unſerem Weſen keine Conceſſionen machen."

„Aber hör' mal, jetzt mußt du der Welt doch eine Conceſſion machen," ſagte Karl aufſtehend; und wie im Leben Bedeutſames und rein Aeußerliches ſo oft neben einander geſtellt iſt, ohne ſich im Geringſten zu ſtören, ſo auch hier. Rudolph mußte ſich gleich hinſetzen und ſich ſeinen blonden Backenbart, „das zerbrochene Hufeiſen," abnehmen laſſen. Wirklich ſah er auch nach dieſer Operation ſehr zu ſeinem Vortheil verändert aus, die feinen ſcharfgeſchnittenen Züge ſeines Geſichtes traten reiner und unbehinderter hervor.

„Komm, laß uns gehen," sagte dann Karl, der bei einer Gemüthsaufregung sich stets in so großer Unruhe befand, daß er nach einer körperlichen Kraftäußerung strebte; er beklagte sich dann oft darüber, daß er nur in einem scharfen Gang oder heftigen Ritt seine überquillende Kraft austoben lassen könne.

Die beiden Freunde verließen das Zimmer.

„Elisabetha," rief Karl. Diese kam und blickte Rudolph verwundert an, da er wiederum so ganz fremd aussah.

„Elisabetha," sagte Karl, „laß in meinem Schlafzimmer noch ein Bett herrichten, Rudolph wird bei uns wohnen." Dieser vermochte nicht zu sprechen, er verbeugte sich und die beiden Freunde verließen das Haus. —

Arm in Arm schlenderten sie durch die bewegten Straßen der alten Stadt, deren Glanz und historische Größe überall sichtbar ist, und die sich heute wieder zu erneuerter Bedeutung erhebt; sie gingen mit einander wie in den Tagen ihrer Jünglingszeit, Keiner sagte zu dem Andern: Komm, laß uns dahin gehen. Sie gingen mit einander wie Eine Seele, sie gingen mit einander wie Ein Körper.

Karl traf manchen Freund, der ihm vertraulich zuwinkte, er stellte aber Rudolph Niemand vor, „denn," sagte er, „erst will ich dich allein haben, und dann sollst du auch von mir ganz nagelneue Menschen bekommen."

Sie gingen hinaus nach dem Hafen, wo sie sich bald von dem wogenden Menschentreiben umfluthet

ſahen. Karl kannte die Neigung ſeines Freundes, der ſich gern im Volksgewühl tummelte und das bunteſte Treiben gern vor ſeinem ſtill beſchaulichen Auge vorbeiziehen ließ; da flatterten dann zahlloſe Gedanken wie bunte Genien um ihn her, oft aber auch folgte er im Anſchauen des mannigfachſten Wechſels einem einzigen Gedanken durch alle ſeine ſtrengen und weithinausragenden Conſequenzen, er ſah nichts mehr von all dem Gewühl, und wie die Magnetnadel im Sturm war ſein Geiſt unverrückt nach einem Pole hingerichtet.

Die beiden Freunde ſtanden oft ſtill, ſie redeten kein Wort, ſie hielten ja einander. Das iſt die ſtille Seligkeit der innern Befreundung, daß man ſich ſtill in ſich ſelbſt wie laut in den Andern verſenken kann.

Sie gingen den Strom entlang aufwärts, bis wo das Menſchengewühl ſich verlor und das Siebengebirge in ſeiner violetten Vergoldung hervortrat; die Sonne war im Untergehen und die Freunde ſtanden lange und ſchauten hinaus in dieſe Gluthenpracht.

„Morgen," ſagte Karl, „gehen wir zuſammen rheinaufwärts."

„Und deine Mutter mit."

„Und Schweſter," ergänzte Karl. —

Während die Freunde ſich draußen umhertummelten, hatte Eliſabetha die feinſten Linnen aus dem Schranke geholt und war beſchäftigt, das Bett herzurichten.

II.

Traulich ſaß der kleine Kreis um den runden, von einer Aſtrallampe erleuchteten Tiſch; Jedes war

ruhig und heiter in sich und freudig in dem Andern. Man lobte den schönen Abend, die Güte des Weines, ja sogar des Bratens, und sagte sich doch nur, daß, wo gute liebende Menschen beisammen sind, alles schön und gut ist.

„Sind Sie ein geborner Westphale?“ fragte die Mutter Rudolph unter Anderm.

„Nein, ich bin ein Ostpreuße.“

„Der tapfere Ostpreuße, der die vier Fragen gelöst, soll leben!“ rief Karl.

Die Gläser klangen hell.

„Es ist herrlich,“ sagte Rudolph, „daß die deutsche Nation anfängt, ihren Provinzialgeist, ihren Cantönligeist, wie ihn die Schweizer nennen, abzulegen; das hat sich hier so schön bewährt. Nord und Süd, Ost und West, wir alle sind eins, Alle müssen die Angelegenheiten der einen Provinz, des einen Staats als die des Gesammtvaterlandes anerkennen.“

„Unsere kirchlichen Zerwürfnisse, die sogenannten Kölner Wirren,“ sagte Karl, „sind ein gräßliches Hinderniß der politisch compacten Einheit; das, was vor allem noth thut, wird dadurch zerrissen und zersetzt; wäre Deutschland kirchlich eins, es stünde längst besser.“

„Immerhin,“ entgegnete Rudolph, „aber Deutschland hat noch einen andern Beruf, als den der bloßen politischen Freiheit; gerade darin, daß es kirchlich getheilt und diese Getheiltheit doch wieder geographisch und staatlich gemischt ist, gerade darin bekundet sich sein besonderer Beruf: die Geistesfreiheit, das reine und allgemeine Menschenthum, wie seine eigenthümlichen,

geſchichtlichen und zufälligen Beſonderheiten zur Anerkenntniß und praktiſchen Wirkſamkeit zu führen. Die deutſche Glaubensinnigkeit, die religiöſe und politiſche Pietät wird aus der Alles durchdringenden philoſophiſchen Erkenntniß zu einem höheren Endziel hinanſteigen; nicht die Gleichheit iſt das Höchſte, ſondern die Freiheit der Ungleichheiten, der Individualitäten, in ihrer rein perſönlichen und ihrer gemeinſchaftlichen Erſcheinung. Das gilt mehr als die bloße alte Toleranz oder Duldung, die an ſich vergänglich und wandelbar ſein muß."

„Die Duldung wandelbar?" fragte die Mutter, „warum denn?"

„Weil die Duldung nur aus dem Gemüth oder näher aus dem Gefühl ſtammt; man läßt einander gewähren, weil man ſich in nachgiebiger Stimmung befindet, man verzeiht dem Andern ſeine irrthümliche oder befangene Anſchauungsweiſe, als welche man ſie aber doch immer betrachtet; ändert ſich die Gemüthsſtimmung, ſo bricht, wie ſich das gezeigt hat, die alte Anſicht grell hervor; iſt man aber zur Erkenntniß und Anerkenntniß hindurchgedrungen, dann erſt ſteht Alles auf ſicherem Boden; die bloße friedfertige Stimmung, die humane Nachſicht ſteht der Einſicht und Erkenntniß, die zur Liebe wird, weit nach; dort läßt man die Verſchiedenheiten gelten, inſofern man etwas allgemein Gültiges darin anerkennt, das Unterſcheidende, Eigenthümliche aber betrachtet man noch immer als irrthümlich oder fehlerhaft; hier aber lernt man das ganz Individuelle mit allen ſeinen Beſonder-

heiten als Berechtigtes und Nothwendiges anerkennen und lieben."

Die Mutter zuckte leise mit den Achseln, man konnte nicht leicht enträthseln, ob sie dem Gedankengang nicht folgte, oder ob sie ihn lückenhaft fand und eine Einwendung machen wollte; als sie indessen schwieg, fuhr Rudolph fort:

„In der Erkenntniß und Durchbildung der Einzelnheiten liegt die Harmonie: nicht daß Alles Einen Klang habe, ist das Wesen der Harmonie, sondern daß Alles Einklang habe, daß die Töne in ihrer Verschiedenheit beharren, daß sie aber ihre eigenthümliche Natur zur Reinheit ausbilden; in dieser Reinheit schließen sie sich dann vermöge ihrer innersten Natur dem Gesammtklang an, frei und selbständig gehen sie doch im Ganzen auf. Das ist meiner Ansicht nach die höhere deutsche Freiheit und ächte Harmonie."

Elisabetha blickte freudestrahlend auf Rudolph, alle ihre Züge bekundeten theilnehmende Spannung, unwillkürlich nickte sie seinen letzten Reden zu, und als er sie fragte, ob sie ihm „beistimme," fühlte sie sich gehoben und geehrt durch diese in nicht bloß galantem Ton ausgesprochene Frage; nach einigem Zaudern, in dem sie überlegte, ob es nicht ungerecht wäre, ihre Anwendung zu verschweigen, sagte sie:

„Ließe sich nicht als Beleg für Ihre Ansicht geltend machen, daß eigentlich nur wir Deutschen allein den vierstimmigen Gesang als volksthümlichen und natürlichen haben?"

Sie war froh, als sie diese Worte heraus hatte; denn sonderbar, so frei und sicher sie sich mit Rudolph besprach, als sie sich heute mit ihm in einer außerordentlichen Situation zusammengefunden hatte, so schüchtern und scheu war sie jetzt, seine Gedanken schienen ihr so tiefgreifend, daß sie ihr eine gewisse Ehrfurcht einflößten; Rudolph aber war entzückt, daß er so verstanden und beistimmend von ihr aufgenommen wurde. Da fuhr Karl mit den Worten drein:

„Und das Rädergeklapper bildet die Instrumentalbegleitung zu Eurer Vocalharmonie. Materielle Interessen! schallt es von allen Seiten. Ihr Philosophen seid abgethan, die Börsen sind die peripatetischen Schulen der neuen Welt, die Freiheit muß auf Actien gegründet werden und eine gute Dividende abwerfen; materielle Interessen ist das Losungswort der neuen Zeit, Niemand denkt mehr an uneigennützige Liebe zur Freiheit, wie viel weniger das materielle Wohl dafür in die Schanze zu schlagen. Da sollen wir auf einmal eine Nation von Industriellen werden, alle Schönheit, alle reinere Kraft und Fülle geht darüber zu Grunde.“ —

Jeder Andere hätte wohl aus Rücksicht für die Frauen das Gespräch auf minder ernste Gegenstände gelenkt, Rudolph aber hielt es aus einer höheren Rücksicht für die Frauen fest; denn er glaubte, daß wir unsere Achtung vor den Frauen dadurch wahrhaft bezeugen, wenn wir uns ihnen gegenüber nicht bloß in Tändeleien oder eleganten Geistesspielen ergehen, sondern wenn wir auch die ernstesten Dinge vor und mit

ihnen zu verhandeln geneigt sind; das, glaubte er auch, müßte die in den Augen der Frauen versinkende Würde der Männer — deren Folgen sich in der nicht verstandenen Emancipationssucht zeigten — wiederherstellen. Dem Drang des Herzens sowohl als dem Bewußtsein folgend, sagte er daher gegen Karl gewendet:

„Es wundert mich, daß auch du zu den politischen Supranaturalisten oder Idealisten gehörst; ja lache nur, es ist nichts anderes. Ihr glaubt auf dem Boden der praktischen Wirklichkeit zu stehen und schwebt in ätherischer Nebelhöhe; Ihr glaubt die Idee, Gott, die Freiheit, erhabener zu halten, wenn Ihr sie von allem materiellen entfernt und trennt; betrachte aber (um bei dem Letzten stehen zu bleiben) die Geschichte aller freien Nationen und Städte, Rom, Venedig, Genua, die Hansa, die Niederlande, England: die Freiheit hat stets eine reiche materielle Basis und materielle Hebel. Wie Gott nur in der Welt, so ist auch die Freiheit nur im materiellen Wohl. Mißverstehe mich nicht, die Freiheit ist nicht das materielle Wohl, dieses ist nur ihr entsprechender Körper, die Freiheit ist die Seele desselben; Du kannst Gott und Welt, Seele und Leib nicht trennen, wenigstens nur dem Begriff, nicht dem Wesen nach; materielles Wohl ist weit entfernt von Habgier und Genußsucht, Alles ist des Mißbrauchs fähig, das schließt aber die Würde der Sache und ihren richtigen Gebrauch nicht aus. Jeder Weitersehende muß sich daher des Strebens nach materiellem Wohl erfreuen.“

„Ich weiß," ſagte Karl bitter lächelnd, „es gehört jetzt zum guten Ton, tagtäglich in die Welt hinein zu rufen, wir ſeien groß, ſtark und glücklich; wir nennen uns frei, weil wir zu einem frechen Nachbar ſagen dürften: du ſollſt nicht ſtehlen; aber von alten näheren Diebſtählen und Unterſchleifen, da ſpricht Niemand mehr ein herzhaftes Wort. Ich weiß, du wirſt mich vielleicht auch einen antiquirten Liberalen von Anno 30 nennen und mich in die Rumpelkammer einer abgethanen Epoche verweiſen; ich erkenne wohl, daß man vielleicht hin und wieder zu weit ging, indem man alle Zuſtände als ungeheuerliche, barbariſche darſtellte, und die Nation ſo durch derbe Vorwürfe aufzuſtacheln wähnte; jetzt aber hat man dieſe Redeweiſe umgeſtülpt, da wird gehätſchelt, gelobhudelt und geliebäugelt, eine ſchmeichleriſche Vertrauenspolitik nach unten und oben wird aufgepflanzt, und wir glauben's am Ende ſelber, daß es gut mit uns ſteht. Es iſt eine wunderbare Zeit: Lämmer und Wölfe weiden mit einander, Philoſophen und Induſtrielle ziehen zufrieden an Einem Karren. Ich gehöre nicht zu den Zufriedenen; was Gutes da iſt, hat der Zeitgeiſt gegen den Willen der Herren ſelbſt hervorgerufen."

Karl ereiferte ſich noch weiter in dieſem Ton und hier offenbarte ſich eine Kluft zwiſchen den Geſinnungen der Freunde, denn Karl hatte den Standpunkt inne, wo man das Thatſächliche, Unmittelbare und Nächſte im Auge, dieſes mit Ungeſtüm fordert, während Rudolph, das Allgemeine und ſeine Entwicklungen beachtend, ſich an den ſiegenden Gedanken und die Idee

hielt. Das Gespräch schien sich indeß doch zu weit zu verlieren und Rudolph lenkte wieder ein, indem er sagte:

„Gerade darin, daß der Geist die Materie bewältigt und, wie du sagst, der Zeitgeist das Gute gegen den Willen der Herren hervorruft, gerade darin liegt für den Sieg der Idee mindestens das Ungefährliche beim Streben nach materiellem Wohl. Materielles Wohl ist Gesundheit, und die Freiheit ist, wie schon dein Börne sagt, eigentlich bloß Gesundheit."

Auch Karl suchte einzulenken, und das Glas ergreifend, sagte er:

„Im Trinken ist materielles und geistiges Wohl, stoß' an, wir wollen auf dein Wohl trinken." —

Elisabetha verschüttete vom Wein, als sie mit Rudolph anstieß.

„Elisabetha," sagte Karl, „will hiemit symbolisch andeuten, daß bei jedem Wohl auch Ueberfluß sein muß." Er stand auf, setzte sich an das Klavier und sang mit frischer, nur etwas zu gewaltiger Stimme ein Polenlied; er drang auch in Elisabetha, daß sie singe; sie weigerte sich, aber Karl wurde immer dringender und härter; Elisabetha begann endlich mit zitternder Stimme das liebliche niederrheinische Volkslied: „Im Sommer, im Sommer, das ist ja die schönste Zeit."

„Ich kann nicht, ich kann nicht," rief sie aber bald nach den ersten Tönen und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Elisabetha war als Kind von sechs bis sieben

Jahren ein vollkommen muſikaliſches Wunder," ſagte Karl, „ſie lernte bald Muſik und dann wußte ſie ſchnell anzugeben, aus welchem Ton die Hausſchelle klingelte."

„Oft ganze Tage," ſagte die Mutter, „ſprach ſie Alles in einem ſelbſtgemachten Singſang."

„Muß ich dabei ſein, wenn Ihr mein Signalement gebt?" fragte Eliſabetha. Rudolph nahm die von ihr gewünſchte Wendung auf, indem er ſich ſelber zum Gegenſtand des Geſprächs machte.

„Es iſt ſonderbar," ſagte er, „welche ſchnurrige Eigenthümlichkeiten die Kinder oft haben. Als Kind liebte ich nichts mehr als die pompöſen Leichenbegängniſſe, ich war immer dabei und hatte gar keine Ahnung von dem tiefen Ernſt dieſer Ereigniſſe; überhaupt iſt es merkwürdig, daß Kinder den Tod gar nicht begreifen können. Meine Mutter erzählte mir oft, ſie ſagte einſt zu mir, als ich ſie betrübte: „Rudolph, wenn du nicht brav biſt, ſo ſterbe ich." „Mutter," antwortete ich unbekümmert, „ei, das giebt aber keine ſchöne Soldatenleiche."

Man vertiefte ſich immer mehr in die Uranfänge unſeres geiſtigen Daſeins, die tiefſten Schleuſen der Innerlichkeit öffneten ſich und ſchwellten den Strom der Unterhaltung immer lebendiger; man hatte von den Anfängen des religiöſen Bewußtſeins geſprochen und Eliſabetha ſagte, die Worte faſt nur leiſe hinhauchend:

„Die Liebe, die ich als Kind zu unſerm Heiland hatte, iſt unbeſchreiblich, ach! er iſt ſo himmliſch gut,

alle Schmerzen der Welt nahm er auf sich; ich wollte ihm nacheifern, ich dachte mir immer: eine gewisse Summe von Schmerz und Unglück muß in der Welt sein; wo ich einen Unglücklichen sah, wünschte ich, daß ich sein Unglück hätte, einen Kummer nahm ich mit Freude über mich, es hatte ihn ja kein anderer, wenn Ich ihn hatte." Ihr Auge leuchtete hell und Rudolph sog den Lichtstrahl tief in sich ein; da schwand alle rationelle Discussion, wo die Herzensgüte sich so offenbarte. Nach einer Pause erwiderte er:

„Ich war nicht so gut wie Sie, Fräulein Meurer, meine moralische Anschauungsweise beruhte in meiner Kindheit auf einer ganz entgegengesetzten eigenthümlichen Grundlage. Ich hörte immer, daß die Beherrschung unserer Natur das Höchste sei, ich aber war gar wild. Wenn ich nun so z. B. in der Kirche stand, und beim leisen Gebet Alles so stille war, daß man nichts hörte als den Pendelschlag in der hohen Thurmuhr, da sagte ich oft zu mir: ei, du bist doch recht brav und gut, du könntest ja jetzt jodeln oder mit deinem Gesangbuch eine Fensterscheibe einwerfen; daß du dies nicht thust und die Kraft es zu thun im Zaum hältst, ist das nicht recht brav?"

Ohne daß sie es wußten und wollten, ward die Unterhaltung bald zum Zwiegespräch zwischen Rudolph und Elisabetha; Karl spielte Variationen über ein modernes Operuthema, die Mutter stand hinter ihm auf die Stuhllehne gestützt und wendete ihm das Blatt. Rudolph und Elisabetha saßen mehrere Schritte von ihnen entfernt. Sie waren so beredt gewesen, als

Bruder und Mutter noch zuhörten; jetzt, als sie gewissermaßen allein waren, saßen sie stumm einander gegenüber; sie hatten in ihre Kindheit zurückgegriffen und sich die wunderlich bedeutsamen Spiele ihres ersten Lebens gezeigt, das konnte indeß noch immer als bloßes allgemeines gegenseitiges Interesse gelten. Es liegt aber ein wohliges Behagen in der Empfindung, daß man aus allgemeineren Anschauungen und Besprechungen sich wieder in sich selber vertiefen darf, daß man für die Darstellungen, die sich an das Ich anknüpfen, ein traulich theilnehmendes Ohr findet; dieser Empfindung liegt das mehr oder minder klare Bewußtsein zum Grund, in unserer Persönlichkeit nach ihrer individuellen Erscheinung und nicht blos in dem allgemein Menschlichen in uns aufgenommen zu sein von einem Andern.

So saßen die Beiden einander gegenüber, sie spielten innerlich mit ihrer beiderseitig verklungenen Kindheit, die doch nur die Gegenwart mit geheimem Zauber wieder auferweckt hatte; ihre Gedanken mochten sich begegnen, als Rudolph leise begann:

„Waren Sie mit der Antwort zufrieden, die ich Ihrer Mutter gab, als sie über unsere Unterredung examinirte?“

Elisabetha blickte verlegen nach ihrer Mutter, dann schlug sie die Augen nieder und sagte:

„Sie können aber doch eine recht treuherzige Miene machen und dabei eine Unwahrheit aussprechen.“

Rudolph vertheidigte mit ziemlicher Beredtsamkeit dieses so oft von der Welt aufgenöthigte Verfahren,

er ſprach noch lang und vielerlei, er erzählte ausführliche Einzelheiten ſeiner Reiſe, es war ihm faſt gleich, was er ſprach, dienten ihm ja die Worte dazu, daß ſein Auge auf ihrem Antlitz ruhen konnte und daß ihr Blick ihm zugewendet war; hätten ſie ſich ſo anſchauen können ohne Worte, Rudolph hatte längſt geſchwiegen.

Die Mutter war indeß in das Zimmer Karls gegangen, ſie ſuchte ein Buch und in dieſem eine Stelle, ſie nahm ein blaues Papierchen, legte es zwiſchen die Blätter und dann das Buch auf das Tiſchchen vor dem Bett Rudolphs; als ſie wieder eintrat, ſtellte ſie ſich wie zuvor hinter den Stuhl ihres Sohnes, der ſich bei ſeinem Spiel heftig hin und her bewegte; ſie legte leiſe ihre Hand auf ſein Haupt, Karl hielt alsbald inne. —

Es war ſchon ſpät geworden, als man ſich endlich trennte, die beiden Freunde aber plauderten noch lange mit einander, als ſie bereits in ihren Betten lagen und das Licht gelöſcht hatten. Es liegt ein friedlich warmes Behagen in dem Austauſch der Worte, die von ungeſehenen Freundeslippen ſtrömen, da ſpricht ſich Manches unverhohlen aus, was man ſich nicht ſagen kann, wenn man ſich anſchaut. Es giebt unzählige Menſchen, die im innigſten Umgange mit Freunden nie das Wort „Lieber“ ausſprechen können, ſchreiben können die meiſten Menſchen die feurigſten Freundſchaftsäußerungen, aber ſprechen nicht; von Nacht und Dunkel eingehüllt treten aber die Myſterien des Seelenheiligthums frei heraus in Laut und Wort, das

Sprechen wird lautes Denken. Rudolph erzählte seinem Freunde, wie selig er sei, daß sie sich so warm und treu wiedergefunden, er enthüllte ihm, wie er sein ganzes Wesen gehoben fühle von der reinen und frischen Lebensluft in seinem elterlichen Hause, er erging sich in den kühnsten Ueberschwänglichkeiten und wünschte sich sogar einmal, jetzt, in diesem ätherreinen Wonnegefühl zu sterben, denn ihm könne kein erhabenerer Hochpunkt folgen. Karl bekundete in seinen halbschläfrigen Antworten nur seine Zuhörerschaft und daß er noch wach sei; als nun Rudolph, den sein letzter Ausspruch gereute, denselben zu berichtigen suchte, da er sich wohl noch einen erhabeneren Hochpunkt des Wonnegefühles denken konnte, erhielt er keine Antwort mehr von seinem Freunde — er war eingeschlafen. In Rudolph aber brauste es noch immer so gewaltig, daß er das Rollen seines Blutes zu vernehmen glaubte. Er führte all die Begebnisse dieses Tages nochmals vor seiner Seele vorüber; das war zwar nicht geeignet, ihn zu beruhigen, aber er täuschte sich, wenn er glaubte, Ruhe suchen zu wollen. Jetzt, mit geschlossenen Augen schaute er all' das Vergangene noch seliger, noch verklärter, immer weiter drängte ihn sein Geist, und als er endlich in Gedanken vor dem Bett der schlafenden Elisabetha stand und einen reinen stillen Kuß auf ihr geschlossenes Auge drückte, da flüchtete er sich scheu wie ein Frevler zurück; er suchte die Zügel seines Geistes wieder zu fassen, es wollte es ihm nicht gelingen. Er zündete sich ein Licht an; in der sichtbaren Gestalt seiner Umgebung sollte er sich selber wieder finden.

Rudolph hatte mit vielen Denkern und Grüblern die Eigenheit, daß er gern mit ſich ſelber pſychologiſche Experimente machte; oft, wenn ihn die perſönlichſten Lebensintereſſen und Stürme bewegten, ſuchte er ſich mitten in denſelben in allgemeine Ideen und Geiſtesanſchauungen zu erheben, da nahm er dann ſeinen Hegel oder einen der großen Alten zur Hand; feſt und abgeſchloſſen wie die unwandelbaren dem Himmel entſproſſenen Göttergeſtalten, ſtanden hier in heiliger Ruhe die Weltgedanken, kein Band flatterte hier, an das er ſein unſtetes momentanes Denkleben knüpfen konnte; gelang ihm aber das Hinausheben über ſich ſelber, ſo war ſeine Seele beruhigt und begütigt.

Dieſe individuelle Beſonderheit Rudolphs war nur eine Steigerung ſeiner Standeseigenheiten; wir Büchermenſchen, Gelehrte oder wie man uns nennen mag, fühlen uns oft arm und kahl, wenn wir einen ganzen Tag oder gar mehrere Tage blos die wandelnden Typen des Lebens beſchaut, wenn blos die verhallenden Worte in uns angeklungen; wir flüchten dann in die geſchriebene Welt und fühlen uns heimathlich geborgen in ihr.

Rudolph ſuchte ein Buch, und wie war er freudig erſtaunt, als er ein ſolches auf dem Tiſch vor ſich fand. Es waren die „Predigten über den chriſtlichen Hausſtand von Schleiermacher;“ er fand ein Zeichen von blauem Papier darin, er ſchlug die dadurch bezeichnete Stelle auf und las: „In demſelben Maße als jene Sagen verklungen ſind, daß einſt nicht ſelten

Engel zu den Menſchen herabkamen und ſich gaſtlich von ihnen aufnehmen ließen, um ſie für den Himmel zu erhalten und zu ſtärken, in dem Maße fühlen wir, daß in dieſer natürlichen Ordnung der Dinge wir Einer dem Andern ſollen Engel Gottes ſein, und daß deßhalb die Kraft des Geiſtes unter uns wohnt, damit wir das einander werden können. Und wie damals die Engel des Herrn den Lieblingen Gottes nicht nur beim einſamen Gebete erſchienen und beim ſchmerzlichen Opfer, ſondern auch indem ſie in behaglicher Ruhe unter einem Feigenbaume ſaßen, freundlicher Gäſte erwartend: ſo ſollen auch wir einander tröſten, belehren, erheben, nicht nur in den feierlichen Stunden der Andacht oder der Trauer, ſondern auch in den leichteren Augenblicken geſelliger Ruhe und Freude. Und wie vielfältig können wir das, ohne etwa den eigenthümlichen Ton dieſes Lebensgebiets auf eine ängſtliche Weiſe umzuſtimmen! Wo ihr durch die gründliche Freudigkeit und Zuverſicht eures Herzens eine drückende Stimmung eines Andern beſiegt; wo ihr durch ein treffendes Wort eine Verwirrung des Gefühls oder des Urtheils auflöſet; wo ihr durch eine leichte aber ſichere Wendung den Scherz von der Grenze des Sträflichen zurückzieht, der Fröhlichkeit die Gemeinſchaft mit dem höheren Gehalt des Lebens bewahrt und die geiſtige Sehnſucht rege erhaltet: da überall ſeid ihr als Engel Gottes erſchienen. Und dies alles ſoll und kann ja in dem geſelligen Leben der Chriſten nichts Seltenes ſein. Laßt uns nur immer mehr von den drückenden und großentheils unnützen Feſſeln uns

befreien, die wir uns im geſelligen Leben auferlegt haben, damit nach Entfernung alles Fremden und Störenden diejenigen deſto fröhlicher mit einander leben, die einander zugehören durch die Gleichheit des Geiſtes, der ſie erfüllt, und der Liebe, die ſie beſeelt; dann werden wir auch in unſerem geſelligen Leben ebenſo geſegnet ſein wie jene Erzväter es waren. Jedem erſcheint dann ein tröſtender oder warnender Bote Gottes, wo er deſſen bedarf, und im Gegenſatz gegen jene alte Geſchichte, wo die größeren Beſtrebungen der Menſchen dadurch zerſtört wurden, daß der Herr ihre Sprache verwirrte, ſie von einander ſonderte, wird auf dieſem Wege von dem Kleinen aus, von den häuslichen Kreiſen der Einzelnen und Dem, was ſich unmittelbar damit verbindet ein ſchönes Verſtändniß der Geiſter, ein freier, hülfreicher Verkehr ſich immer weiter verbreiten. Alle werden, dieſelben Zeichen verſtehend, dieſelbe Sprache redend, mit vereinten Kräften an dem gemeinſamen Werk arbeiten und Jeder dem Andern kommend und gehend, freundlich gebend und empfangend in den heitern und doch bedeutenden Augenblicken des Lebens als Engel des Herrn begegnen. Amen."

„Amen!" wiederholte Rudolph wie mit leiſem Gebet, er küßte unwillkürlich das offene Buch, löſchte das Licht und hüllte ſich in die Kiſſen. Er überlegte, wer ihm das Buch hingelegt haben möchte; bald aber verließ er dieſe Muthmaßungen wieder und durchdachte die beſänftigend ſchöne und echtmenſchliche Weltanſchauung des chriſtlichen und echtmenſchlichen Pre-

digers, bis er in Schlaf versank. Wunderbar! von Allem, was heute so ausschließlich seine Seele beherrscht hatte, ragte nichts hinein in sein Traumleben, er hatte heute nur Einmal aber innig seines verstorbenen Vaters gedacht, und nun wandelte er im Traum an seiner Seite vor den Thoren seiner Vaterstadt. Es war immer ein rührender ja fast wehmüthiger Anblick, wenn der schmächtige Vater, dessen Tagewerk als Briefträger ein immerwährender mühevoller Gang war, sich noch am Abend keine Ruhe gönnte und seinen Rudolph an der Hand nochmals einen weiten Gang vor den Thoren mit ihm machte und sich so an seinem lieben Sohn allein erfreute. — — —

III.

„Es ist merkwürdig, daß deine Schwester Lisbeth heißt," sagte Rudolph andern Morgens zu seinem Freunde, und dieser erwiderte:

„Ich sehe nichts Merkwürdiges daran, nur das ist eigen, daß sie sich ihren Namen durchaus nicht verkürzen und verketzern läßt, wir müssen den fünfsilbigen Namen immer ganz aussprechen; wir wollten sie Elise oder Betty oder sogar Bettine heißen, und nun machst du gar das populäre Lisbeth daraus."

„Der Name ist germanisch-heidnisch und ebräisch zugleich," sagte Rudolph leichthin, „er heißt im Alten Testament Elisseba."

„Du hast doch noch was von deinem Theologen

übrig behalten," lachte Karl. „Nun ſag', Fridolin, du frommer Knecht, biſt du auch noch immer ein ſo moraliſcher Rigoriſt, wie du als Theologe warſt?" Karl knüpfte noch eine verfängliche Frage hieran, worauf Rudolph erwiderte:

„Du weißt, was mir Halt und Zuverſicht gab, als ich Theologe war. Ich mußte mir geſtehen, ich war dogmatiſch oder kirchlich ungläubig, ich fand eine Berechtigung zu meinem Beruf nur darin, daß ich mich ſittlich rein zu erhalten trachtete und den gleißneriſchen Sophismen der Weltſitte kein Gehör gab; das gab mir ein Recht, Sittenprediger einer Gemeinde zu werden. Als ich nun von inneren und äußeren Verhältniſſen beſtimmt die theologiſche Carriere aufgab, da ſagte ich mir: das ſoll mir kein Freibrief ſein, um den Nachgiebigkeiten des Weltlebens anheim zu fallen; ich bin es meiner Selbſtachtung ſchuldig, mir treu zu bleiben. Karl, trotz Stürmen und Verlockungen, ich bin es" — —

Rudolph und Karl gingen nach dem Dom, aber nicht mehr allein, denn Eliſabetha ging zwiſchen ihnen.

Jeder hat wohl ſchon auf einer längeren Reiſe, bei einem längeren Aufenthalt in einem Gaſthofe oder einem Badeorte bemerkt, daß man am Morgen nach einer tiefer anmuthenden freundlichen Begegnung von geſtern, einander näher und vertrauter erſcheint, als man ſich am Abend verlaſſen. Das Leben des Einzelnen hat ſich wieder in ſich zurückgezogen, die Erinnerung an den Andern hat ſich behaglich in die ſchlummernde Seele eingelebt, und nun tritt man ſich

neu und frisch als alte Bekannte gegenüber. So auch und mit gesteigerter Empfindung blickten Rudolph und Elisabetha einander an. Rudolph bewunderte den leichten und sicheren Gang Elisabetha's, ihre Haltung war gerade, in sich sicher und abgeschlossen, ihre schlanke Gestalt schien höher in der freien Bewegung; nur den modischen Hut verwünschte Rudolph, ihm war an Elisabetha die schöne Bildung ihres Kopfes nicht entgangen, dessen zierliche Rundung durch das platt anliegende gescheitelte Haar so schön hervortrat; alles dieses war nun durch die feststehende steife Aufstülpung des Modehutes wie verschwunden.

„Einen Gang nach dem Dom," sagte er zu Elisabetha, „sollten Sie mit dem einfachen Schleier auf dem Kopf machen, das müßte Sie sehr gut kleiden."

„Ei, Sie haben auch ein Auge für die Moden? Das ist schön. Aber so ein großer Philosoph Sie auch sein mögen, Sie können doch nicht ermessen, welch ein Muth dazu gehörte, der Mode zu trotzen."

Sie gingen über den Wallrafsplatz und standen plötzlich vor dem Dom still. Niemand redete ein Wort, Elisabetha blickte leise nach Rudolph, sein Antlitz war wie verklärt; endlich faßte Rudolph die Hand Elisabetha's und sagte:

„Das konnte der Glaube! Er konnte Berge versetzen, sie frei und fest hämmern als Zeugen und Hüllen seiner Andacht, denn der Glaube ist die unendliche Alles besiegende Liebe."

Er hielt die Hand Elisabetha's noch fest, sie standen

auf offener Straße, sie wußten es nicht, aber sie fühlten, es durfte, es mußte so sein.

Sie waren im Dom. Wegen der Bauten im Innern wurde nur in einer Seitenkapelle Messe gelesen, aber die eben wie fernher verklingenden Orgeltöne übten so einen eigenthümlichen magischen Zauber.

„Ich komme mir immer so groß und doch wieder so klein vor, wenn ich unter diesem heiligen Säulenwald umherwandle," sagte Elisabetha, „das haben Menschen, unsere Vorfahren gepflanzt; wie klein ist eine Menschengestalt gegen diesen Bau, und doch wie klein ist dieser Riesenbau wieder gegen das Werk der Natur draußen!"

Betende lagen hier und dort knieend vor einem Altar, inbrünstig murmelten sie leise ihre Gebete, unbekümmert um Alles, was um sie her vorging. Rudolph sagte zu Karl:

„Es hat gewissermaßen eine typische Bedeutung, daß der betende Katholik sich von der geräuschvollen Theilnahmlosigkeit der Weltkinder um ihn her nicht irren und behindern läßt; er läßt sich und seine Kirche zum Gegenstand der forschenden Betrachtung machen, er läßt sich in Gedanken hin- und herwenden, ihn kümmert es nicht; so steht auch der Katholicismus, umrauscht von den Wogen der Weltgeschichte, umkreist von den Gedankenschwärmen der freien Philosophie fest und unbeweglich; die vorbeirauschende Welle, der aufsliegende Gedanke wähnt nur ihn überwunden zu haben; wie mancher Gedankenaar ist schon auf seinem kühnen freien Flug ermattet, hat seine Sonnenregion verlassen

und ist flugerlahmt zurückgekehrt auf den unbewegten Fels! Der Katholicismus ist die absolute Religion, er ist die strengste Consequenz des Glaubens.“ Und nun führte Rudolph die beiden Consequenzen aus, daß man entweder Katholik oder Pantheist sein müsse.

Elisabetha schien diesem Gedankengang nicht zu folgen, sie fragte Rudolph bei einer Pause:

„Sind Sie denn nicht auch Katholik?“

„Nein,“ erwiderte dieser mit einer besondern Bestimmtheit, und doch zitterte dieses Nein in ihm nach, denn er ward inne, welche persönliche Bedeutung dieses für ihn haben könnte; aber, sagte er schnell wieder zu sich, ihr Wohlwollen — Liebe wagte er es noch nicht zu nennen — kann und darf hieran kein Hinderniß finden; nicht ein unbewußter unerklärlicher Zug hat unsere Seelen einander erschlossen, sondern die Erkenntniß des Charakters; nicht als Kinder einer sichtbaren Kirche, sondern als bewußte Menschen der unsichtbaren Kirche haben wir uns in ihren heiligen Gedankenhallen gefunden. —

Rudolph hätte gern in den Mienen Elisabetha's den Eindruck erforscht, den diese neue Eröffnung auf sie gemacht, aber er konnte nicht, denn sie waren eben vor das Dombild, diesen herrlichen Schatz altdeutscher Malerei, getreten. Man hatte sich mitten in der Kirche in Betrachtungen verloren, die weit hinausführten, dies schien einen gewissen Zwiespalt, ein Gefühl der Fremdartigkeit in Allen erregt zu haben, sie wollten einander ferner durch kein Wort mehr stören.

Schweigend gingen sie endlich die Treppen und

das Gerüste hinauf nach der Kuppel des Doms, und hier in dieser morgenfrischen sonnigen Fernsicht athmeten sie wieder neu. Die Nebel waren gewichen und hell erglänzte der Strom, die Ebene, die Stadt und die jetzt so nahen Berge. Als sie sich sattsam an diesen herrlichen Ueberblicken erquickt hatten, begann Karl seinem Freunde die Structur des Baues in seiner jetzigen Gestalt und in seiner einstigen Vollendung darzuthun, er konnte aber nicht unterlassen, am Schluß seine ketzerischen Ansichten hinzuzufügen, ketzerisch, insofern sie den heutigen Sympathien entgegentreten, denn er sagte:

„Man sollte diesen Bau nicht vollenden, man sollte ihn nur in seiner jetzigen Gestalt zu erhalten suchen. Worin besteht denn die eigenthümliche Schönheit eines gothischen Baues? In seinem Alter und nicht darin, daß er absolut schön ist. Uebermenschliches, ich möchte sagen Faustisches, soll man nicht vollenden, die Phantasie hat an dem „Schluß fehlt" den besten Spielraum; sodann ist der unvollendete Bau unmittelbarer historisch als der vollendete."

Karl, der den materiellen Bestrebungen so abhold war, hätte sich an der hingebenden Liebe der Zeit für ein historisches Heiligthum erfreuen müssen; aber es ist unendlich schwer und selten, daß Alles mit dem Principe übereinstimmt. Rudolph wendete sich indeß nicht nach dieser ungedeckten Seite, denn er erwiderte:

„Gerade darin, daß, was die Glaubensinnigkeit begonnen, die Erkenntniß, die historische und künstlerische Achtung vollendet, gerade darin liegt eine hohe Würde unserer Zeit. Der von uns vollendete Bau wird die

Steine der Gläubigen und Freidenker gleich fest an einander schließen und ein Denkmal des vereinten Nationalgeistes und des versöhnten Weltgeistes sein."

Karl äußerte die Befürchtung, daß der von oben patentisirte Enthusiasmus für diesen Nationalbau zu einer Kinderrassel werden könne, über der man die ernsten Fragen und Schmerzen vergesse, und daß man sich schon damit genügen könne, der Idee der Nationaleinheit gleich ein Denkmal zu setzen, was sich erst nach der praktischen Verwirklichung derselben gebühre.

Rudolph erwiderte mit auffälliger Heftigkeit, daß man sich an jeder Aeußerung der Idee der Nationaleinheit erfreuen müsse, und Karl schwieg.

Elisabetha hatte während dieser ganzen Zeit still und oft abgesondert gestanden; so sehr sie auch an eine gewisse Geistesfreiheit gewöhnt war, diese fertige und offene Rücksichtslosigkeit Rudolphs machte ihr doch ein gewisses Bangen, er brannte bei jedem Anlasse so leicht und schnell das schwere Geschütz der Philosophie los.

Im Heruntersteigen nahm Elisabetha ihren Bruder bei Seite und flüsterte ihm etwas in's Ohr, dieser aber sagte laut:

„Nein, nein, du mußt mit in die Gemäldeausstellung gehen."

Rudolph stand einige Stufen weiter unten, er kehrte sich um und mit einem wehmuthsvollen Blick nach Elisabetha aufschauend, sagte er:

„Warum wollen Sie nicht mitgehen?"

Elisabetha ward von dieser Frage sonderbar betroffen und erwiderte: „Ich gehe mit."

Nach einem Gang rings um den Dom gingen die Drei mit einander nach dem Gürzenich, dieſer gewaltigen Freudenhalle, die ſchon ſo viel Luſt und Jubel in ſich geborgen und noch im vorletzten Winter ein 400jähriges Jubiläum gefeiert hat; heute war Alles von den ſtillen Harmonien der Farben erfüllt, und ſtill wandelten die Menſchen zwiſchen den Bildern auf und ab, gleich als ſpräche nur das Auge mit den zu ihm redenden Bildern und Farben.

Eliſabetha fühlte ſich vorzugsweiſe von den Landſchaftsbildern angezogen, von denen ſie die meiſterlichſten kannte und ſchnell wiederfand, während ſich Rudolph und Karl mehr den hiſtoriſchen und ſogenannten Tendenzgemälden zuwendeten.

Lange verweilten ſie vor einem großen Gemälde, „Rebekka und Iſaak“ mit Bezug auf die Stelle 1 B. Moſes, K. 24. V. 61—65 darſtellend; Rebekka ſteigt, etwas ſehr im Negligé, von dem Kameele, und Iſaak hält, im Tiefſten betroffen, die Zügel in der Hand; im Hintergrund ſitzen ſchöne Sklavinnen auf den Kameelen, ein feuriges Kolorit liegt über dem Ganzen.

„Die Haltung iſt mir eigentlich nicht bibliſch genug,“ ſagte Karl, „es kommt mir immer vor, als ſollten das Beduinen ſein. Es iſt doch merkwürdig, wir verlangen von dem bibliſchen Bauern- und Hirtenleben eine beſondere Idealität, weil dieſe Geſchichten uns von Jugend auf ſo erſcheinen und doch iſt es nur patriarchaliſch ſinnlich.“

„Sinnig,“ berichtigte Rudolph. „Unſere Maler könnten aber auch wohl unſer Leben, wie es in Dichtung

und Wirklichkeit hervortritt, ſo auffaſſen;“ zu Eliſabetha gewendet fuhr er ganz leiſe fort: „ich wünſchte, daß ein Maler die Scene von Lisbeth und dem Jäger malte, das wäre herrlich! im Hintergrund, entfernt von Beiden und von ihnen nicht bemerkt, der Diaconus, ſeine Hände ſegnend nach dem Paare ausbreitend, das im Vordergrund vor dem Altare kniet, von der Sonne verklärt ſich ſelber einſegnet.“

Eliſabetha hörte ihm mit geſchloſſenen Augen zu.

„Ich finde,“ ſagte Karl wieder, „daß der Maler hier die Situation ſehr gut gewählt hat: Rebekka wendet ihren Blick weg, während Iſaak ſehnſüchtig nach ihr ſchaut, ihre Blicke haben ſich ſchon in Liebe begegnet; der Mann iſt kecker und ſchaut ſie noch unverwandt ſo an, Rebekka hingegen wendet ihr Auge verſchämt zur Seite, ſteigt aber doch ab, um zu ihm zu kommen.“

Rudolph blickte unwillkürlich auf Eliſabetha, auch er ſchaute ſie mit kühner Sehnſucht an, auch ihr Blick war weggewendet.

Man ging nach einem andern Zimmer. Eliſabetha folgte ſchweigend; ſie war beklommen, denn ſie fürchtete ſich in ſolcher Aufgeregtheit dem Anblick ſo Vieler ausgeſetzt zu ſehen; ſie meinte, man müßte ihr Innerſtes an dem Geſicht ableſen, aber die Leute hatten ganz Anderes zu betrachten.

Man ſchweifte noch lange in den Sälen umher und erfreute ſich an den wohlthuenden Schöpfungen, denen der lange Friede und die Gunſt der Zeit ſo reichen Spielraum gewährt.

Zuletzt erfreuten ſich noch Rudolph und Karl an den wohlgelungenen Büſten ihrer Lehrer Hegel und Gans. — —

Stunden waren vergangen, ohne daß man es wußte; es war Mittag geworden.

„Mich greift das Betrachten der Bilder immer ſehr an,“ ſagte Eliſabetha auf der Straße wieder frei athmend; „es iſt ſo unendlich viel, in einer Stunde ein Werk ganz in ſich aufzunehmen, an dem der Meiſter Monate und Jahre lang gearbeitet, und nun noch gar dieſe Maſſe von Bildern.“

„Das iſt aber bei allem Aufnehmen geiſtiger Productionen ſo,“ erwiderte Rudolph, „wir treten beim Aufnehmen eines Geiſteswerkes wieder in den Moment ſeiner erſten Schöpfung durch den Bildner, ſeinen Urheber. Nehmen Sie eine Dichtung, Sie leſen ſie in einem halben Tag, aber der Dichter bedurfte auch vielleicht Monate und länger zu ihrer Ausarbeitung, jedoch nur zur Ausarbeitung, die eigentliche Schöpfung iſt das Werk eines Augenblicks; da erſtehen plötzlich wie mit Einem Zauberſchlag alle die Geſtalten, ihr Leben und ihre Schickſale im Geiſt des Dichters; die freie Thätigkeit des Geiſtes, unbehindert von irgend einem Stoff, waltet mit einer Schnelligkeit, für die wir kein Maaß, ja faſt keinen Begriff haben; wir, die wir nun das vollendete Werk in uns wiederſchaffen, operiren mit jener unermeßlichen Schnelligkeit ſeines erſten reinen Werdens. Sie kennen den Ausſpruch, ich glaube er iſt von Racine: „Die Tragödie iſt fertig, es fehlen nur noch die Verſe,“ ſo auch iſt bei dem Maler die eigentliche Schöpfung eines Bildes

ein Moment, die Geſtalten ſtehen in ihm und gewinnen dann erſt in Farbe, Licht und Schatten ein äußerliches Leben; gelingt es uns, uns wieder in jenen Moment des Urſprungs hinein zu verſetzen, ſo nehmen wir jenes Werk ganz in uns auf, denn wir ſchaffen es eben ſo ſchnell, rein und immateriell."

„Das werden Sie doch aber nicht beſtreiten, daß das ſehr ermüdend iſt," entgegnete Eliſabetha lächelnd. „Können Sie einen ganzen Band Gedichte, wo die verſchiedenſten Stimmungen und Situationen neben einander ſtehen, in Einem Zuge leſen? Und doch iſt das nur Ein Menſchenleben, aus dem ſich das alles erſchließt." — Eliſabetha konnte nicht ausreden und Rudolph ſeine Erwiderung nicht anbringen, denn Karl ſagte:

„Und ich fühle immer einen geſunden Appetit, wenn ich von der Ausſtellung komme. Ja lacht nur, ich fühle nach jeder Gemüthserregung, namentlich aber wenn ich muſicirt oder viel Bilder geſehen habe, einen ganz uncultivirten Appetit."

Er drang nun darauf, daß man alsbald zu Tiſch eile.

IV.

Nachmittags begab ſich die ganze Geſellſchaft auf das Dampfſchiff, um rheinaufwärts nach dem holdſeligen Nonnenwerth zu fahren. Rudolph war gegen alle Erwartung gewandt und behend in Beſorgung des kleinen Gepäcks der Damen, in Anordnung der Plätze und

dergleichen; er erfreute ſich ungemein an dieſen kleinen Hülfeleiſtungen, denn nichts erquickt ein aufmerkſames Herz mehr, als den Befreundeten, ſei es auch äußerlich, irgend eine kleine Laſt abzunehmen, wenn gleich die gäng und gäbe Galanterie dies zur hohlen Höflichkeit herabgeſetzt hat. — Das Schiff war ungewöhnlich zahlreich beſetzt, Rudolph hatte ſich den Damen gegenüber poſtirt und man überſah vergnüglich das bunte Treiben am Ufer.

Bei einer Wendung des Schiffes ſchien die Sonne Eliſabetha gerade in's Antlitz, Rudolph ſtand ſchnell auf, und ein eigenthümliches Gefühl durchzuckte ihn, als er Eliſabetha eine Zeit lang mit ſeinem Schatten zudeckte.

Unter mancherlei Geſprächen war man in der reizloſen Gegend eine gute Strecke gefahren, als Karl, der ſich zu Bekannten geſellt hatte, ſchnell herbeikam und Rudolph am Arm faſſend ſagte:

„Komm, hör' zu, das iſt eine herrliche Geſchichte, da kann man lernen, wie Alles Mythus wird; ſie ſtreiten ſich dort, welches der welthiſtoriſche Fußſchemel ſei, den der Deutſchreſidenzler dem franzöſiſchen Thiers untergeſchoben; ſieben Schemel ſtreiten ſich darum: der eine behauptet, es wäre ein gepolſterter, der andere, es wäre ein purer hölzerner, der dritte, es wäre ein gußeiſerner, der vierte, es wäre ein dreibeiniger geweſen, und er citirt dafür die Pythia uud alle Hexenweiber; komm!"

Rudolph trat auf die Gruppe hinzu: ſieben Kölner ſtanden auf ſieben Fußſchemeln und einer nach dem andern hielt mit dem den Kölnern eigenen Mutterwitz

eine Schutzrede, daß ſein Unterthan der einzig rechtmäßige ſei. Der Schiedsrichter, ein großer kräftiger Mann, der nach ſeinem Landhaus fuhr, entthronte endlich alle Prätendenten und entſchied, daß es dafür eigentlich gar keinen Fußſchemel, ſondern nur einen Fußtritt gebe. Die Sache war mit Halloh erledigt und wurde dann beim Wein beſchmaust.

„Man ſoll auf Reiſen gehen," ſagte Rudolph, als er zu den Damen zurückgekehrt war, „um alles Vertrauen in die Phyſiognomik zu verlieren."

„Ich gebe ſehr viel auf die Phyſiognomie der Hand," ſagte die Mutter, „namentlich läßt ſich eine gewiſſe Treuherzigkeit daran erkennen."

„Rudolph reichte lächelnd ſeine Hand hin, „Sie ſind brav," ſagte die Mutter, den Druck ſeiner Hand erwidernd.

„Ich glaube," ſagte Eliſabetha, „die meiſten Menſchen ſehen unbedeutender aus als ſie ſind."

Rudolph war hocherfreut über dieſe liebevolle Menſchenbetrachtung Eliſabetha's, ſie begegneten ſich ja in dieſem ſchönen Vertrauen zu Allen; er ſetzte daher hinzu:

„Und das mag wohl beſonders bei uns Deutſchen gelten; ein Spanier, ein Italiener, auch ein Franzoſe mit ſchwarzem Haar, ſtarken Brauen über dunkeln Augen und dem lebhaften Muskelſpiel, ſie prätendiren weit mehr innere Geiſtesthätigkeit als ein blonder, blauäugiger, ſtiller deutſcher Kopf, und doch ſind wir Deutſchen die geiſtigſten."

„Man nimmt ſehr leicht," ergänzte die Mutter,

„den Ausdruck des Temperaments oder der Leidenschaft für Ausdruck der innern geistigen Bewegung.“

Das Gespräch spann sich noch lang fort und wurde durch mannigfache Anekdoten gewürzt und auf andere Gegenstände übergelenkt; Elisabetha war beredter als gestern, jede Befangenheit schien von ihrer Seele gewichen.

Das Dampfschiff legte in Bonn an, eine große Menge Landleute, meist Frauen, stiegen aus; mit ihrer gewohnten Tracht, den weißen um das Kinn gebundenen Tüchern, deren lange Enden bis über die Schultern hinabreichten, erschienen sie halb nonnenhaft.

Auf seine Frage erhielt Rudolph die Antwort, das seien Wallfahrer, die nach der „Pützgenskirmes“ gingen; er fuhr sich seufzend mit der Hand über die Stirn, dann erschien es ihm wieder als eine lustige Ironie der Zeit, daß die Dampfmaschinen des neunzehnten Jahrhunderts die Wallfahrten befördern; ein stilles Lächeln schwebte um seine Lippen.

Man fuhr nun endlich in das Paradies des Niederrheins, das Siebengebirge; wer vermag es, den Zauber dieses vielgestaltigen Juwels mit seinen wechselvollen bunten Sonnenreflexen in Worte zu fassen?

Unsere Reisenden stiegen in Nonnenwerth an's Land, dessen geräumiges Kloster zum bequemen Gasthof eingerichtet ist. Hier auf der still umfriedeten Insel muß man stehen, um all die Herrlichkeiten ringsum in die Seele einziehen zu lassen; der Rhein hat hier, wie in einem mächtigen Finale, alle Kraft und Pracht seiner Schönheiten gesammelt, um dann still und ernst seinen Lauf nach dem Weltmeer zu beenden, denn wie nach einer

geheimen Verabredung der Natur enden faſt mit einander hüben und drüben die Berge mit ihren lieblichen Seitenthälern. Da ſteht noch rechts der kühne Drachenfels, das Juwel des vielzackigen Berggürtels, links auf buſchigten Felſen das liebliche Rolandseck, aus deſſen offenem Bogen die Sage vom liebegewaltigen Helden Roland klingt. Die Befreundeten durchſtreiften noch in der eben einbrechenden Nacht die freien Pläne und die ſchattigen Laubgänge der Inſel. Es war Samſtag Abend, von allen Seiten tönten die Kirchenglocken von nah und fern, ſie riefen Willkomm dem morgigen Sonntag; das war ein gewaltiges Klingen und Brauſen, wie von einer unermeßlichen unterm weiten Himmelsdom aufgeſtellten Orgel. Nach und nach verklangen die Töne da und dort, nur von fern tönte eine einſame helle Glocke, wie die Stimme eines Kindes, das ſeine Heimath noch nicht gefunden, bis endlich Alles im ſtillen nächtlichen Schatten ruhte. Die Männer und die Frauen gingen ſtill mit einander, ihre Körper wandelten auf der Erde, aber eine heilige Gewalt hob ihre Seelen hoch über die Welten, ſie ſchwebten in der Unendlichkeit, gemeinſam, eins; ihre Seelen waren ja nur ein Strahl aus der Unendlichkeit, ſie hatten ſich und das All wiedergefunden in der Unendlichkeit.

Rudolph und Karl, die im hohen Dom ſich nicht hatten erheben laſſen, fühlten ſich hier frei und erlöst von aller irdiſchen Schwere im lichten Aether des Alls. —

Wie hoch und gewaltig aber auch der unendliche Geiſt des Alls emportragen mag in der Andacht, nur

eine kurze Spanne Zeit — nach unſerm irdiſchen Maaß gemeſſen — ſchweben wir in ihr.

So auch hatten die Befreundeten ſich längſt wieder freudig auf der Erde gefunden, als ſie noch immer lautlos mit einander gingen.

Es war eine ſternglitzernde wolkenloſe Nacht, kein Mondſchein mit ſeinem wechſelnden Licht ſchimmerte über die Erde, die Berge ſtanden wie in ſtillem Schauer, der Wellenſchlag des Stromes, bei Tage unhörbar, gleitet murmelnd wie mit innerer Befriedigung vorüber. — — Viele mögen vielleicht mit Rudolph die eigenthümliche Empfindung theilen, die das Bewußtſein erregt, ſo mit lieben Menſchen auf einer Inſel eingeſchloſſen zu ſein, eingeſchloſſen, da man nicht unabhängig und frei den Aufenthalt verlaſſen kann; es däuchte Rudolph ſo ſchön, von dem gewohnten Feſtland hinweg, vereint mit Befreundeten auf eine Inſel verſetzt zu ſein; er äußerte dieß und Eliſabetha blickte ihn an, ihre Augen glänzten gleich den Sternen droben. Karl aber ſagte, auf die hell erleuchteten Fenſter des Kloſters deutend:

„Ich finde es ſchön, daß ſich das Comfort mitten in die Naturſchönheiten hinein feſtgeſetzt hat.“

„Ich auch,“ ergänzte Rudolph. „Comfort, Fülle, Reichthum ſtören die Poeſie, die reine Naturfreude nicht, ja ſie vermögen ſie ſogar in mancher Beziehung zu heben; aber ſie ſind nicht die Freude, die Poeſie, das Glück. Das iſt ein großer Irrthum, der durch viele Gemüther der Zeit und ihren Ausdruck, die Literatur, geht, daß, ſeitdem wir die beſchränkte Idylle aufgegeben,

eine ariſtokratiſirende Genußſüchtelei ſich breit macht: da ſoll nun alles Glück ſich nur auf Teppichen und zwiſchen ſeidenen Tapeten bewegen. Das Comfort, der Reichthum iſt angenehm, aber ihr Mangel darf die Lebensfreude nicht im Geringſten ſtören."

„Mich wird jetzt ein gutes Beefſteak und eine Flaſche Wein gar nicht ſtören," ſagte Karl lachend.

Man ging in den Speiſeſaal, der von Fremden aller Art, aus denen beſonders die egoiſtiſch ſchweigſamen Engländer hervorſtachen, angefüllt war. Rudolph traf hier auch Bekannte aus ſeiner Stadt, einen Advokaten mit ſeinen beiden Töchtern; ſo lieb und werth ihm der Mann auch ſonſt war, mußte er ſich doch faſt zwingen, ein paar freundliche Augenblicke bei ihm zu verweilen. Dieſes unmittelbare Hereinragen ſeiner alten Umgebung war ihm ſtörend, er wußte nicht warum. Als nun gar der gute Mann Rudolph bemerkte, er ſehe ganz und gar verändert aus und dabei lächelte, wurde Rudolph glühend roth und fand dieſe Bemerkung höchſt ungehörig; er dachte nicht daran, daß er ſich ſeinen Backenbart hatte abnehmen laſſen, er glaubte, Jeder müſſe ihm die Bewegung ſeiner Seele aus den Mienen leſen. Es ärgerte ihn, daß die Welt nichts ſtill und in ſich begnügt keimen und wachſen laſſe, aber es war auch, als ob dieſe Erſcheinung aus der Heimath eine namenloſe Mahnung an ihn ergehen ließe. Still und in ſich gekehrt kam er zu unſerer Geſellſchaft zurück. Niemand außer Eliſabetha ſchien die Veränderung an ihm zu bemerken, ſie blickte mehrmals verſtohlen rückwärts nach dem Advokaten und ſeinen beiden Töchtern.

Karl war indeß durch das „Comfort“ so aufgeheitert, daß er fast ganz allein das Wort führte, und der reiche Quell seiner Laune sprudelte unaufhaltsam. Der eigentliche Humor, die innere übermüthige Freudigkeit, bedarf keines großen, ja sie bedarf eigentlich gar keines Gegenstandes, um sich daran zu offenbaren; eine komische Bewegung, ein Zwicken mit den Augen genügt, um die Andern in das bunte tolle Gewühl der Laune hineinzuziehen. Mit zwei hohlen Eierschalen agirte Karl und ließ ein Heer neckischer Gedanken und Situationen daraus hervorgaukeln: die beiden hohlen Eierschalen repräsentirten zwei allerhöchste Mäcene der Kunst und Wissenschaft, die um künstlerische und wissenschaftliche Antiken-Acquisitionen rivalisirten.

Rudolph erfreute sich noch besonders an dem herzlichen und schönen Lachen Elisabetha's, an ihrem schönen Lachen, denn im Lachen zeigt sich die unwillkürliche Grazie einer Natur, die auch in den unmittelbarsten und unbeherrschtesten Affecten nicht über die Grenzlinie des Anmuthigen und Zarten hinausstreift.

Man war in der heitersten Laune, als endlich die Gäste sich alle in ihre Zimmer begeben hatten, und nun sprang Karl auf, setzte sich an das Klavier und heute mußte Elisabetha ohne Widerrede singen; sie sang zuerst mit unerwarteter neckischer Naivetät das Lied vom kleinen Hans, das mit den Worten beginnt: „Nein, ich will's nicht länger leiden“ ꝛc. und sodann das „Alp-Horn von Proch,“ sie sang so frei und leicht, die Töne quollen so frisch und voll hervor, daß man es fühlte, sie that es mit ganzer Seele und innig-

ſter Luſt und dies Gefühl ging auf die Zuhörer über.

„Wie gefällt Ihnen das Lied?“ fragte ſie dann Rudolph.

„Die Melodie iſt natürlich und ſchön, aber der Text iſt doch gar zu läppiſch und allgemein verſchwimmend; er kömmt mir vor, als wäre er aus lauter Reminiscenzen aus andern Liedern zuſammengeflickt, es iſt gar keine einheitliche Empfindung darin. Schade um die ſchöne Melodie!“

„Ach nein, ach nein,“ erwiderte Eliſabetha, „bei einem Liede gilt die Muſik weit mehr als die Worte; das ſind die beſten Lieder, die ohne Muſik nicht Viel und mit Muſik Alles ſagen, erſt da hat die Muſik freien ungebundenen Spielraum; die Gedichte, die man declamiren kann, ſind keine echten Lieder, aber da, wo nur der leiſe Hall einer Empfindung gegeben iſt, da kömmt die Muſik mit ihrem hundertfältigen vollen Klang.“

Eliſabetha ſetzte dieſes Geſpräch noch weiter mit Rudolph fort und ſuchte ihn durch mehrere Beiſpiele zu überzeugen; er geſtand endlich mit innerem Entzücken, daß ſeine bisherige Anſicht vielfach falſch war. — Es liegt ein unendlich wohlthuendes Gefühl darin, ſich von einem geliebten Mädchen ſeine Anſichten berichtigen und ergänzen zu laſſen, das iſt die ſchönſte Herrſchaft, das ſchönſte, ſicherſte Verſtändniß; Rudolph fühlte dies in ſeiner ganzen Fülle.

Karl, dem heute nichts widerſtreben durfte, zwang ſogar ſeine Mutter, daß auch ſie ſang; ſie trug endlich

mit wohlgebildeter, aber etwas unſteter und alternder Stimme das liebliche Lied von Jean Jacques Rouſſeau vor:

L'encens des fleurs enbaume cet azyle,
Le lac est pur, l'air est fraiche et tranquille
Et la paix du soir se répand sur ces lieux;
Oh ma patrie, oh mon bonheur,
Toujours chérie, tu rempliras mon coeur! —

Es iſt ſo ſchön, die duftigſten Blüthen der Zeitbildung auf Generationen zurück an dem Stamm Einer Familie blühen zu ſehen, das giebt der heutigen Bildung etwas Sicheres, Natürliches und Anſpruchloſes, zu dem ſelten eine ſelbſteroberte Bildung gelangt. Rudolph war der Sohn einer ſchlichten Bürgerfamilie, ſein Vater war Briefträger geweſen, und mit ſo inniger Liebe und Verehrung er auch an das ſtille und fromme elterliche Haus dachte, die höheren und freieren geiſtigen Entfaltungen — die leider noch immer an eine gewiſſe Freiheit des Standes oder des Beſitzes gebunden ſind — waren darin fern geblieben; darum berührte dieſes Singen, wie die ganze Bildungsſphäre der Mutter, Rudolph ſo tief; wenn es irgend eine verzeihliche Ariſtokratie giebt, ſo iſt es gewiß nur die der fortererbten freien Bildung. — —

Ein jedes war ſchon zu Bett gegangen, als Rudolph nochmals in das Zimmer Karls kam und ſich zu ihm vor das Bett ſetzte; ſie ſprachen lange davon, wie doch die Univerſität der einzige wahrhaft freie Punkt unſeres heutigen Lebens ſei, ſie hatten einander nie

gefragt, weß Standes ihre Eltern ſeien, oder hatten es wieder vergeſſen, ja ſie hatten es kaum mehr gewußt, daß ſie in verſchiedenen Confeſſionen geboren waren.

„Iſt deine Mutter auch katholiſch?“ fragte Rudolph.

„Nein, ſie iſt eine Proteſtantin.“

„Das war alſo eine gemiſchte Ehe?“

„Durchaus nicht, meine Eltern waren nur bürgerlich, nie kirchlich getraut, und doch hat die Welt gewiß nie eine heiligere, vom Himmel geſegnetere Ehe geſehen.“

„Herrlich!“ jauchzte Rudolph; er hätte gern noch andere Fragen hieran geknüpft, aber ſelbſt vor ſeinem innigſten Freunde konnte er ſeinen Gedanken keine Worte geben; mit unruhigen Schritten lief er im Zimmer umher, endlich blieb er vor dem Fenſter ſtehen, und hinausſchauend nach den ſternenbekränzten Bergen fragte er:

„Warum haſt du mir in Berlin nie von deiner Schweſter erzählt?“

„Vor acht neun Jahren war ſie noch ein ganz unbedeutender Backfiſch. Was war da viel zu erzählen!“

„Hat deine Schweſter ſchon geliebt?“ fragte Rudolph wieder.

Karl richtete ſich im Bett auf, und nach ſeinem Freunde ſchauend, ſagte er:

„Nein, ich wüßte auch nur zwei Männer, die ihrer würdig wären, nämlich du und ich.“

„Nein! Nein! kein Mann iſt eines Mädchens würdig, deſſen erſte Sehnſuchtsblicke ihn berühren; Niemand, wir auch nicht. Wer bringt dem Mädchen ein volles unberührtes ganzes und reines Leben?“

„O du großer Philoſophiſt!“ lachte Karl.

„Nein, laß uns nicht weiter davon reden!“

Karl kannte dieſe Wendung ſeines Freundes, in die er oft bei gewaltigen Aufregungen verfiel; er willfahrte ihm, denn er wußte, daß er ſelber jeden Zwieſpalt, der ſich in ihm aufgethan, am beſten wieder ausglich; er glaubte, Rudolph würde nun gehen, aber dieſer ſtand wie feſtgebannt am Fenſter und redete lange kein Wort.

„Gute Nacht, Rudolph, nimm das Licht mit, damit du nicht im Dunkeln fällſt,“ ſagte er lächelnd. Rudolph nahm das Licht, reichte die Hand und ging.

Rudolph hatte eine Nacht mit ſchweren Träumen, er wußte nicht, was er geträumt hatte, aber er erwachte mit glühenden Wangen und heftig pochendem Herzen.

V.

In dem friſchen Athem des Morgens, der von der thauglänzenden Landſchaft und den grünen Wellen des Rheines zu Rudolph an dem offenen Fenſter hinaufſtieg, klärte ſich bald die brauſende Unruhe in ihm ab. Heiter ging er hinab zu der Geſellſchaft, die im Saal ſeiner harrte; die Mutter hatte einen Strauß friſcher Feldblumen und Zweige vor ſich liegen, die Eliſabetha auf ihrem frühen Spaziergang geſammelt hatte. — —

Man muß mit neuen Freunden ſich unter ein fremdes Dach begeben, auf Bergen und in Thälern mit ihnen umherſtreifen, da zieht ſich in hundertfältigen Wechſelſchlingungen ein Band des friſchen freien Ver-

kehrs zwiſchen den Geiſtern; man wandelt beiderſeitig auf neutralem Boden und in Einem Tage ſchließt man ſich näher und beſtimmter einander an, als in Wochen und Monaten innerhalb des geregelten, feſtſtehenden häuslichen Lebens. Das bewährte ſich heute mehr als je bei unſerer Geſellſchaft.

Nach einem Gang auf der Inſel ſetzte man nach dem jenſeitigen Ufer über und beſtieg Rolandseck. Es war ein heller friedlicher Sonntagsmorgen; die Rauchſäulen aus den Häuſern ſtiegen gerade empor zum wolkenloſen Himmel. Die Glockentöne ſchwebten über die thauglänzende früchtegeſegnete Landſchaft; es war, als ob die Bäume, Felder und Berge ſelber dieſe Töne ausſtrömten.

Mutter und Tochter gingen vorauf, Karl ging mit Rudolph. Am letzten Hauſe des Dorfes Rolandseck ſaß eine alte Frau weinend am offenen Küchenfenſter und ſchälte Kartoffeln. Karl fragte nach ihrem Kummer und ſie erzählte, ſie ſei die Beßtemutter (ſo nennt man am Niederrhein die Großmutter) des Hauſes, und droben läge ihr Enkelchen, das heute früh geſtorben ſei; ſie bat die „lieben Herren," ſie möchten ihren neunjährigen Johann nur ſehen, er ſei ſchon in ſeinem Leben ein Engel geweſen, ſo gut und ſchön und lieb, und jetzt ſähe er gerade aus wie das Muttergotteskind.

„Ich habe noch nie einen Todten geſehen," ſagte Rudolph.

„Was? Nun kömmſt du augenblicklich mit hinauf."

„Nein, nein, jetzt nicht."

„Jetzt, gerade jetzt, du mußt; ſchämſt du dich nicht dieſer Weichherzigkeit? Komm!"

Rudolph kannte den eisernen Willen seines Freundes, zögernd und zagend folgte er ihm den kleinen Rain hinauf, wo das ärmliche, aus Lehm gebaute Häuschen stand; sie traten ein, der Vater klagte seine Noth, daß er die Beerdigungskosten nicht erschwingen könne, da man noch dazu das todte Kind nach einem andern Dorf auf den Kirchhof bringen müsse; die Freunde theilten ihm mit, was sie entbehren zu können glaubten.

„Die Herren wollen unsern lieben Johann sehen," sagte die hinzutretende Beßtemutter.

„Ja, ja," sagte der Vater, und ging den Beiden voran eine schmale schwankende Treppe hinauf nach einer Dachkammer. Auf dem Boden in weiße Linnen gehüllt, auf einem Gebreite von Stroh lag hier ein schöner langgestreckter blonder Knabe, er hatte die Hände auf der Brust gefaltet, die Wangen glühten noch im letzten Roth, nur um die geschlossenen Augen zeigte sich die Todtenfarbe; eine brennende Oellampe stand zu Häupten des Kindes und erleuchtete die dunkle Kammer spärlich. Karl näherte sich dem Kinde und legte seine Hand auf dessen Mund. Rudolph stand stumm und starr zur Seite, kein Wort wurde geredet und schweigend stiegen sie wiederum die Treppe hinab.

„O Gott, o Gott!" sagte Rudolph händeringend, als sie wieder auf dem Wege waren, „das ist der Tod! Wer all die tausendfachen Verschlingungen von Jubel und Kummer, Leben und Tod, die durch jede Secunde hindurchziehen, zusammenfassen könnte — es wäre ein sinnverwirrender Gedanke. Hier draußen ist Alles Lust und Leben, die Sonne leuchtet so schön, die

Berge, der Strom, Alles unendliches freudiges Leben, und dort beginnt ein Menſchenkind den ewigen Schlaf! Karl, laß uns froh, laß uns glücklich ſein und glücklich machen, ſo lange wir leben; der Abend kömmt ſo bald, ſo bald. Es gab eine Zeit, da glaubte ich freudig ſterben zu können, ich glaubte, mein beſtes Leben läge hinter mir, jetzt, jetzt, ich will noch nicht ſterben, ich will noch leben, mein Leben fängt erſt an."

Die beiden Freunde umarmten und küßten ſich, gleichſam als Bewährung, daß ſie noch lebten.

Sie verabredeten nun, daß ſie dieſes Zwiſchenereigniß den Frauen nicht mittheilen wollten. „Wir können und müſſen das in uns verwinden," ſagte Karl. „Und," ſetzte Rudolph hinzu; „wenn wir nicht Alle eine gemeinſame Betrübniß im Hintergrund haben, ſind wir unmittelbarer genöthigt, ſie zu beſiegen."

„Es gebührt dem Mann," ſagte Karl, „Manches ſtill in ſich zu überwinden."

„Dieſer Anſicht bin ich nicht, aber komm."

Die beiden Freunde rannten nun im Wettlauf den Berg hinan und kamen erheiterter bei den Frauen an, denn die anſpannende Aufregung der phyſiſchen Kräfte befreit leicht von ſeeliſchem Schmerz.

Karl hatte ſich zu ſeiner Mutter geſellt. Rudolph ging mit Eliſabetha, er erzählte ihr, daß ſie ſich bei einer bedrängten Familie aufgehalten und wie traurig es ſei, daß unſere Kräfte zu ſchwach ſeien, den Menſchen zu helfen, wie viel weniger ſie eigentlich zu erfreuen.

„Die ſchönſte Freude," ſagte Eliſabetha, „iſt doch die Wohlthätigkeit."

„Wohlthun," erwiderte Rudolph, „wie ſchön und wahr iſt das deutſche Wort; wie wenig Menſchen bringen es zu der ſchönen Seelenſtimmung, daß ſie demjenigen, dem ſie Hülfe leiſten, auch wohlthun, ihm Vergnügen bereiten! Um das nackte bloße Leben durchzuſchleppen, dazu braucht man nicht Menſch, dazu kann man Thier und Pflanze ſein, die eben haben, was ſie zur Noth bedürfen; der Menſch genießt das Leben dadurch, daß er die bloße Friſtung deſſelben erhöht."

„Ja wohl, ich verſtehe, was Sie meinen. Man muß dem Bettler nicht nur Brod, man muß ihm, ſo oft man kann, auch Butter dazu geben, pflegt meine Mutter zu ſagen."

Rudolph hörte mit ſtillem Erquicken dieſe Worte. Durch eine leicht erkenntliche Ideenverbindung dachte er jetzt an die vor ſein Bett gelegten Predigten von Schleiermacher, er fragte Eliſabetha geradezu, ob ſie dieſelben in den letzten Tagen zur Hand gehabt; ſie ſprach ihr Nein in ſo unbefangenem Ton, daß Rudolph nun ſicher war, ſie aus der Hand der Mutter empfangen zu haben. —

Man kam aus dem Wald auf den ſchön geebneten Weg, der zur Ruine führt. Rudolph fühlte ſich jetzt ſchon faſt ganz befreit von der drückenden Pein, die auf ihm gelaſtet hatte, die volle Federkraft ſeines jugendlichen Gemüthes ſchnellte ſie alsbald wieder zurück. In einem Zeitraum von wenigen Stunden konnte er die verſchiedenſten Empfindungen nach ihrer Tiefe und Breite in ſich durchdringen und kund werden laſſen, das nannten dann viele Leute, die den Verlauf der

Empfindungen nach ihrem eigenen Zeitenmaß meſſen, Veränderlichkeit oder Leichtſinn, und in der That, es war Beides, aber in einer höheren gerechteren Bedeutung. Wer aber kann und darf die unendliche Schnelligkeit des Gedankens nach ſeinem endlichen perſönlichen Maßſtabe meſſen?

Man ſtand nun oben bei der Ruine und ſchaute wonneſelig hinaus in die ſonnige Landſchaft: nach der ſtillen Inſel drunten, die der Strom liebend umfängt, nach der Bergeskette drüben und den Dörfern rings umher. Man gedachte liebend und dankbar des phantaſiegewaltigen jugendlich freien Freiligrath, auf deſſen Geſang ſich die alte Sage neu bewährte und die Steine ſich zum Baue fügten; der wackere „Rolandsknappe" hat der Gegend ihre ſchönſte Zierde, den Rolandsbogen wieder gegeben. So mächtig war der Eindruck dieſer Ausſicht, daß ſelbſt ein Engländer auf Rudolph zukam und ihm ſein Entzücken ausdrückte.

Karl erklärte dann ſeinem Freunde die Beſonderheiten der Umgegend und weidete ſich an deſſen Entzücken.

„Fridolin," ſagte er, „mir iſt's, wenn ich dir ſo das Alles zeige und in deine Seele einpflanze, als ob ich dir das Alles ſchenkte, daß du es mit mir theilſt, und doppelt freut mich's, daß es meine Heimath iſt; ſieh', das hat mir Alles meine gute Pathe Heimath um die Wiege geſtellt."

Eliſabetha ſah ihren Bruder groß an, ſolches Herauskehren ſeines Innern war äußerſt ſelten bei ihm, und Rudolph erwiderte:

„Erinnerst Du dich noch Deines Spruches, den du in guten animirten Stunden auf der Universität hattest? Hören Sie meine Damen: „„Freund Fridolin, du bist mein einziger Freund — ich habe hundert Burgen im Gaue, sie seien dein!““

Rudolph declamirte das mit so komischem Pathos, daß Alle lachten, dann fuhr er fort: „Aber du mußt auch noch selber neue Freude an dieser bezaubernden Herrlichkeit haben, nicht blos Freude an meiner Freude, das wäre mir zu viel.“

„Sie haben Recht,“ sagte die Mutter, „mir ist es immer unangenehm, wenn mir Jemand ein Buch vorliest, das er schon oft gelesen; es ist besser, wenn man gemeinsam die gleichen oder wenigstens die ähnlichen Ueberraschungen hat; liest man auch nicht so gut und weiß man auch nicht so sicher den Weg voraus, wo man etwa stolpern kann oder wo die Natur und der Autor Punktume und Gedankenstriche gemacht, so hat man doch auch das Gemeinsame.“

„Liebe Mutter, das ist bei einer großartigen Gegend ganz anders wie bei einem Buch,“ sagte Elisabetha, „eine großartige Gegend ist mir wie eine große Musik, man muß sie oft und gut spielen und hören, um das Gesammte und alle die versteckten Einzelheiten recht durchzufühlen und zu verstehen; eine tragbare Melodie und einen hervorstechenden Punkt, das behält man leicht, aber das Beste ist oft das, was man nicht so schnell weg hat.“

Das Gespräch wurde nicht fortgesetzt. Die Gesellschaft saß auf einer Bank, von der man die volle

Aussicht genoß; Jedes schien sich fast innerlich darüber zu ärgern, daß man hier in dieser herrlichen Höhe in solchen Diskussionen sich bewegte, Jedes hätte gern dem Andern den vollen Genuß dieser reinen Naturfreude mit Einem Wort in die Seele geströmt und doch blieb fast nichts übrig als die gewohnten Ausrufungen: herrlich! himmlisch! — —

Mehrere Stunden später treffen wir unsere Gesellschaft jenseits auf dem Drachenfels. Die Ueberfahrt war schön und heiter, vierstimmig sang man das Claudius'sche Rheinweinlied — nächst dem Liede vom Prinzen Eugen wohl das einzige, das alle Deutschen aller Gaue singen können. — Wenn man in unserer denkmalsetzenden Zeit noch eine Anregung zu einem Denkmal geben möchte, so wäre es wohl die, eine einfache Statue des Wandsbecker Boten am Rheine aufgestellt zu sehen, etwa in dem leeren Säulentempel auf dem Niederwald, von wo man den größten Theil des weinseligen Landes überschaut. Karl äußerte diesen Gedanken und Rudolph hielt aus dem Stegreif sogleich eine übermüthig überschwängliche Rede bei Enthüllung dieser Denkmalsidee; er zeigte, wie eigentlich alles Lob dem Urheber der Idee gebühre und man ihn preisen müsse, sodann wieder den, der diesen Lobpreis ausspreche, dann den, der ihn anerkenne u. s. w. Ueberhaupt war Rudolph in so gewaltiger innerer Erregtheit, daß er das Fernliegendste und Barockste herbeibrachte. — Mit jugendlicher Turnfertigkeit sprang und kletterte er

dann behend auf der Ruine umher, er wußte und wollte nichts mehr von all der Würde und Haltung, die ihm ſein Lehrerſtand angezwängt hatte, er war wieder ganz der waghalſige Jüngling und freute ſich, aus dem hohen Fenſter des halbzerſchmetterten Thurmes, den Klang, der ſeine Seele erfüllte, in alle Welt hinauszurufen und zu jubeln, und doch hatte er den Muth nicht, ihn ganz und voll hinauszurufen; zwiſchen jeder Silbe eine Pauſe machend, ſo daß ihn Niemand verſtehen konnte, rief er daher im Choraltone:

E—li—ſa—be—tha!

Eliſabetha kam zufällig herbei, ſie ſah Rudolph in der gefährlichen Lage und rief, die Hände zuſammenſchlagend: „Ach Gott! bitte, ſteigen Sie herab, mir zulieb; es iſt ja gräßlich, wie Sie da oben hängen;“ ſie hielt ſich aus Furcht die Augen zu. Das Wort und die Betonung „mir zulieb“ drang Rudolph in die Seele, aber ſeine hohe Stellung gab ihm eine übermüthige Keckheit und er rief:

„Ich capitulire; geben Sie mir eine Hand, wenn ich glücklich herabkomme?“

„Ach Gott, kommen Sie doch herab!“

Rudolph ſtand ſchnell vor Eliſabetha, er faßte ihre Hand, ſie wehrte ihm nicht, er hielt ſie lange feſt. Wie nach einer inneren Verabredung ſetzten ſie ſich dann auf den Raſenvorſprung vor dem Thurm. Lange ſahen ſie ſtill hinaus und ſogen mit den Blicken all das große friſche Leben ein, das vor ihnen ausgebreitet war, und wie durch einen magiſchen Zug blickten ſich dann beide wieder an und in dieſer flüchtigen aber

tiefen Begegnung ihrer Blicke ſahen ſie in ihren Augen weit mehr als all' die Pracht und Herrlichkeit da draußen. Rudolph mußte an ſich halten, um Eliſabetha nicht um den Hals zu fallen; eine unſichtbare Hand ſchien ihm abwehrend zu winken.

Endlich ſagte Eliſabetha: „Wäre es nicht möglich, das Bewußtſein aller der Verhältniſſe, die drin in den Städten, zwiſchen den Mauern und Möbeln an uns hängen, abzulöſen, ja ſogar unſer Selbſtbewußtſein aufzulöſen und in und mit der Natur blos zu ſein, mit der Blume zu blühen.“ —

„Die indiſchen Heiligen,“ erwiderte Rudolph lächelnd, „verſuchen ſo etwas, ſie bohren ſich in den Mittelpunkt des Allbewußtſeins hinein, löſen ſich ſelber auf im Gedanken des All, im Gedanken Gottes, feſtgewurzelt an einen einzelnen Punkt machen ſie ſich vom Menſchen zum Baum, ertödten alle freie, perſönliche, geiſtige und körperliche That, leben im All als Menſchenpflanzen; aber im bloßen Naturleben degradiren wir uns von unſerem Menſchenrange; wenn wir uns in menſchliche Beziehungen hineinleben, ſind wir größer als wenn wir uns in die bloße Natur verſenken, auflöſen und verlieren.“

„Sie greifen mir zu hoch, oder ich muß mich nicht recht ausgedrückt haben,“ — bemerkte Eliſabetha — „ich meine nur das: mir gälte es als das Höchſte, wenn wir als reine Natur mitten in das reine Naturleben außer uns treten könnten; das unendliche ſtillſelige Mitempfinden in uns walten und aus uns herausklingen ließen, nichts von Reflexion und überhaupt

nichts von allem Dem hinzuthäten, was wir nur als Menſchen erfahren.“

„Nein, mit dem Verſenken in die Natur, in's Allgemeine, werden wir bloße Geſchöpfe, während wir als Menſchen gewiſſermaßen auch zugleich Schöpfer ſind; nicht das Lyriſche, der unmittelbarſte und reinſte Naturlaut, ſondern das Dramatiſche iſt das Höchſte, wir ſchaffen hier eine neue Welt, eine Menſchenwelt; es iſt weit höher, wenn wir uns frei und ſelbſtändig mitten in der feſtſtehenden Natur bewegen und ſie in uns aufnehmen, als wenn wir uns von ihr aufnehmen laſſen.“

Eliſabetha glaubte ſich noch immer nicht recht begriffen, ſie ſagte daher:

„Ich will Ihnen das, was ich meine, an einem Beiſpiel erklären: nicht die Vokal- oder Wortmuſik iſt das Höchſte, da ſind wir noch immer an menſchliche Gedanken, Begriffe und Empfindungen gefeſſelt; die reine Inſtrumentalmuſik iſt das Höchſte, Unendliche, ſie iſt das, was man das unendlich Lyriſche nennen möchte, da ſind wir nicht mehr an menſchliche Worte und Begriffe gebunden, frei und allgewaltig leben wir im All, ich weiß nicht mehr, daß ich Schweſter, Tochter bin, da lebt man außer- und übermenſchlich; ſo auch, meine ich, ſollten wir in der Natur leben können.“

„Ich verſtehe Sie wohl, aber dieſe Inſtrumentalmuſik wird auch oft und meiſt zum Maßloſen, Verſchwimmenden, Zerfahrenen, und verliert dadurch allen geſunden Halt und wahren Gehalt; dieſes Bettiniſiren

wie ich es nennen möchte, iſt nicht, wie Sie es bezeichnen, übermenſchlich, ſondern — wenn man ſo ſagen kann — untermenſchlich. Alles, was keinen ſichern, feſten Boden mehr hat, ſondern eben gerade in's Blaue hinein irrlichtelirt, wird leicht aus Ueberſinn zum Unſinn. Wir können und dürfen Alles um uns her blos mit Gedanken faſſen und handhaben; in Worte gefaßten Blumenduft und Sonnenſchein als ſolchen kann es für uns nicht geben; wir faſſen Alles nur mit unſerer menſchlichen Natur, das ſcharfe, beſtimmte, feſte menſchliche Denken und Fühlen iſt ebenſo gut Natur wie Alles da draußen, nur eine höhere, freiere; das feſte, volle menſchliche Weſen iſt höher als alles bloße Naturleben; wir leiten den Strom und ſeine Schiffe und ſtehen ſelbſt frei darüber; iſt es nicht weit ſchöner, daß wir alles Das da draußen und hier uns ſelbſt zugleich bewußt in uns haben?"

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar," ſagte Eliſabetha, nach einer Weile aufſtehend, „ſo Vieles wird mir durch Sie klar; unſer Karl geht mit mir auf ſolche Beſprechungen gar nicht ein, er läßt mich allein in allen Irrthümern ſtecken." — —

Man ſchickte ſich zur Heimkehr an; Rudolph ging mit Eliſabetha; er, der ſich bemühte, die Natur mit ſeinem Geiſte zu beherrſchen und ihre Wirkung zu vermenſchlichen, war dagegen auch leicht gewohnt, ſie zu ſymboliſiren; ſo erſchien es ihm jetzt als ſymboliſch, daß er mit Eliſabetha ſich während der Grenzſcheide des Herbſtes wie im Hochſommer ihres Daſeins gefunden: wie die Frucht die vollendete Blüthe, ſo war ihm

die Erkenntniß die Frucht des urſprünglichen Blüthenlebens, des Gefühls; viele Blüthen und viele Gefühle müſſen fallen, und nur wenige reifen zur Frucht und Erkenntniß.

Rudolph und Eliſabetha hatten ſchon am erſten Abend faſt unbewußt ihre Kindheitsgeſchichte, ſo zu ſagen ihr mythiſches Leben einander offenbart; jetzt waren ſie ſchon ſo weit in ihrem gemeinſamen Leben, daß ſie Urſprung und Anfang deſſelben mit einander wieder überſchauten. Das war das ſicherſte Zeichen, wie tief und vielverzweigt dieſes gemeinſame Leben Wurzel geſchlagen hatte; denn nur an einem lieben Verhältniß, das wir als feſt und unwiderruflich geſchloſſen betrachten, wagen wir es und ſind wir geneigt, deſſen Grundlage zu unterſuchen. Rudolph ſchilderte ſeine wunderbare Erregtheit, als er ſich ihrem Hauſe nahte und wie ein geheimer Zauber ihn vor den verſchloſſenen Thüren feſthielt; als er nun fragte, warum ihm doch endlich geöffnet worden ſei, ſagte Eliſabetha:

„Es geht mir mit der verſchloſſenen Wohnung wie mit meinem Herzen; oft, wenn ich allein bin, ſchließe ich mein Zimmer mit dem Vorſatz, ganz allein zu bleiben und Niemand, klopfe wer da wolle, hereinzulaſſen; klopft aber Jemand, ſo ſpringe ich faſt unwillkürlich auf und öffne; ich meine immer, wenn ich es nicht thue, geht Jemand wieder fort, der mir gerade recht nahe ſteht, ich ſchäme mich, zuerſt ſo kalt zu fragen: wer iſt da? und auch mich ganz ſtill zu halten und zu verläugnen. Meine Mutter ſagte oft, wenn es Nachts am Hauſe klingelte: das ſind gewiß wieder

böſe Buben, aber es waren auch ſehr oft Freunde, die dadurch in Wind und Wetter draußen warten oder wieder umkehren mußten."

„Und mit Ihrem Herzen iſt es ebenſo?"

„Ja," ſagte Eliſabetha, und in ihrem Ton lag eine Hoheit und ein Adel der Seele, daß ſie alle gewohnte Beſcheidenheit weit überflog, „ja, ich geſtehe, ich kann nicht anders; alle Vorſätze, es nicht zu öffnen, verſchwinden, ſobald ich einen Seelenklang vernehme, der wirklich hindurchdringt."

„Das iſt gut und brav von Ihnen."

„Gar nicht, es iſt gar kein Verdienſt dabei; iſt es brav von mir, daß ich athme?"

So ſprachen die Beiden; nicht die leiſeſte Ahnung, daß ſolches rückhaltsloſe Ausſprechen vielleicht ungehörig ſein könne, regte ſich in ihnen. Hell und klar ſtand die Ueberzeugung in ihnen, daß ſie ihre tiefſte Seele erkannt hatten.

Iſt es wahr, daß die ſtill beſeligende Heiligkeit der Liebe aufhört, wenn man ſie denken und erkennen will? Das iſt daſſelbe, wie daß man Gott nur glauben, nicht denken, erkennen dürfe und könne; nein, die Erkenntniß iſt Gott und Gott iſt die Liebe, die Andacht und die Liebe ſind in der Erkenntniß nicht mehr überſchwengliche vorüberrauſchende Momente, ſie ſind ſtet und ſtändig, die Liebe ſchwebt nicht mehr unerkennbar und unfaßbar über dem Leben als übernatürliche Offenbarung und wird als das Wunder des heiligen Geiſtes über daſſelbe ausgegoſſen, ſie iſt die innewohnende Verklärung jedes einzelnen Punktes, aus dem

sich der Lebenskreis zusammensetzt, der in sich unendlich und doch stets geschlossen ist. — Solche Gedanken bewegten sich in Rudolph, denen er gleichsam als lauten Schlußsatz hinzufügte:

„Von uns gilt buchstäblich und höher, was die Schrift sagt: Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an und es wird euch aufgethan.“ Weiter konnte und wollte er nichts sagen, denn so frei und unverhüllt sich ihm auch Elisabetha gegeben, ein unerklärbarer Gedanke hielt ihn ab, dies schöne Leben selig zu umfangen.

Die Sonne begann zu sinken und ihre letzte Pracht als Scheidegruß über die Erde auszubreiten, da standen zwei hochbewegte Herzen am Ufer des Rheines und harrten still des Schiffes, das sie heimwärts bringen sollte.

Man fuhr ab. Als es Nacht geworden, blieben die Frauen in der Kajüte. Rudolph ging auf das Verdeck, er bat Karl, ihn ganz allein zu lassen und setzte sich in eine Ecke, sich still in sich zusammennehmend.

Es ist eine schöne kirchliche Sitte, vor dem Abschluß einer Lebensperiode durch den Anschluß an ein neues, durch die Ehe angetrautes Leben, noch einmal vor Gott die ganze Vergangenheit und ihre Gestaltung prüfend und läuternd aufzuerwecken. Rudolph aber stand schon lange außerhalb alles kirchlichen Verbandes und auf dem brausenden Dampfschiff unter der sternenglänzenden Himmelswölbung führte er all sein Leben und Denken vor sein innerstes Gewissen.

Lachend und heiter ſtieg ſein Jugendleben herauf, die ſtill vergnügte Zeit des erſten Lernens, da man den erſten Blüthenduft aus Hellas und Rom in ſich einſaugt und noch kein Wohin und Warum kennt. Dann kam die trübe Zeit, hinausgeſtellt in die fremde Welt, einem Beruf zuſtrebend; die erſte Saite riß, die Frömmelei riß ſeinen erſten Jugendfreund aus ſeiner Seele; da kam dann das wilde Heer der Zweifel und Fragen. Wer ermißt die Qualen, die den einſam forſchenden Geiſt wachend und träumend heimſuchen? Da ging er hin durch das Leben und er konnte es nicht faſſen, denn der Geiſt, das Geſetz, Gott war ihm daraus gewichen; oft in ſtiller Nacht hob es ihn weit hinauf, bis ſein Haupt endlich wie an eine eiſerne Decke anprallte und er vernichtet zurückſank. Da zog ſtill und feierlich der Geiſt der Erkenntniß, die Philoſophie endlich in ſeine Seele ein, eine kräftige Freundeshand legte ſich wieder in die ſeine, das Leben feierte in ihm ſeine verklärte Auferſtehung. Bald ſah er ſich einem Beruf hingegeben, ſeinem Geiſte entſprechend, aber noch fühlte er in ſeinem Daſein eine Lücke; er wanderte oft hinaus nach dem ſtillen Dorf zu einem naheverwandten und vielfach gleichgeſinnten Geiſtlichen ... Hier hielt Rudolph plötzlich inne. Marie, die Tochter des Pfarrers, ſtand vor ihm in der ganzen Fülle und friſchen Geſundheit ihrer Erſcheinung, er betrachtete oft mit ſtiller Luſt ihre fröhliche Arbeitſamkeit, er erfreute ſich an einzelnen Worten von ihr, die der Ausſpruch einer kindlich heiteren Seele waren, oft begleitete ihn ihr Bild, wenn

er nach Hause ging, oft trat es zu ihm in sein einsames Studierzimmer, und wenn er wieder den Weg hinaus nach dem Dorfe einschlug, trat es ihm wohl zuerst entgegen; er gestand sich, daß ihr Dortsein nicht minder als die weisen Reden des Vaters ihn hinauszogen; oft saß sie arbeitend dabei, wenn er sich mit dem Vater besprach, nur bisweilen schaute sie auf, er glaubte in ihren Blicken, wenn auch nicht ein Verständniß, doch eine sinnige Theilnahme an dem Gespräch wahrzunehmen. Nie richtete Rudolph ein Wort an sie, um ihre Gedanken und Gefühle auf sich zu lenken, aber er wußte es, sie wollte ihm wohl, sie reichte ihm so treuherzig die Hand, wenn er kam und ging, und hatte ihn zur letzten Weihnachten so schön beschenkt.

Nach und nach stieg in Rudolph der Gedanke auf, sie als seine künftige Lebensgefährtin zu betrachten, seine Pulse klopften gleichmäßig, wenn er sich diesem Gedanken hingab, aber er sah sie mit friedlichem Genüge in häuslicher Wirksamkeit. Oft fragte er sich: ist das die Liebe? Dann sagte er sich wieder: dein grübelnder Geist ist keiner andern fähig. —

Jetzt richtete er sich plötzlich rasch auf, das Bild Elisabetha's stand vor ihm mit all der Schwungkraft und Innigkeit ihrer Seele: „Nein! nein!“ sprach er laut vor sich hin. Die Hand an die heiße Stirne gelegt, wandelte er auf dem Verdeck auf und ab, er quälte seinen Geist, indem er ihn der Wandelbarkeit zieh: „Gute Marie,“ sagte er, „wir können jetzt nicht mehr glücklich mit einander sein; ahntest du es wohl, als ich dir versprach dir etwas von der Reise mitzu-

bringen und du abwehrend erwiderteſt: ich danke, und der Vater hinzufügte: bringen Sie mir nur ſich ſelber wieder? — Ich bin euch unwiederbringlich. — — Darf ich aber Eliſabetha ein Leben bieten, deſſen tiefſte Keime ſich einer Andern erſchloſſen, wenn auch verborgen und ungeahnt von ihr? Für ein volles Leben biete ich ein zerſtücktes.“ — Er ſtand lange ſinnend ſtill.

„Und doch, ich muß,“ ſagte er wieder, „einſt in alten Tagen galt es als Symbol der ſiegenden Majeſtät und Wunderkraft der Liebe, daß die Liebenden durch Feuer und Waſſer ſchritten; wir aber ſind auf den brennenden Sonnenhöhen und in den kryſtallenen Meerestiefen des Gedankens einander begegnet und haben ſie durchſchritten. Ein Geiſt, Ein Leben wohnt in uns und was noch unerkannt und ſtill verborgen in uns ruht, wir wollen es liebend tragen und heilig achten; o Seligkeit, als wir uns erkannten! Du biſt Geiſt von meinem Geiſte! Komm, Eliſabetha, durch alle Wandlungen des Lebens tragen wir den einen einigen Sinn, du biſt mein!“

Lange noch ſchaute Rudolph ſtill und friedlich hinaus in den dunkeln, brauſenden Strom, bis endlich die blinkenden Lichter und das Läuten der Klingel ihn erinnerte, daß ſie bei Köln waren; in dem Gewirre, das nun entſtand, erkannte er ſchnell Eliſabetha, er nahte ſich ihr und ſie fragte verwundert:

„Wo ſind Sie denn?“

„Bei Ihnen, und ich hoffe, wir bleiben's.“

Er bot Eliſabetha den Arm, und ohne auf die Mutter und Karl zu warten, zog er ſie ſchnell voraus,

bis sie aus dem Gedränge waren; dann, in einer stillen Straße faßte er ihre Hand, sah ihr in die Augen und sagte:

„Elisabetha, darf ich Sie — dich so nennen?"

„Rudolph," erwiderte sie leise.

Auf der geheiligten Schwelle ihres Hauses besiegelten sie ihren Liebesbund mit dem ersten Kuß.

Als Karl und die Mutter nach Hause kamen, traten ihnen Rudolph und Elisabetha Hand in Hand entgegen und baten um ihre Zustimmung zu ihrer Vereinigung.

Karl umarmte seinen Freund so heftig, daß dieser laut aufschrie, die Mutter aber küßte Beide auf die Stirne und sagte: „Gott segne euch, meine Kinder!" —

Wer beschreibt die Seligkeit, die in der Straße Sanct-Marien am Capitol heute Abend ihre Lichter ansteckte? — Wir ziehen uns still zurück, denn bei einem innigen Familienfeste sind fremde, wenn auch noch so theilnehmende Augen, doch immer fremd. Wer das Glück genossen und genießt, ein Wesen außer ihm ganz und voll sein zu nennen, der rufe sich die erste Stunde des vollen gewissen Empfanges zurück; wer es noch nicht genossen, frage die zitternden Pulse seines Daseins. —

Wie selig blickte Rudolph in den sonnigen Tag, als er am andern Morgen Arm in Arm mit Elisabetha hinauswandelte in die Straßen, ihm war ein neues Leben außer und neben und in ihm gegeben; alle Vorübergehenden schauten freudig nach den Beiden, auf deren Antlitz ein Freudenglanz schwebte; ein armer

Knabe bot ihnen Blumen an, Rudolph reichte ihm ein Geſchenk dafür und gab die Blumen Eliſabetha.

Sie gingen immer weiter bis hinaus vor das Thor, wo ſie endlich Leichenſteine, ſtill und ernſt gereiht, erblickten, ſie traten in den Kirchhof, Eliſabetha führte Rudolph nach einem Grabe, darauf die Inſchrift war: „Hier ruht von des Lebens Freude, Müh' und Arbeit Friedrich Meurer.“

Die erſten Blumen, die Eliſabetha von Rudolph empfangen hatte, legte ſie auf das Grab ihres Vaters, dann reichten ſie ſich ſtill und andächtig wie über der Ewigkeit die Hände; ſtill und andächtig, feſt aneinandergeſchloſſen, ſchritten ſie darauf von dannen.

Was iſt Glück?

Edmund — so nennen wir bei seinem Vornamen einen hochgewachsenen, noch nicht lange von der Universität zurückgekehrten jungen Rechtsgelehrten — Edmund hatte das, so wunderbar ergreifende Büchlein von Clemens Brentano: „die Geschichte der schönen Annerl und des braven Casperl" zu Ende gelesen; feierliche Stille herrschte in dem Hörerkreise, jede Brust holte tief Athem; so hatte das einfache Schicksal einer Dienstmagd und eines Soldaten Alle tief erschüttert. Da saß die Hofräthin Romann und trocknete sich unverhohlen die Thränen, neben ihr Meta und Antonie, ihre beiden Töchter; Antonie hielt die Arme auf der Brust übereinander gepreßt, gleichsam noch als äußere Schutzwehr gegen ihr heftiges Herzklopfen, eine Thräne hing in ihren Wimpern, sie blickte in ihren Schooß; Meta trocknete sich mit ihrer linken Hand ebenfalls die Thränen, ihre Rechte spielte mit der Troddel an dem Gürtel ihres Kleides. Neben ihr saß die Majorin von Schmidtfelden, sie spielte das holländische Daumenspiel, und hatte, sei es aus Rührung oder Mißbehagen, die Unterlippe mit den Zähnen eingekniffen; ihre Tochter Rosette, die etwas rückwärts saß, richtete die in Unordnung gekommene Halskrause ihrer Mutter wieder zurecht.

Die Männer standen oder saßen hier und dort.

Edmund sah mit stillem Genügen diese lautlose Bewegung in den Gemüthern Aller; er fühlte, wie Niemand es wagte, dieses Wogen und Wallen in dem Herzen des Andern durch ein Wort, durch eine Sylbe anzurufen oder abzuleiten. Kaum einige Sekunden hatte diese lautlose Stille gedauert, als Edmund auch schon zu bemerken glaubte, wie diese hochgetriebene Aufregung mißbehaglich zu werden begann; denn nur Wenige vermögen es, durch enthusiastische Aussprache oder durch lautlose Stille ihr eigenthümliches Gemüthsleben vor Andern zu offenbaren, falscher Schein, Unnatur und falsche Schaam haben uns so einander entrückt, daß der heilige Geist der Liebe und des Mitgefühls, der jede Brust bewohnt, sich scheu vor den Augen Vieler verhüllt, und nur tief dem eignen Gemüthe oder dem einzigen, das wir uns angeeignet, sich erschließt; unser Fühlen und Empfinden spricht sich nicht mehr wie im Alterthum im Chore aus, dessen gewaltige, in Eins gebundene Stimmen sich tragen, heben und versöhnen; nur in einsamen Monologen oder im Widerhall einer einzigen Seele vermögen wir es, die tiefsten Töne unseres Herzens hinausklingen zu lassen.

Sei es nun, daß dem Hofrath diese Pause mißbehaglich wurde, daß ihn der Kitzel der Ironie beschlich, oder daß er in der That die von ihm ausgesprochene Vermuthung hegte, genug, er trat auf Edmund zu mit den Worten: „Sagen Sie, ist diese Geschichte nicht nach einer wahren Criminalgeschichte bearbeitet?“

„Nein,“ antwortete Edmund kurzweg; es war ihm,

als ob durch dieſe in halb amtlichem Ton aufgeworfene Frage plötzlich all der duftige Schmelz von der Dichtung weggewiſcht würde.

„Die Geſchichte iſt gräßlich ſchön,“ bemerkte Antonie.

„Ich möchte ſie nicht allein leſen, mich überrieſelt's,“ ſagte die Hofräthin.

Die Rede war Allen wiedergegeben.

„Ich muß geſtehen,“ ſagte die Majorin in ſcharfem Ton, „mich hat die Sphäre, in der ſich dieſe Geſchichte bewegt, höchſt unangenehm berührt; die neuen Dichter führen uns in Geſellſchaften, die nun und nimmer die unſrigen ſind, und ich mag ſie auch poetiſch nicht als die meinigen haben; ich muß geſtehen, ich ſchämte mich, als der Bediente vorhin im Zimmer war, während wir eine Domeſtikengeſchichte hörten. Und dann kommen darin Verhältniſſe zur Sprache, die einem gewiſſen Alter, einer gewiſſen Region fern und unbekannt bleiben ſollen.“ Sie blickte hiebei ſorglich auf ihre Tochter, die mit dem goldenen Herzchen, das an ihrem Halſe hing, ſpielte, und warf dann Edmund einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Was die Sphäre betrifft, gnädige Frau,“ erwiderte Edmund, „ſo werden Sie ebenfalls bemerkt haben, daß ein Graf, ein Fürſt und eine hohe Dame am Ende ihre Rolle ſpielen, übrigens habe ich den Dichter in dieſer Beziehung nicht zu verantworten; was aber Ihren zweiten Vorwurf betrifft, ſo glaube ich, iſt es eben ſo ungehörig als unmöglich, Demjenigen, der ein offenes Auge für das Leben hat, alles Mißliche und Traurige zu verbergen und zu übertünchen, auch

wird ein zartes Gemüth durch deſſen Anſchauung nicht verletzt."

„Von äſthetiſchem Standpunkt aus betrachtet" — bemerkte der Profeſſor Hailer.

„Um Gottes Willen, wie können Sie ein ſolches Werk ſo beurtheilen?" unterbrach ihn die lebhafte Hofräthin, „das iſt kein Buch, das iſt eine tiefergreifende Lebensſchilderung."

„Immerhin," entgegnete der Profeſſor, der ſich nie von einer begonnenen Rede abbringen ließ, „gerade deßhalb, ſo wie auch aus äſthetiſchen Rückſichten, weil die Motive zerfahren und das Schauerliche allzuſehr gehäuft iſt, wünſchte ich die allbekannte Geſchichte von dem Richtſchwert aus der Erzählung weg, dann wäre Alles vollkommen, namentlich was das Hochſittliche darin betrifft . . ." —

Der Profeſſor wollte noch weiter reden, aber er ſprach ſo bedächtig, daß man faſt nie wußte, wann er ein Punktum machte; die Hofräthin ſagte daher:

„Dieſe Erzählung gemahnt mich wie ein ausgeführtes und erweitertes Volkslied; die ſchwermüthige Melodie in vibrirenden Molltönen iſt vorherrſchend" —

„Sie haben recht, Sie bringen mich auf die richtige Spur," rief der Profeſſor freudig überraſcht, „das Ganze iſt in der That weiter nichts als die Ausführung eines wirklichen Volksliedes."

„Welches?"

„Deſſelben, das Schiller in ſeiner brauſenden Schubartsperiode zu ſeinem Gedichte „die Kindesmörderin" benützt hat; Schiller hat den Namen des Burſchen und

Brentano den Namen des Mädchens beibehalten, der letztere hat alle Motive wörtlich ausgeführt.

Ach Joseph, lieber Joseph, was hast du gedacht,
Daß du die schön' Nannerl in's Unglück hast bracht?

Joseph, lieber Joseph, mit mir ist es aus,
Man wird mich bald führen zum Schandthor hinaus.

Zum Schandthor hinaus, auf einen grünen Platz,
Da wirst du bald sehen, was die Lieb' hat gemacht.

Richter, lieber Richter, richt' nur fein geschwind.
Ich will ja gern sterben, daß ich komm' zu meim Kind.

Ihr Freund' und Bekannten, weint nicht um meine Noth,
Zeitlebens in Gefängniß, viel lieber den Tod.

Joseph, lieber Joseph, reich mir deine Hand,
Gott wird mir verzeihen, hab' Alles bekannt.

Der Fähnrich kam geritten, und schwenkt seine Fahn':
Halt still mit dem schön Nannerl, ich bringe Pardon.

Fähnrich, lieber Fähnrich, sie ist ja schon todt,
Gut Nacht, meine schöne Nannerl, deine Seele ist bei Gott."

„Sie haben der Erzählung das größte Lob zuerkannt," bemerkte Edmund zur Hofräthin gewendet, „indem Sie sie, ohne das Lied zu kennen, ein erweitertes Volkslied nannten; das Springende ist zum ruhigen Gange gebracht, und die verbindenden Ereignisse sind gleichmäßig erfunden und durchgeführt. Ist ja auch Webers Freischütz dadurch die deutscheste und volks-

thümlichste Oper, weil hier, wenn man so sagen kann, das zum Drama erhobene Volkslied gegeben ist."

„Mich hat der religiöse Zug," sagte der Major, „der durch die Erzählung Brentano's geht, sehr frappirt; ich hätte nicht geglaubt, daß die Welt noch so fromm wäre. Die Ehre und Bravour wird mir aber hier doch zu viel den Pfaffen in die Hände gespielt."

Er verwickelte sich in ein Zwiegespräch mit dem Professor; die Gesellschaft stand auf und gruppirte sich nach Willkür. Antonie hatte sich an das Klavier gesetzt und phantasirte stürmisch. Edmund trat zu Meta, die in der Biegung des Klaviers stand: „Wie hat es denn Ihnen gefallen?" redete er sie an.

„Recht gut und Sie haben auch sehr zart gelesen; haben Sie aber denn nicht bemerkt, wie ich Ihnen vorhin winkte? Sie hätten der Majorin etwas höflicher antworten dürfen."

„O Sie sind lieb und gut; aber warum ist denn Ihre Antonie so verstimmt und einsylbig?"

„Daß ich nicht wüßte; Antonie, wenn du mich begleiten willst, so wollen wir das Lied von Brentano singen."

„Ein Lied von Brentano? Welches?" fragten mehrere Stimmen aus der Gesellschaft.

„Sie kennen es Alle," erwiderte Meta, „aber wußten wahrscheinlich den Verfasser nicht." Sie sang nun jenes prächtige Lied: „Nach Sevilla ꝛc."

„Eine südliche Glut und Frische liegt in diesem Liede, und Sie haben es mit ausnehmender Wärme gesungen, Fräulein Meta," erklärte der Professor nach Beendigung des Liedes.

„Der glücklichſte Menſch iſt doch der Dichter,“ ſagte Edmund; „der Staatsmann, der Held kann ſeine Zeitgenoſſen beſtimmen, jener, daß ſie handeln nach ſeinem Willen, dieſer, daß ſie ſterben nach ſeinem Willen; der Dichter allein kann ſeine Zeitgenoſſen wie die empfänglichen Seelen aller Zeiten und Zonen beſtimmen, zu fühlen, zu denken wie er; er lebt in ihnen, er lebt tauſendfältig, unendlich; Tauſenden tritt er nahe als Freund, als Heiland ihrer Seelen, er erlöst den taubſtummen Schmerz aus ſeiner Verdumpfung, all ſein Fühlen und Hoffen, ſein Träumen und Trauern, all ſein ureigenes Leben erſteht in tauſendfältigen Geſtalten; das Leben aller Zeiten und Nationen zieht verklärt durch ſeine Bruſt, und was über Zeiten und Nationen ſchwebt, heißt er feſtſtehen und leben; die Stätte, die er betreten, wird durch ihn zum heiligen Erdreich; was ſeine Seele bewegt bleibt ewig feſt, ſein ganzes Ich iſt ewig gewahrt von dem unendlichen Ganzen der Menſchheit.“

„Mit dieſer Schlußbemerkung machen Sie aber den Dichter zum raffinirteſten Egoiſten,“ bemerkte Antonie.

„Nicht doch, mein Fräulein,“ entgegnete Edmund, „und wäre es auch Egoismus, laſſen Sie ſich durch das Wort nicht irre machen; der Egoismus an ſich iſt nichts Schlechtes, nur wenn er den Egoismus eines Andern verletzt und beeinträchtigt, wird er ſchlecht.“

„Die praktiſchen Engländer theilen Ihre Anſicht von Dichterglück nicht,“ ſagte die Majorin, „Sie kennen wohl das Sprüchwort: I should like my enemy would write a book?“

„Ich kannte das Sprüchwort bis jetzt nicht, gnädige Frau, aber man kann wohl sagen: wenn der Engländer seinem Feinde wünscht, daß er ein Buch schreiben möge, so ist es nicht, weil das ein Unglück für den Autor ist, sondern weil sich durch Concentriren der Gedanken und Anschauungen die persönliche Leidenschaft abkühlt und niederschlägt."

„Auch diese gewandte Erklärung," erwiderte die Majorin, „ist gegen Sie, denn statt, wie es weit angenehmer ist, den Kampf in Feindes Land zu spielen, muß er hier im Herzen des eigenen Gebiets oder im Gebiete des eigenen Herzens ausgefochten werden."

Die Majorin blickte zufrieden über diesen glücklichen Vergleich umher. Edmund antwortete nicht, da begann die Hofräthin schnell:

„Sie sprechen auch nur von dem Dichter, wenn er mit einer gewissen Selbstgefälligkeit das vollendete Werk und seine Wirkungen überschaut und sich der Welt gegenüber denkt; bedenken Sie aber die überleidigen Klagen, wie gepreßt und verletzt, wie tief erschüttert ein Menschenherz sein muß, bis es durch die Dichtung sich über sich selbst erhebt; wie Wenige vermögen es, ihr eigener Heiland und noch weit minder, der Heiland Anderer zu werden!"

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht," ergänzte die Majorin, „das wäre ein schlechter Dichter, der, wie so Mancher der heutigen jungen Leute, gleich einem manierirten Schauspieler, alle Attitüden nur für das Auge des Publikums wählte, bei den höchsten Aufregungen nur nach den Wirkungen da draußen hinschielte."

Der Profeſſor nickte den beiden Frauen während ihrer Rede beifalllächelnd zu, gleich als wären ſie Gymnaſiaſten, die ihre Penſa gut auswendig gelernt; Edmund ſuchte mit außergewöhnlicher Höflichkeit zu entgegnen, und indem er ſeine mit der Hand aufgeſpannte elaſtiſche Uhrkette zurückſchnellte, begann er:

„Sie führen mich in das tiefſte Getriebe poetiſcher Schöpfung, indem Sie mich auf den Jammer und die Noth, auf die Vorgeſchichte, die der Erlöſung vorangeht, aufmerkſam machen; aber Dichtung iſt wie die Liebe, ja ſie ſind Eins, der Liebende iſt Dichter in ſich oder nach außen, und der Dichter liebt, muß lieben; wer möchte den Schmerz und die Qualen der Liebe miſſen um den Preis, daß er die Liebe aufgäbe?“

Die Majorin kniff wiederum die Lippen ein und betrachtete ſorgenvoll ihr Kind, in deſſen Beiſein man ſo geradezu von Liebe ſprach, auch Antonie blickte verlegen zur Erde; Edmund ſchien Alles dies nicht zu bemerken, ſein Auge funkelte hell, er drückte die linke Hand an die Stirn und fuhr ſtürmiſch fort:

„Die Liebe iſt das höchſte Glück und die höchſte Tugend, die höchſte Geiſteskraft, und doch leidet nur Der, der liebt; nehmt dem Menſchen die Liebe, trennt ſein Herz los von Allem, was es aufbrennen macht, und das Leben iſt hohl und leer, freudlos und leidlos. Der Dichter aber lebt in ewig ſich läuternder Liebe. Und wer ertrüge nicht gern alle die Pein und den tiefſchneidenden Gram einer zartfühlenden Seele um den Preis, daß ſein Geiſt geläuterter, empfäng-

licher, zartfühlender, oder mit andern Worten, größer, vollkommener, poetiſcher geworden? Und wie der Kuß der Liebe ſtill und ſcheu, verborgen vor den Augen der Welt zum Himmel hinanträgt, ſo auch der Kuß der Muſe; hier fühlt der Dichter das Wehen des eignen und des unendlichen Genius, den Hauch des heiligen Geiſtes, die Unendlichkeit hat ihn in ihren Aether gehüllt, er iſt in der Unendlichkeit, in der Ewigkeit, er iſt nicht mehr er ſelbſt, die Welt iſt in ihm, er in der Welt, Geſchöpf und Schöpfer, Gott iſt in ihm; ja, der Dichter iſt ein Heiland, der die Schmerzen der Welt in ſich aufnimmt und ſie erlöst und verſöhnt!"

„Richtig in eine Sackgaſſe gerannt," fiel der Profeſſor ein, „Sie geſtehen alſo, daß der Dichter ſchmerzenreich und ſomit nicht glücklich zu nennen iſt. Sie ſind, wie ich ſehe, der heutigen Modeanſicht ſchnurſtracks entgegen; denn es gehört jetzt zum hohen Ton, die Dichtergabe als das höchſte Unglück zu ſchildern. Sei nun indeß die Dichtergabe Glück oder Unglück, die Dichter ſind, wie die Literarhiſtorie leider zur Genüge zeigt, meiſt unglücklich, einige Wenige, wie Anakreon und Goethe, ausgenommen."

„Wer iſt Anakreon?" fragte Meta in gutmüthiger Wißbegierde. — Hätte der Profeſſor das Beiſpiel eines glücklichen Menſchen darſtellen wollen, ſo hätte er ſich ſelber als ſolchen aufführen können, denn mit unbeſchreiblicher Zufriedenheit ſagte er Meta, daß er ihr morgen ſeine mit unverdientem Beifall aufgenommene Ueberſetzung des heitern griechiſchen Liederdichters ſenden wolle.

Das Geſpräch ſchien eine veränderte Wendung zu nehmen, als es die minder ſcrupulöſe Hofräthin wieder auf das frühere Thema lenkte mit den Worten:

„Auch der Liebende iſt nicht glücklich, denn ſagt ja Goethe:

Glück ohne Ruh,
Liebe biſt du.“

„Ich möchte überhaupt fragen,“ ſagte der Hofrath lächelnd: „wer iſt glücklich?“

Die Hofräthin ſteckte ihm als Antwort ein Bonbon in den Mund.

„Oder eigentlich,“ ergänzte der Profeſſor, „was heißt glücklich?“

„Geben Sie eine Definition von Glück,“ ſagte der aus einer gewiſſen Erſchöpfung ſich aufraffende Edmund.

„Glück iſt eigentlich ein relativer Begriff,“ dozirte der Profeſſor, ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnend, „der Eine nennt Glück und für den Einen iſt Glück, was für den Andern ein Unglück iſt; aber allgemein und abſtract gefaßt —“

„Hörſt du?“ ſagte Antonie ganz leiſe zu ihrer Schweſter Meta, indem ſie unverrückt vor ſich niederſchaute und nur Meta neben ſich anſtieß, ſo daß Niemand ihre Rede bemerken konnte, „habe ich nicht recht, wenn ich ihn den Miſter Abſtractus heiße?“

„— muß ich,“ fuhr der Profeſſor fort, „hier eine Definition des großen Philoſophen Spinoza anwenden; er ſagt: Luſt iſt Uebergang von einer geringeren zu einer größeren Vollkommenheit, ſo auch iſt Glück Ueber-

gang von einem minder behaglichen Zuſtand zu einem erwünſchteren, angemeſſeneren, behaglicheren.“

„Das iſt ein Glücksfall,“ wendete Edmund ein; „aber das Glück als ſtändig fortdauerndes iſt etwas Anderes.“

„Sie haben auch das Wünſchen in Ihre Definition geſetzt,“ bemerkte Antonie, „man nennt aber ſehr oft ein Ereigniß, an das man vorher nie gedacht hat, das man alſo auch nicht wünſchen konnte, ein Glück.“

„Ich ſagte ja nicht gewünſcht, ſondern erwünſcht.“

„Wünſchen, ja wünſchen, darin liegt's,“ lächelte der Hofrath, „Furcht und Hoffnung ſind rouge et noir im Lebensſpiel: nicht im Gewinn, ſondern im glücklichen Spiel liegt das Hauptvergnügen. Mit feinem Tact läßt Goethe den praktiſchen Werner in Wilhelm Meiſter ſagen: daß der glücklichſte Menſch der iſt, der auf dem Wege iſt, ein reicher Mann zu werden. — Frau Fortuna iſt eine Dame, mit der man am glücklichſten im Brautſtand iſt; die Sage von des Fortunati Wünſchhütlein trifft den Nagel auf den Kopf; Fortunatus iſt der glücklichſte, weil er die ſchöne Erwartung hat, Alles zu erhalten, was er wünſcht; nicht im Beſitzen, ſondern im Erwerben und Empfangen liegt das Glück; iſt der Moment des Empfangens vorüber, ſo iſt der gewünſchte Zuſtand ein alter gewöhnlicher geworden, neue Wünſche ſteigen auf und verlangen einen andern. Die Ideale können und dürfen nie erreicht werden, und darin eben beſteht's, daß ſie Ideale ſind und uns immer in angenehmer Spannung erhalten.“

„Sie ſind alſo auch einer von den endloſen Stre-

bern," ſagte Edmund, „die den Menſchen das traurige Loos auferlegen, ewig nach Idealen zu ſchnappen und die ideale Maulſperre für das höchſte Glück halten? Nein, giebt es ein Ideal, ſo muß es erreicht werden können, oder es iſt kein Ideal. Die Jagdfreude liegt nicht bloß im freien Umherſtreifen in Wald und Feld, ſondern auch im Wildbraten. Das wäre ein nichtsnutziges Streben, Denken und Philoſophiren, deſſen höchſter Zweck eben das Streben, Denken und Philoſophiren wäre, und wobei man an kein Endziel glaubte; im Gegentheil, der Wildbraten und die Reſultate des Philoſophirens ſchmecken gut. Viele theilen die Anſicht mit Ihnen, Herr Hofrath, daß jene Gemüthsaufgeregtheit des Strebens, Harrens und Zielens, das ewige Auf-dem-Anſtand-ſtehen mit geſpanntem Hahn das Loos und die Beſtimmung menſchlichen Treibens und Denkens ſei; ich kann mich nicht dazu verſtehen, ich komme gern mit gefüllter Taſche nach Haus, von der Philoſophie wie von der Jagd."

Die Majorin blickte längſt mißmuthig drein, ſie fand es gegen allen guten Ton und als „ennuyant," ſo lange bei einem Gegenſtand zu verharren; der kecke Edmund hatte ihr in ihrem eigenen Hauſe die Zügel der Unterhaltung entriſſen. „Uebermorgen," ſagte ſie daher zu ihm, „hält der Graf Merbold großes Treibjagen, werden Sie von der Partie ſein?"

Edmund verſtand dieſe Diverſion wohl, aber er war nicht geſonnen, ſich darauf einzulaſſen, ſondern entgegnete mit einem gewiſſen Muthwillen: „Gnädige Frau, wir ſind jetzt einem Edelwild auf der Fährte, einem

ſelten erſcheinenden Sechzehnender; hören Sie nicht, wie alle Wünſche ihre Fanfaren blaſen? Reiten Sie mit, wir wollen das Glück erjagen. Herr Profeſſor, Sie ſind ein Philoſoph, nehmen Sie das Glück auf's Korn."

Die Diskuſſion war hiermit wieder in's Centrum gerückt.

„Ich wollte, ich wäre das, was Sie mich nennen," erwiderte der Profeſſor mit beſcheidenem Stolze, „denn nur der Philoſoph iſt glücklich; nur wer in der Erkenntniß alle Einzelerſcheinungen des Lebens bewältigt, mit freiem Geiſt beherrſcht und in ſein Denken einordnet, nur der iſt glücklich zu nennen; nicht in dem gewöhnlichen Sinn als ein durch Zufälle und Ereigniſſe Gehobener, ſondern im höchſten Sinn, als ein durch erworbene Kenntniß und Einſicht über den Ereigniſſen Stehender; der Zufriedene, der Gleichmüthige, der Einſichtige, mit einem Wort, der Philoſoph allein iſt glücklich."

„Wieder ein Monopol!" unterbrach der Major den langſam und bedächtig redenden Profeſſor, „Alles läuft doch wieder darauf hinaus, ſich ein Privilegium zu verſchaffen; nun wollen auch die Philoſophen die Majoratsherren des Glückes ſein."

„Alle Menſchen ſind Philoſophen, nur mehr oder minder," ſagte der Profeſſor ungewöhnlich ſchnell.

„Sie nehmen aber," ſagte Edmund, „Glück und Zufriedenheit, oder meinetwegen Gleichmäßigkeit, als ein und daſſelbe; aber Zufriedenheit iſt eben nur Zufriedenheit und nicht Glück."

„Ja, das meine ich auch," ſagte Antonie und Edmund blickte ſie freudeſtrahlend an, „wer ſo ebenmäßig fortlebt und alle Ereigniſſe ſchnell in die Schule nimmt, den kann man nicht glücklich nennen; nur wer ſich von ihnen auf Höhepunkte tragen läßt, wo man in reiner Luft die ganze Seele plötzlich freier athmen fühlt, nur Der iſt glücklich."

„Aber auch oft unglücklich!"

„Ja, aber kann nicht nur der, der unglücklich werden kann, auch glücklich werden?"

„Es giebt hierbei," ſagte der Hofrath, „keine allgemeine Regel; Jeder, den wir glücklich nennen, oder in dieſer Beziehung beurtheilen, muß von ſeinem Standpunkt aus betrachtet werden; die gefährlichſte Gewohnheit der Menſchen iſt: „man" ſtatt „ich" zu ſagen."

„Deßwegen," erwiderte der Profeſſor, „läßt ſich aber doch ein allgemeiner Begriff des Glücks aufſtellen, der die Einzelfälle unter ſich begreift. Wie durch den Durchgang durch ein convexes Glas die zerſtreuten ſieben prismatiſchen Farben wieder in einem Lichtfocus geſammelt werden, der, farblos an ſich, doch ideell die bunte Farbenwelt in ſich trägt, ſo auch die Abſtraction der Begriffe —"

„Und da, wo die Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zu rechter Zeit ſich ein,"

rezitirte der Hofrath; „ich laſſe mich nicht auf Begriffe und Wortklaubereien ein; man glaubt ſehr leicht, den Faden der Ariadne in der Hand zu haben, und zieht doch nur — Sie entſchuldigen den Ausdruck — an

einem Narrenseil. Ich frage einfach: giebt es einen ganz glücklichen und giebt es einen ganz unglücklichen Menschen? Meine Ansicht ist: Niemand auf der Welt ist ganz unglücklich; denn wäre Jemand immerwährend unglücklich, so müßte er sich unaufhörlich des Zwiespaltes zwischen seiner Natur und seinem Geschick bewußt sein, mit der Zeit muß ihm aber das Bewußtsein seiner Natur abhanden kommen, das Geschick wird durch die lange Herrschaft endlich den Sieg davon tragen, eine andere Natur setzen. Gewohnheit ist die zweite Natur, sagt schon das Sprüchwort — das Unglück, der Zwiespalt ist dann aufgehoben. Manchmal mag noch der alte Adam spuken, aber nur vorübergehend, denn die junge und frische Natur wird ihn bald zurückbannen; nur schwachköpfige, mit sich selbst kokettirende Sentimentalität beschwört aus Wollust den abgeschiedenen Geist der früheren Natur, um sich ein schauerliches Frösteln zu machen und vor einem falschen Spiegel sich selber zu bemitleiden."

„Erlauben Sie," sagte Edmund, und seine Faust ballte sich unbemerkt, „Gewohnheit ist die zweite Natur! ja wohl; aber dieser Wechselbalg der Natur ist gerade das höchste Unglück; verwandeln Sie durch Gewohnheit einen Adler, der in der Sonnenregion schwebt, in einen Frosch, der im Sumpf quakt, so ist der Frosch allerdings nicht unglücklich, er ist in seinem Element — aber die ermordete Adlernatur, das ist das höchste Unglück; ein Mann, ein Mädchen," fügte Edmund rücksichtslos hinzu, „denen Gott und die Natur den Freibrief eines schönen, gehobenen Lebens mitgegeben, und die nun

in einer niedern Sphäre ihre Natur verändern, den Freibrief vernichten und Leibeigene des Geſchickes werden, ſind im höchſten Unglück; nicht kokettirende Sentimentalität, nein, der höchſte Muth der Wahrhaftigkeit iſt's, ſich ohne Furcht und Grauſen zu ſagen: du biſt unglücklich; Das, wozu dich Gott oder die Natur beſtimmt, iſt dir nicht geworden. Mir erſcheint es als Eitelkeit und Schwäche, ja als Sünde, glücklich ſcheinen zu wollen, wenn man's nicht iſt. Hätten die Menſchen den Muth, ſich die offenen Wundenmale vor ihren eigenen Augen zu enthüllen, es wäre bald anders in der Welt."

Die Hofräthin ſaß während dieſer ganzen Rede in ſichtbarer peinlicher Unruhe da; ſie konnte zwar manche Extravaganzen ertragen, aber ſie verlor die pädagogiſche Rückſicht auf ihre Kinder doch nie aus den Augen; die Aeußerungen Edmunds erſchienen als Aufruhr gegen alle elterliche Autorität, ja ſogar gegen alle gute Sitte. Die Majorin blickte ſie ſchadenfroh an; ſie hatte ſchon oft genug erfolglos gegen Zuziehung dieſes ſtürmiſchen Sauſebraus in ihre vertrauten Zirkel proteſtirt, ſie vergaß in ihrer Schadenfreude ganz, daß auch ihre Tochter dieſe Reden gehört hatte, und blickte nur auf die Hofräthin, die ſchon zweimal den Mund zum Sprechen geöffnet hatte und erſt jetzt zu dem Worte kam:

„Wir ſelbſt aber kennen am allerwenigſten unſere Natur und was ihr frommt und gut iſt; das erkennen am beſten Diejenigen, die durch gereifte Erfahrung und Einſicht, durch die Natur und durch Liebe uns nahe ſtehen; dieſe müſſen alſo unſerer Natur ihr Schickſal

und ihre Bestimmung geben. — Freilich ist es gar süß, sich aus Romanen eine sublime Natur zusammen zu stoppeln, der eingebildeten Natur ein eingebildetes Leben zu träumen, und dann zu wimmern und zu klagen über die rauhe Wirklichkeit. Niemand in der Welt," setzte sie begütigend und einlenkend hinzu, „kann und darf sich von Jugend auf selber seine Bestimmung geben; die meisten Menschen wären höchst unglücklich, wenn ihnen Das geworden wäre, was sie in ihren überschwänglichen Jahren für das höchste Glück hielten."

„Es ist eine bekannte Erfahrung," bekräftigte der Hofrath die Worte seiner Gattin mit sarkastischem Lächeln, „daß ein Lastträger mehr als das Doppelte tragen kann, wenn ihm ein Anderer die Last auf den Rücken legt, als wenn er sie selbst aufhockt; so geht's auch mit dem Schicksal."

Eine Pause entstand, das Antlitz Edmunds war plötzlich verändert, die eingetretene Pause gab der Rüge der Hofräthin eine größere Schärfe, als sie eigentlich hatte. Der Major hatte indessen — wie das in gesellschaftlichen Debatten oft zu geschehen pflegt — den Zwischenreden wenig Theilnahme gewidmet, denn er hatte eine Bemerkung auf die frühere Rede des Hofraths im Sinn, er sagte daher zu diesem:

„Wie Sie mit Recht behaupten, daß es keinen ganz unglücklichen Menschen giebt, so glaube ich auch, wäre ein ganz glücklicher Mensch ein Unding, er wäre eine chinesische Malerei, lauter Licht, kein Schatten, da bekommen die Gestalten etwas Wachsfigurnes; ununterbrochenes Glück wäre wie ewiger Tag ohne Nacht."

„Und," sagte der Professor, „man weiß nur, daß es Tag, weil man weiß, daß es Nacht ist, und umgekehrt. Ein ganz glückliches Leben ließe sich als ein Kreis bestimmen, der, wie ihn Archimedes definirt, eine geradlinige Figur von unendlich vielen gleichen Seiten ist, oder, wie man ihn heute definirt, eine Figur, deren Kreislinien überall vom Centrum gleichweit entfernt sind; so als Kreis wird er aber nie zum Bewußtsein kommen, nur die eckigen Figuren kommen zum Bewußtsein." —

Alles lachte.

„Bitte, mißverstehen Sie mich nicht," fuhr der Professor, ohne sich irre machen zu lassen, fort, „nur die eckigen Figuren kommen durch ihre Ecken und Enden zum Bewußtsein; im eckigen Zusammenstoß mit Anderen findet man seine Endschaft, und aus dieser sich selber; wie man demnach vollkommen glücklich sein und dennoch wissen kann, daß man es ist, das ist die moralische Quadratur des Kreises, die nie gelöst werden wird."

Der Professor merkte an einem leisen Zischeln und Hin- und Herneigen der Köpfe, daß er sich etwas in die „Zigeunersprache" der Schulphilosophie verloren hatte; er fand daher schnell einen günstigen Ausweg in der anekdotischen Auffassung und bemerkte weiter: „Ich finde demnach Ihr Bild, Herr Major, ganz entsprechend: nur durch die Nacht wissen wir, daß es Tag ist, und nur aus dem Schatten hebt sich das Licht; ich möchte die Allegorie vom Peter Schlemiehl so deuten, daß dieser deßhalb so unglücklich ist, weil er seinen

Schatten, den Reflex, die Reflexion, das Bewußtsein, verloren hat."

Die Gesellschaft erfreute sich an dieser burlesken Wendung und vergaß das Vorhergehende gern. Edmund hatte nach der an ihn gerichteten Apostrophe alle Fassung verloren, er schalt sich innerlich über seinen Ungestüm, er nahm sich vor, weiter keinen thätigen Antheil an der Diskussion zu nehmen, sein volles Herz führte ihn stets zu weit; dann aber erschien es ihm wieder kindisch, sich verblüffen, und unmännlich, eine Verstimmung in sich aufkommen zu lassen; er ermannte sich daher, sein Antlitz erheiterte sich, als die Hofräthin sagte:

„Ich möchte fragen: Können die meisten Menschen nicht besser Unglück ertragen als Glück genießen?"

„Allerdings," erwiderte Edmund, „und dieß kommt hauptsächlich von der resignativen Richtung der Religion her; es ist das kein Vorwurf, sondern nur eine Consequenz für die Religion, sie wendet sich vornehmlich an die heilsbedürftige, leidende Menschheit, lehrt sie Uebel und Ungemach ertragen und ausgleichen; das Geltendmachen der eigentlichen positiven Lebenskraft, des Selbstbewußtseins und der Achtung vor sich, fließt dann hauptsächlich aus dem Charakter, aus der unabhängig gebildeten Selbsterkenntniß und Welterkenntniß. Aber die wenigsten Menschen haben einen positiven Charakter. In unseren verkrüppelten Zuständen ist uns Wesen und Darstellung eines schönen, vollen Menschendaseins abhanden gekommen, wir sind froh, wenn wir die eine Hand verloren, daß uns nicht auch die andere genommen

worden; unſer Glück, unſere Freude iſt aus einzelnen Conceſſionen zuſammengeflickt."

„Ja, was nennen Sie denn Glück?"

„Glück iſt, ſich ſeines Daſeins zu freuen; es liegt in dieſem trivialen Satz ein höherer Sinn, als man beim erſten Anſchein glaubt; freuen kann ich mich, wie ſchon die Sprache ſagt, nur über oder mit etwas; ich muß mir das, worüber oder womit ich mich freue, gegenüber geſtellt haben, es darf nicht blos als ſtille Naturkraft in mir ſtehen, es muß meinem Wiſſen zum Gegenſtand, zum Gegenüberſtehenden geworden ſein, es muß Bewußtſein werden. Das Thier iſt nicht glücklich, weil es nur iſt, nicht bewußt iſt, ſich nicht ſelber Gegenſtand ſeines Denkens durch die Sprache wird; ſo ſtellt ſich die Stufenleiter des Menſchenglückes je nach dem Grad des Bewußtſeins. Die Daſeinsfreude, das in Luſt gehobene Wiſſen von ſeinem und Anderer Daſein iſt die Wurzel und die Krone des Glücks; darum iſt der liebende und dichtende Geiſt der glücklichſte, weil ſich hier ein neues, lebendiges Daſein uns gegenüberſtellt, das harmoniſch aus uns ausgeht und in uns aufgeht. Liebe iſt innige Freude an dem Daſein eines Andern, das unſer Daſein geworden; die Daſeinsfreude —"

„Sie ſtreifen nahe an der Wahrheit vorbei," unterbrach ihn der Profeſſor, der wohl bemerkt hatte, wie unangenehm das ſcheinbare Abſchweifen der Rede Edmund's aufgenommen wurde, der in ſeinem übervollen Herzen Allgemeines ausſprach, was doch wieder eigentlich an eine beſtimmte Perſon der Geſellſchaft adreſſirt

war; der kluge Professor wand Edmund allen Vortheil aus der Hand, indem er fortfuhr:

„Ich knüpfe, wie Sie, an einen allbekannten Satz an: Jeder ist seines Glückes Schmied.“

„Schicksals, sagt man gewöhnlich,“ berichtigte der Hofrath.

„Schicksal oder Glück, das ist hier gleichbedeutend; Jeder ist der Schmied seines Glückes, aber das Eisen schafft er sich nicht, das wird ihm von Gott, von der Natur gegeben; wir müssen es daher nach bestem Wissen schmelzen, biegen und dehnen. Die Naturgaben, innere und äußerliche, auferlegen uns eine Nothwendigkeit, die wir nicht aufheben, über die wir uns aber durch Bewußtsein und Erkenntniß erheben können, indem wir ihr aus Selbstbestimmung genügen. Nicht indem wir die Gesetze des Alls und unserer eigenen Natur aufheben wollen, sondern indem wir sie erfüllen, sind wir frei; denn die Naturnothwendigkeit und Ordnung ist wesenhafte Form der Freiheit. In der Erkenntniß also, mit der wir in unseren einzelnen Schicksalen das Vorübergehende wie die nothwendigen und unabänderlichen Gesetze herausfinden und sie erfüllen, in der Erkenntniß allein liegt alles Glück; daher kommt es, daß man mit Glück meist blos etwas Relatives bezeichnet, denn es kommt auf unsere Anschauung an, ob wir das Gegebene unserer empfangenden Natur entsprechend glauben; also das Absehen von der äußerlichen Sache und die Rücksicht auf unsere Natur ist das Bestimmende hiebei; die Grundlage des Glückes liegt also in uns

in Erkenntniß und Bestimmung unserer Natur; wer aber das Glück blos im Aeußerlichen sucht, der hat es nicht, wenn er es findet. Deßhalb habe ich auch behauptet, daß jeder Mensch mehr oder minder Philosoph, und demzufolge mehr oder minder glücklich ist; der wahre Philosoph aber, dessen Anschauung keine relative, sondern die reine, allgemeine sein muß, der wahre Philosoph muß zu der Erkenntniß aufsteigen, daß unsere Beurtheilungen der Verhältnisse meist auf falschen Voraussetzungen beruhen; jedes Ding trägt den Maaßstab seiner Erkenntniß und seines Daseins nur in sich; wir aber beurtheilen die Dinge gewöhnlich, um uns das Urtheil zu erleichtern, nach Gemeinbegriffen und allgemeinen Maßstäben. So zum Beispiel nennen wir einen Buckligen, einen Einäugigen unglücklich, warum? weil wir nach unserem allgemeinen Gattungsbegriff des Menschen sagen: jener hat etwas zu viel und dieser etwas zu wenig; aber dieser Gattungsbegriff ist blos ein von uns willkürlich gemachter, um die Dinge schneller und besser übersehen zu können. Jedes Ding will und muß aber nur nach sich beurtheilt werden; der Bucklige, der Einäugige sind vollkommene Geschöpfe, und es ist Unrecht von uns und von ihnen, sie als Unvollkommene oder, was gleichviel ist, als von Natur Unglückliche zu betrachten. Jedes Ding hat nur so viel Recht, als es Kraft hat, darüber hinaus wollen, ist Unrecht oder, was dasselbe ist: Unverstand —"

„Das ist eine traurige, isolirende und freiheittödtende Ansicht," sagte Edmund.

„Keineswegs," sagte der Professor, „aber hören Sie weiter: der Philosoph erkennt ferner, daß die Benennung Glück wie gut nur aus der egoistischen Weltanschauung fließt, wonach wir Alles um uns her als Mittel für uns selber, die wir Zweck sein sollen, ansehen; stellt sich uns dann Vieles als Mittel dar und macht uns zum Zweck, so nennen wir uns glücklich; aber Alles in der Welt ist Zweck für sich. Die Welt in ihrer Allberechtigung nach Raum und Zeit steht vor dem Philosophen, er erkennt in dem Momentanen und Beschränkten das Ewige und Allgemeine, und diese Erkenntniß ist das höchste Glück. Ich erinnere mich jetzt nicht genau eines Spruches von Jakob Böhme, der ungefähr besagt:

Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Ist befreit von allem Leid.

Religion und Philosophie treffen hier auf verschiedenen Wegen in ihrem Ziel zusammen, beide heischen ein Erheben aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit; wäre die bloße Daseinsfreude das höchste Glück, so wäre der Tod ohne sichere, bewußte persönliche Fortdauer das höchste Unglück; wer aber in seinem Leben seine Auferstehung gefeiert, sei es in der Erkenntniß oder im Gemüthe, wer sich einmal gestorben geschaut und sich wiedergefunden und festhält, der ist glücklich, alle Einzelheiten des Lebens durchdringt er —"

„Machen Sie uns aber nicht selig, statt glücklich?" fragte der Hofrath lächelnd.

„Sei es, bitte, ich bin sogleich zu Ende, ich komme

zu dem Ergebniß, daß wer sich zum Selbstbewußtsein erhoben, in jeder Lage glücklich sein kann; denn das Glück beruht in der freien und doch wieder harmonisch gebundenen Entfaltung unserer Kräfte, in der Vereinbarung unserer endlichen Natur, d. h. unseres Geschicks mit unserer unendlichen Natur, unserm Wesen; so steigen wir dann annähernd zum Gipfelpunkt menschlichen Daseins auf; Glück ist die bewußte Uebereinstimmung unseres innern und äußern Berufs."

„Diese Definition scheint erschöpfend, und ich glaube, die Sache ist hiemit erledigt," sagte der Hofrath wieder.

Edmund nickte bejahend, ohne zu antworten, aber die Majorin hatte sich getäuscht.

„Herr Professor," fragte die Hofräthin, „wen halten Sie für den glücklichsten Menschen in der Geschichte?"

„Das ist eine schwierige, vielleicht unlösbare Frage."

„Erlauben Sie," sagte Edmund, „daß ich Ihnen die Geschichte des Mannes in's Gedächtniß zurückrufe, den ich für den unbedingt glücklichsten halte."

Eine Sekunde antwortete Niemand; das Wort „unbedingt," das Edmund in dieser Verbindung gebraucht hatte, berührte Alle unangenehm; denn Edmund konnte sich noch nicht daran gewöhnen, die tiefsten Ueberzeugungen seiner Seele in diplomatische Schwebeworte und die ordnungsmäßige Bescheidenheitsphrasen zu kleiden.

„Ach bitte, erzählen Sie," sagte Meta. Edmund wäre gern ausgewichen, aber er konnte nicht mehr,

er hatte ſchon ein Notizbuch aus der Taſche gezogen, und nach eigenthümlicher Gewohnheit ſchlug er ein weißes Blatt auf, heftete ſeinen Blick darauf und erzählte ſo leſend:

„Es war am Charfreitag des Jahres 1483, die Luft war von heiligen Klängen erfüllt, auf denen die frommen Gedanken der Menſchen zum Himmel aufſtiegen, der ſich in ſonniger Klarheit über Italien wölbt; da ward dem Maler Giovanni ein Sohn geboren, den die Natur zu ihrem ſchönſten Abbild und Propheten geſtempelt. Dem höchſten bildenden Genius ward von der Gottheit ein Mann zum Vater gegeben, geſchaffen, ihn zu wecken und ſeine Hoheit zu bilden. Ohne langes Zaudern und Zagen, ohne all den Zwieſpalt einer mit ſich uneinigen, umhertaſtenden Natur, ward ihm früh ſeine Beſtimmung. Im Wettkampf mit den höchſten Meiſtern ſeiner Zeit zur höchſten Entfaltung getrieben, von kunſtſinnigen Großen getragen, belebte er die todten Mauern der Kirchen und Paläſte, die ſich ſtarr aus der Erde emporhoben. Was das klaſſiſche Alterthum Hohes und Herrliches, was die bibliſchen Traditionen Heiliges und Gewaltiges, was das Leben Schönes, Kraftvolles und Glänzendes, Alles, was Himmel und Erde Freudiges und Erſchütterndes in ſich ſchließt, Alles erſtand in unerreichter Fülle aus ſeiner Hand. So lebte er, ſelber eine göttliche Geſtalt, die unſterblichen Geſtalten wiederum in's Daſein rufend. Alle Reize der Schönheit hatte die Natur einem Mädchen verliehen, und hieß es ihn liebend in die Arme ſchließen. Ruhm, Ehre, Liebe, die beſeligendſte Vollkraft, die Eingebungen des

Genius in ihrer ganzen Fülle festzuhalten, Alles hob ihn auf den Gipfel menschlichen Daseins. Da faßte er nochmals alle seine Kraft zusammen, er stieg hinan zum erhabensten Urquell des Lichts; was die Menschheit Hohes, Reines, Göttliches empfunden und in ihrem Ideal gefunden, er ließ es wieder lebendig werden: er malte die Verklärung Christi. Hier stand er hoch oben über den Welten, Aug' in Auge schauend den Verklärten, da — löste der Genius in raschem Zug seine Seele. — Es war wiederum am Charfreitag, im Jahre 1520, heilige Gedanken wiegten sich auf den Glockentönen, und die Seele des von Gott geliebten Mannes stieg mit ihnen auf zum Himmel: der Verklärung Christi gegenüber war die schöne Leiche des glücklichsten der Menschen ausgestellt, Sie kennen ihn, er heißt —"

„Raphael," sprachen mehre zitternd bewegte Stimmen, nur der Professor und der Hofrath raunten einander etwas ins Ohr und lächelten.

„Wenn ich die Profangeschichte übersehe," sagte der Professor, „so finde ich in Sokrates einen der glücklichsten Menschen; als Patriot glücklich im Krieg," fuhr er zum Major gewendet fort, „im lebendigen Wort seine Schüler um sich versammelnd, ein offenes Auge für alles Schöne —"

„Und die liebenswürdige Xantippe?"

„Hier haben Sie eben ein concretes Beispiel, wie nur der philosophische Gleichmuth das wahre Glück begründet, Sokrates war nicht unglücklich mit seinem bösen Weibe."

„Nicht unglücklich iſt aber noch nicht glücklich,“ warf Edmund ein; „poſitives Glück iſt etwas ganz Anderes. Und warum wählen Sie nicht Diogenes?“

„Weil er von der Welt nichts hatte, als nur eben ſich ſelber.“

„Und der gräßliche Tod des Sokrates?“ fragte Antonie.

„Wenn es ein Glück iſt,“ erwiderte der Profeſſor, „für eine hohe Idee zu leben, ſo muß es auch ein Glück ſein, für dieſelbe zu ſterben.“

„Ich halte Benjamin Franklin für einen der glücklichſten Menſchen,“ ſagte der Hofrath.

„Er hatte ja eine ſo trübe Jugend?“

„War aber ſtets geſunden Humors, friſch und frei; Großes erlangte und bewirkte er, er brachte faſt Alles, was er wollte, zu ſeinem Ziel, und rein durch ſich.“

„Halten Sie nicht Goethe für einen der glücklichſten Menſchen?“ fragte die Majorin den Profeſſor.

„Oder auch ſeine Mutter, die reſolute Frau Rath?“ bemerkte die Hofräthin.

Noch ehe man auf dieſe raſch auf einander folgenden Fragen eingehen konnte, ward die Geſellſchaft durch ein anderes Ereigniß angezogen. In einem großen ſchwarzen Armſtuhl ruhte ein alter Mann, mit breitem Geſicht, auf ſeinen weißen Locken ſaß ein ſchwarzes Sammtkäppchen; er hatte an der ganzen Beſprechung keinen unmittelbaren Antheil genommen, auch kein Laut gab ſeine Anweſenheit kund, die Geſellſchaft ſchien Dies gewohnt und ließ ihn nach ſeiner Weiſe gewähren. Jetzt ſtand der Alte plötzlich auf, in haſtigen aber

festen Schritten das Zimmer auf und ab wandelnd recitirte er in declamatoriſchem Geſang das nicht bekannte Lied:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir vom Präceptor entlaſſen,
Uns fröhlich dann durften umfaſſen,
Zu jeglichem Schwanke bereit —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir noch den jüngeren Mädchen
Beim Stricken zerriſſen die Fädchen,
Bei älteren ſchon thaten geſcheit —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir müde des Tändelns und Scherzens,
Dann folgten dem Drange des Herzens,
Der Einzigen ganz nur geweiht —
Das war eine glückliche Zeit.“

Edmund ſah auf Antonie; auch ihr Auge weilte auf ihm; ihre Blicke küßten ſich, ſie ſchauten dann furchtſam zur Erde; der Alte aber fuhr fort:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als es klang in den lauſchenden Ohren:
Ein Sohn, o Vater, iſt dir geboren!
O komm — daß die Mutter ſich freut!
Das war eine glückliche Zeit.

Vorbei iſt die glückliche Zeit —
Und Alles, was uns hat erfreut —
Doch iſt uns vom Schickſal gegeben
Erinnerung, ſie hält uns am Leben,
Und ſomit genießen wir heut'
Noch einmal die glückliche Zeit.

Und wenn einſt die glückliche Zeit
Nicht mehr in Erinnrung uns bleibt,
Dann nahe Freund Hain mit Erbarmen,
Er nahe ſich leiſe uns Armen,
Er löſch' unſer Leben und Leid,
Denn droben iſt glückliche Zeit!"

Der Alte hatte geendet, er ſetzte ſich wiederum ſtill in ſeinen Armſtuhl und drückte ſich mit der Hand die Augen zu. So mußten die alten Barden geſungen haben, ſo kühn und frei aus ganzer Seele; er hatte den muſikaliſchen Rhythmus oft verändert, ſeine Stimme ragte oft hinaus über die Geſangstöne und breitete ſich in lebendigem Schmerzes- und Jubelſchrei aus.

„Das iſt ein herrliches Lied," ſagte die Hofräthin, „es gleicht der Himmelsleiter, die auf dem Boden ruht und in den tiefſten Himmel hineinragt, Engel ſteigen auf und nieder."

„Es iſt ſo ſchön," ſagte Edmund, „daß hier nur die Hochpunkte, ich möchte ſagen die Hochzeiten des Lebens hervorgehoben ſind; man glaubt, es wären hier Sprünge gemacht, und doch iſt es nicht ſo."

Nur die Majorin konnte auch hier ein Mißbehagen nicht verbergen, denn ſie fand es unſchicklich, wie hier einzelne Lebensmomente hervorgehoben waren.

Die Gesellschaft entfernte sich bald, der Alte ging mit den Weggehenden, und obgleich er noch eine Strecke gleichen Weg mit ihnen hatte, sagte er ihnen doch schon vor dem Hause „gute Nacht“ und ging allein.

Als die Majorin mit ihrem Gatten und ihrer Tochter allein in ihrem Zimmer war, machte sie ihrem Aerger Luft.

„Die eingebildete Hofräthin,“ sagte sie, „mit ihrer Geistreichthuerei wird täglich unausstehlicher; da läßt sie den ganzen Abend das Gespräch nicht von der Stelle kommen; ist das erhört? Der junge Advokat ist ein eingebildeter Mensch, ohne alle Erziehung, ich habe schon lange dagegen protestirt, ihn in unsere freundschaftlichen Zirkel zu ziehen, und ich führ' es jetzt gewiß durch. Wie hast du dich amüsirt, Rosette?“

„Das Lied war recht schön,“ sagte diese.

„Ich weiß nicht,“ sagte der Major, „ich kann mich auch nicht in die Mode der jungen Leute, wie der Advokat ist, finden, die auch bei ihren Gefühlsverhandlungen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einführen; spricht doch der Mann vom menschlichen Herzen und seinem tiefsten Inhalt, als ob von einer Flasche Wein die Rede wäre; Dinge, die man sonst kaum seiner Geliebten zu sagen wagte, spricht er mit einer unerhörten Allgemeinheit und Freiheit aus.“

Wäre Edmund bei diesem Vorwurf zugegen gewesen, so hätte er in der Erwiderung eine Grundlage seines Wesens und Charakters offenbart; denn er ging von der Ueberzeugung aus, daß durch das unumwundene Aussprechen unserer innersten Ansichten auch in den

persönlichen Beziehungen aller Zwiespalt und alle Halbheit gelöst würde; nur die Heimlichkeit unseres Gefühllebens, sagte er oft, steigert dieses so hoch, daß wir es für den Hort unseres Daseins ansehen und die frische That darüber verträumen, und, setzte er hinzu, lobt und preist man nicht den lyrischen Dichter, der seine ureigensten Gefühle und Geistesbewegungen in rein persönlicher Weise der ganzen Welt offenbart? Sollte es nicht ebenso gestattet sein, in größeren Kreisen sein Fühlen in Worten heraustreten zu lassen? Die Druckerei hat die Menschen einander entfremdet, wir müssen wieder zusammenrücken, uns als ganze Menschen geben und ganze dafür empfangen. —

Erst nach langem Widerstand, nach vielen Täuschungen und Mißdeutungen lernte Edmund sich der Erfahrung fügen, daß die Welt nicht unser ganzes Sein in sich aufnimmt, sondern nur einzelne Thatsachen aufgreift. — —

Eilen wir indeß, um die Heimgehenden noch zu begleiten. Der Professor hatte die Hofräthin am Arm und ging voraus, sie sprachen über die Schicksale des Alten, der das Lied gesungen; er hatte ehedem auf der deutschen Schaubühne eine glänzende Rolle gespielt und verlebte nun seine alten Tage, wenn auch oft harmvoll, doch glückselig in der Erinnerung an die verrauschten Triumphe. Der Hofrath, der seine älteste Tochter Meta führte, und Antonie am Arme Edmund's

gingen neben einander. Schweigend ſchritten ſie dahin, der Schnee knarrte unter ihren Füßen, die Sterne glitzerten hell, Niemand ſprach ein Wort; Edmund drückte den Arm Antonien's feſter an ſeine Bruſt, er wagte es endlich, ihre Hand zu faſſen, ſein warmer Druck wurde zitternd erwidert; Edmund ärgerte ſich über den ledernen Handſchuh, der die Berührung ihrer Hand hinderte, er faßte den Handſchuh leiſe an den Fingerſpitzen und ſuchte ihn abzuziehen; Antonie widerſtrebte zagend und tief Athem holend, er aber zog immer weiter und endlich faßten ſich ihre Hände warm und innig; nach und nach verlor ſich das Zittern in der Hand Antoniens, und Edmund berührte ſie mit ſeinen Lippen.

Man näherte ſich dem Hauſe des Hofraths; „ſchlaf wohl," flüſterte Edmund leiſe, „ſchlaf wohl," antwortete Antonie mit kaum hörbarer Stimme.

„Gute Nacht, Frau Hofräthin, Fräulein Meta, Fräulein Antonie, gute Nacht," ſo hieß es nun; Antonie ſtand auf der Thürſchwelle und blickte Edmund nochmals an, ihr Antlitz ſtrahlte, die Thüre öffnete und ſchloß ſich.

Der Profeſſor zog ſeine Cigarrenbüchſe aus der Taſche, ſteckte ſich eine Cigarre an, indem er auch Edmund eine ſolche anbot, dieſer dankte und bog ſogleich in eine Seitengaſſe ein. Unauslöſchliche Flammen brannten in den Adern Edmund's, er lief noch lang in den menſchenleeren Straßen umher, bald ſtand er plötzlich ſtille wie eingewurzelt da, bald ſprang er wieder wie ein junges Reh dahin, endlich aber ſchlich er nach

Hauſe, legte ſich zu Bett, ohne ein Licht anzuzünden, er wollte nichts ſehen von der Außenwelt; er blickte in ſich, und auf die Frage: wer iſt glücklich? antwortete er mit einem ſeligen: Ich!

Unterdeſſen war Antonie längſt in ihr Zimmer zurückgekehrt, ſie ſtellte ſich vor den Spiegel, ein freudeglühendes Antlitz ſchaute ſie daraus an, dann fiel ſie ihrer ältern Schweſter um den Hals und rief wonneſelig: „Meta, ich bin unendlich glücklich.“ Weiter konnte ſie nichts ſagen, ſie weinte.

Die Hofräthin aber, den Gedanken ihres Mannes zuvorkommend, ſagte im ſtillen Kämmerlein: „Ich muß dafür ſorgen, daß der junge Advokat nicht in ein zu nahes Verhältniß zu unſerer Antonie tritt.“

Die ungünſtigen Verhältniſſe Edmund's und die glänzenden anderer Bewerber wurden nun weiter auseinandergeſetzt. — —

Es war einige Tage ſpäter, der Morgen begann zu grauen, Edmund lag wachend im Bett; er dachte darüber nach, daß er die Advokatur aufgeben und in den Staatsdienſt eintreten wolle. „Ich bin dieſes Opfer meiner Freiheit,“ ſagte er zu ſich, „Antonie ſchuldig. Iſt dieß aber nicht ein Abfall von meinen beſten und innigſten Ueberzeugungen? ... Nein. Alles wird ſchlimmer, wenn ſich die Beſſeren davon zurückziehen ... die Ungerechtigkeit, die Willkürherrſchaft —“

Ohne daß angeklopft worden war, trat plötzlich ein

Gensdarm in das unverſchloſſene Schlafzimmer Edmunds und ſtand vor ſeinem Bett.

„Was giebt's?“

„Stehen Sie auf, Sie müſſen mit uns,“ erwiderte der Gensdarm und zeigte Edmund einen Verhaftsbefehl; dieſer überflog ihn ſchnell, und nach der Thüre blickend, gewahrte er dort noch einen zweiten Gensdarmen.

Edmund ſtand raſch auf und kleidete ſich an; er verlangte nach einem Wagen.

„Steht ſchon unten,“ ſagte der Gensdarm. Edmund rief ſeine Hausleute herbei, zeigte ihnen an, daß er verhaftet werde, und daß man dieß ſeinen Freund, den Arzt Hermann Müller wiſſen laſſen ſolle; ſodann ſetzte er ſich, von den beiden Gensdarmen begleitet, ruhig in den Wagen, der mit ihm fortrollte vor die Stadt hinaus nach der Landſtraße, die nach der Feſtung, dem Staatsgefängniſſe führte. Es war ein trüber, nebliger Morgen; Edmund ſaß dumpf und in ſich gekehrt neben dem Gensdarm, der behaglich eine Pfeife ſchmauchte; erſt als man kaum hörbar über die Hängebrücke fuhr und als gleich darauf in den Caſematten das Raſſeln des Wagens lärmend wiederdröhnte, erwachte Edmund aus ſeinem ſtillen Brüten. Man ſtieg aus, Edmund wurde in das Zimmer des Inſpectors geführt, dieſer durchſuchte ihn, nahm ihm das Notizbuch und das Meſſer, das er bei ſich hatte; Edmund zuckte zuſammen, als der Inſpector einen Damenhandſchuh aus der Buſentaſche zog und ſchlau lächelte; ſchnell aber faßte ſich Edmund wieder, und ihm den Handſchuh entreißend, ſagte er:

„Herr Inſpector, das geht Sie nichts an.“

„Ho, ho! nicht ſo wild,“ lächelte dieſer, und ſtrich ſich ſeinen grauen Schnurrbart. Edmund verlangte nach dem Richter. „Wird ſchon kommen,“ ſagte der Inſpector, „jetzt kommen Sie mit mir,“ er führte Edmund in ſein Zimmer und ſagte wieder: „gedulden Sie ſich, es hat Alles ein End',“ und ſomit ſchloß er die Thür hinter ſich. — —

Edmund war angeſchuldigt, der Verfaſſer oder Mitherausgeber der in der Schweiz erſchienenen Schrift: „***ſche Mißſtände“ zu ſein.

Edmund antwortete auf alle an ihn gerichteten Fragen, daß er keiner Spezialkommiſſion, ſondern nur ſeinem rechtmäßigen Richter, dem er entzogen war, Rede und Antwort ſtehe; auch verlangte er, daß eine von ihm verfaßte Beſchwerdeſchrift dem Landtage vorgelegt werde. Unabänderlich blieb Edmund bei ſeiner Weigerung, ſeine Haft zog ſich immer mehr in die Länge. Monate vergingen, Edmund lebte ſich in die Wiſſenſchaft, in die Betrachtung des Staaten- und Menſchengeſchicks ein; vor der in einer Gitterlaterne verſchloſſenen Lampe offenbarte ſich ihm immer mehr das Licht der ewigen Freiheit, wie es unauslöſchlich durch alle Zeiten hindurchdringt; und ſo ſich in den Geiſt der Zeiten und ſeine ewigen Geſetze verſenkend, vergaß er ſein eigenes Schickſal und harrte geduldig des Endes. Der Frühling trieb ſeine erſten Keime aus der verjüngten Erde, auch in Edmund's Bruſt regte ſich ein unruhevolles Drängen und Treiben, er fühlte ſchwer ſeine Abgeſchiedenheit und mit tauſend Sehn-

ſuchtstrieben ſtrebte er hinaus nach dem ſonnigen, freien, friſchen Leben; oft hatte er Antoniens und ihres Schmerzes gedacht, aber in dem Gedanken an ſie klärte ſich ſeine Seele ſtets wieder auf, er war ſich im tiefſten Herzen bewußt, daß ihre Seele bei ihm war; er hatte ſich nie nach ihr erkundigen können, denn alle ſeine Briefe mußten dem Unterſuchungsrichter vorgelegt werden. Jetzt war es ihm oft, als ob ein namenloſes Unglück ihm bevorſtände, mitten in die ernſteſten Studien hinein verfolgte ihn dieſe trübe Ahnung und umflorte all ſein Denken; mit aller Macht und Freiheit ſeines Geiſtes konnte er dieſe dunkle Ahnung nicht bannen. —

Feierlich erklang die Thurmglocke von der Feſtungskirche, die Gefangenen wurden alle zur Kirche gebracht, ein Gebet für das Seelenheil des heute verſtorbenen Fürſten wurde verrichtet; Edmund lächelte in ſich hinein über ſeine trübe Ahnung, aber trotz dieſes ſiegreichen Lächelns war der Trübſinn noch nicht ſo in ihm verſchwunden, wie er ſich gern bereden mochte.

Wenige Tage darauf kam der Inſpector zu Edmund und kündigte ihm laut der Amneſtie des jungen Fürſten die Freiheit an.

Edmund verließ ſtill die offenen Thore der Feſtung, draußen warf er ſich nieder auf die freie Erde, ſeine Lippen ſprachen kein Wort, ſeine ganze Seele war Ein heiliger Gedanke. Die Mitbefreiten riefen ihm zu, er lag noch eine Weile ſtill und ſcheute ſich nicht, ſo vor den Augen Vieler ſein Innerſtes kund zu geben; endlich richtete er ſich auf und wandelte mit den Jubelnden

und Lachenden dem nahen Dorfe zu. Edmund nahm sich vor, still und ernst wieder in das Leben zu treten. Es war ihm nicht vergönnt. Hüteschwenkend und hochrufend jubelten ihm seine Freunde zu, die ihm aus der Stadt entgegengekommen waren. Nach herzlichen Umarmungen mußte er mit ihnen in das Wirthshaus, alle Mitbefreiten und ihre Freunde gingen mit, es war eine schöne Stunde, da Lust und Hoffnung die Herzen Aller geöffnet hatte.

Edmund nahm, sobald er konnte, seinen Freund Hermann bei Seite: „Wie steht's im Hause des Hofraths Romann?“ fragte er.

„Meta ist die Braut des Professor Hailer; du weißt ja wie's geht, große Männer haben immer gern bloß gutmüthige Frauen, damit sie sich in einem Vergrößerungsspiegel sehen können.“

„Und Antonie?“

„Soll die Braut des verwittweten Regierungsraths Meißner werden; sie ist aber, wie ich höre, gefährlich krank.“

Edmund faßte krampfhaft die Hand seines Freundes und zog ihn aus dem Zimmer; sie ließen schnell anspannen und fuhren wie im Fluge, für Edmund aber viel zu langsam, nach der Stadt zurück. Es war längst Nacht geworden, als sie sich der Stadt näherten; hell leuchtete sie von ferne, sie fuhren durch die illuminirten Straßen, Edmund drückte die Augen zu, er konnte das viele Licht nicht ertragen. In der wogenden Menschenmasse mußten sie langsam fahren; Edmund sprang aus dem Wagen und eilte nach dem Hause des Hofraths.

Hier ſtand er plötzlich eine Weile ſtill, ſein Herz klopfte raſch, ſeine Adern drohten zu ſpringen, ſchnell aber raffte er ſich wieder zuſammen und eilte die Treppe hinauf; er trat in das Wohnzimmer. Die Eltern und Verwandten blickten ihn verwundert und kummervoll an, Todtenſtille herrſchte, man hörte nichts als das ſchwere Athemholen Edmunds. Edmund! Edmund! rief eine Stimme aus einem innern Gemach, Edmund eilte hinein, Antonie ſtreckte ihm ihre Arme entgegen und richtete ſich auf. „Komm!“ rief ſie, er lag an ihrer Bruſt, dann kniete er vor ihrem Bett nieder, ſie faßte ſeine Hände in die ihrigen, ihre Thränen floſſen in einander. —

* * *

Auf dem Romann'ſchen Familienbegräbniß ſteht ein Kreuz, darauf die Worte: „Schlaf wohl, Antonie!“

Edmund iſt als Vertreter des Vaterlands und als Rechtsfreund geliebt und geehrt von allen Freunden des Vaterlandes und des Rechts; dem Gemeinwohl gilt alle ſeine Liebe, all ſein Streben. Er hatte ſich ihm gewidmet, da er noch ein perſönliches Glück hoffen durfte, er iſt ihm nur treu geblieben, ſein Glück beſteht nur noch in dem Wohle Anderer.

Wer iſt glücklich? —

Des Waldſchützen Sohn.

Ein Stück Kindesleben.

I.

Von Buchen umweht,
Ein Jagdhaus ſteht,
Einſam im waldigen Düſter;
Wo man hört am Tag
Nur der Vögel Schlag,
Und Nachts der Bäume Geflüſter.

Der alte Vers kommt mir in den Sinn, da ich ein Stück aus dem Leben des kleinen Eberhard erzählen ſoll. Und die Geſchichte ſelber? Mir iſt's, als berichte ſie eines jener alten Lieder, mit düſterer langtöniger Weiſung, wie man ſie oft in einſamen Thalen hört — als wär's an mich herangeflogen. Und doch ſteht noch das ſteinerne Kreuz, wenn auch halb eingeſunken, und die wilden Roſen blühen um das mooſige Geſtein.

Drum hört zu.

Da ſteht das Jägerhaus, ſo ſtill und einſam, wie das Lied verkündet, im Sonnenſchein liegt der braunrothe Hühnerhund, mit geſchloſſenen Augen, als ſchliefe er, nur manchmal ſchnappt er auf nach einer Fliege, die ihm gar zu keck auf der Naſe tanzt; hat er ſie erhaſcht, iſt ſie ungerupft und ungeſotten im Augenblick verzehrt; iſt ſie dem verſchlingenden Rachen entflohen,

ſo legt ſich der Hund, verächtlich die Ohren ſchüttelnd, mit gleicher Ruhe wiederum nieder. In den Mienen des Nimrod — ſo heißt der Hund — iſt zu leſen, wie tief unter ſeiner Würde ihm eigentlich ſolche Fliegenjagd vorkommt, aber bald ſind's zwei Monate, daß er keinem andern Wilde auf der Fährte folgte; der letzte Schuß, den er vernommen, hatte ſeinen Herrn getroffen, und um ihn weint die Mutter und ihr einziges Kind, Eberhard. Der Hund aber kann nicht weinen, er kann nur ſtill trauern und er iſt abgemagert, als plagte ihn ein böſes Gewiſſen noch obendrein; in der That iſt er auch nicht frei von Sünde. Das wird ſich Alles ſchon ſpäter offenbaren, denn es bleibt nichts verborgen. Der Nimrod ſteht auf, ſtreckt ſich, macht ein Geſicht, als wäre ihm das Leben verleidet, und geht dann langſam nach einer Hecke, bleibt ſtehen und ſieht dem kleinen Eberhard zu, der auf dem Boden ſitzt, kleine Lindenzweige ſchnitzelt und klopft.

Eberhard iſt ein Knabe von kaum neun Jahren, ſeine ganze Kleidung beſteht aus einem Hemd und vielfach geflickten leinenen Hoſen, die blonden Haare ſind unverſchoren, unter der gewölbten Stirn lugen helle blaue Augen heraus, die vollen Wangen zeigen, daß er ſich noch nicht viel Kummer gemacht, und die offene gebräunte Bruſt, daß er ſchon viel draußen frei umherſchweift. Jetzt hat er den Mund geſpitzt und pfeift leiſe abgebrochen vor ſich hin, er pfeift den Zweigen die Töne vor, die er ihnen ſpäter entlocken will. Als der Hund ſo vor ihm ſtand, ſagte er: „Möchteſt auch gern ein Pfeifchen haben, Nimrod? O du armes

Thierle! Kannſt nichts als hu hu machen, und Ich kann ſingen und jodeln und Pfeifchen machen; paß nur auf, wenn's fertig iſt.“ In ſich hinein dachte er: „Wenn die Vögel auf den Bäumen ſingen, dann haben die Zweige auch Töne in ſich und man muß ſie nur recht herrichten, dann kommt's 'raus. Die Zweige im Wald ſind jetzt alle lauter unfertige Pfeifen, und wenn man erſt einmal ſo eine ganze Rinde vom Stamm abkriegen könnt', hui! was müßt' das pfeifen! Das müßte man ſo weit hören wie die Thurmglocke! Aber ... es müßt' eines ein gut geſchlitztes Mundſtück haben, um das Ding zwiſchen die Lippen zu nehmen ... das möcht' ich einmal ſehen.“

Eberhard lachte vor ſich hin, bei dem Gedanken an das unendlich große Maul, in dem die ganze Rinde eines Lindenbaumes als Pfeife ſteckt.

Der Hund dachte, das Lachen gelte ihm, denn er konnte wahrſcheinlich nicht begreifen, wie man ſo allein, mit ſeinen Gedanken lachen könne. Um nun die Freundlichkeit Eberhards zu erwidern, drückte der Nimrod ſich an ihn, der Knabe aber ſagte: „Sei jetzt ruhig, leg' dich, ich habe keine Zeit zum Spielen wie du, ich habe zu ſchaffen.“ Der kleine Eberhard war etwas zu wild und haſtig für das ſorgfältige Geſchäft; hatte er die Rinde mit dem Meſſerheft locker geklopft, ſo zerſprang ihm doch eine nach der andern, weil er ſie zu raſch abdrehte; auch mußte er erſt noch erfahren, daß man nur aus den Mittelſtücken, wo keine Nebenzweige Löcher einreißen, Pfeifen ſchnitzen kann. Das merkte er ſich jetzt und indem er den letzten noch brauchbaren

Zweig aufhob, ſagte er: „Du mußt gut werden, halt nur ſtill.“

Plötzlich hörte man aus dem Wald einen durchdringenden Pfiff, wie ihn die Kunſtverſtändigen hervorbringen können, wenn ſie den Finger gekrümmt zwiſchen die Zähne klemmen. Der Hund ſprang auf und ſpitzte die Ohren, der ſchrille Pfiff wiederholte ſich raſch noch zweimal und wie im Flug war der Hund davon. Eberhard ſprang ihm nach, pfiff und ſchrie: „Nimrod! komm', da! Nimrod!“ Der Hund hörte nicht und war nicht mehr zu ſehen. Eberhard lief ihm aber immer weiter nach, unaufhaltſam, tief in den Wald, als jagte Jemand hinter ihm drein. Endlich hielt er an und beſann ſich, daß der Hund ſchon allein nach Haus kommen werde, „er iſt ja ein treues Thier, aber untreu iſt's doch von ihm, daß er ſo davon lauft,“ dachte Eberhard.

Die Mutter hatte ihrem Sohne verboten, allein in den Wald zu gehen und er hatte auch verſprochen, das Verbot zu halten; jetzt aber — dachte er — biſt du gegen deinen Willen in den Wald gekommen, haſt ja den Nimrod heimbringen wollen, du haſt das Verbot nicht übertreten, kannſt nichts dafür, und jetzt biſt einmal da und jetzt bleibſt auch ein Weilchen und laufſt dich aus nach Herzensluſt.

So leicht macht man ſich etwas vor, wenn man ein Unrecht begehen will, man glaubt ſelber nicht daran, und im hinterſten Grund iſt eine Stimme, die Einſprache thut; aber oftmals macht man's wie jetzt der Eberhard, der jodelt und ſingt, daß er die Stimme ſeines Gewiſſens in der Bruſt nicht höre, und er ſteigt bald auf

dieſen bald auf jenen Baum, als ob ihm ſein guter Geiſt da nicht nachklettern könnte, aber der iſt immer um und an ihm und zerrt ihn an allen Gliedern, gemahnend, daß er ſich auf den Heimweg machen ſolle.

Er ſteigt auch ab und wie er vom Boden aufſchaut zwiſchen die durchſichtig grünen Blätter nach dem blauen Himmel, da huſcht ein Eichhörnchen an der Buche hinauf, ſetzt ſich oben auf einen Aſt, putzt ſich und ſchaut vergnügt umher. Eberhard ſchnalzt mit den Fingern und denkt: „Hätt' ich dich nur! Ich bin doch viel übler dran als ſo ein Vogel oder ein Eichhörnchen; ich kann nicht fliegen und nicht ſo klettern. Der Nimrod hat Recht gehabt, daß er ſo in den Wald verlaufen, da iſt er Meiſter und wir mit unſern patſchigen zwei einzigen Füßen können ihm nicht nach. Mit vier Füßen, ja, da wollt' ich anders ſpringen . . .“

Ein Spottfink ſitzt hoch oben auf der Spitze eines dürren Aſtes und verlacht in allen Weiſen die ſeltſamen Gelüſte Eberhards. Es ſind ſchlimme Vögel, die Spottfinken, ſie haben keinen eigenen Waldſchlag und ahmen die Weiſen aller Vögel nach, die Nachtigallen, Amſeln, Buchfinken u. ſ. w., ſie können aber keine Weiſe bis zu Ende bringen und verfallen alsbald in eine andere. Eberhard iſt ärgerlich und will den Spottfink durch Schreien und Werfen verſcheuchen, der läßt ſich aber nicht vom Platz bringen, bis er den Knaben die Krone des Baumes heraufkommen ſieht, huſch! fort iſt der Vogel und giebt ſein Liederhäkſel von einem andern Baume preis. Eberhard findet aber noch Vögel, die nicht fortfliegen konnten, es war ein Schwarz-Amſelneſt

mit kaum aus dem Ei gekrochenen Jungen. „Eins, zwei, drei, vier, fünf“ zählte Eberhard, „wieder eine ungerade Zahl! In allen Vogelneſtern habe ich das noch immer getroffen, das hat 'was zu bedeuten, wenn man nur wüßte was? Meine Mutter hat doch recht gehabt, daß ſie der Henne eine ungerade Zahl Eier zum Ausbrüten untergelegt hat.“

Hätte Eberhard nur beſſer aufgepaßt und aus den wenigen Neſtern, die ihm vorgekommen waren, nicht alsbald eine allgemeine Regel gebildet, ſo hätte er wohl wiſſen können, daß es mit der ungeraden Eierzahl gar kein Geheimniß auf ſich hat, da es einfach nicht wahr iſt. Die Haus- und die Feldtaube brütet ja nur ein Paar Junge aus, und ein Paar iſt doch auch eine gerade Zahl.

Aber freilich, wenn man in der Jugend Alles wüßte, brauchte man nicht alt zu werden.

Die jungen Amſeln, denen ihre Mutter vielleicht noch nicht geſagt hatte, wie viele Geſchwiſter ſie ſeien, ſtreckten die gelben Schnäbel nach Eberhard auf und lugten ihn mit ihren gelb eingeränderten Augen verwundert an; es war ihnen gleich, wie viel ſie waren, wenn ſie nur ſattſam zu eſſen bekamen. Eberhard zog Meſſer und ſelbſtgedrehte Schnur, die er immer bei ſich trug, aus der Taſche, und fand richtig zu unterſt noch einige wackere Broſamen, er kaute ſie und äzte die Vögelchen damit. Ihr ganzer Dank beſtand darin, daß ſie die Köpfchen ſchüttelten, ſich niederduckten um noch lange an dem Empfangenen hinab zu würgen; das jüngſte war ſo undankbar, gar nichts anzunehmen.

Eberhard sah, daß er das Nest noch nicht ausheben dürfe, wenn die Jungen nicht alle sterben sollten. Auch regte sich ein Mitgefühl in ihm, indem er dachte, wie es der Mutter sein müsse, wenn sie heimkehrt und alle ihre Kinder sind fort; aber warten wollte er doch, bis die Alte käme. Jetzt dachte er auch wieder an seine eigene Mutter und es überfiel ihn heiß, wie lang er schon von Hause weg war. Ein frommer Gedanke stieg in ihm auf, er wollte die Vögel immer ihrer Mutter lassen und nur bisweilen herauskommen und nach ihnen schauen. Nochmals kam ihm das Verlangen, er solle die Vögel doch selber nehmen, denn es könne ein anderer Knabe heraus kommen, sie finden und wegtragen; aber sein guter Geist war stärker; er wollte nicht selber hartherzig sein, weil es ein Anderer auch sein könnte. „Behüt' euch Gott!" hauchte er ganz nahe in das Nest hinein und stieg hinab, unten aber schnitt er noch drei Kreuze in den Baum, damit er ihn wieder kenne.

Endlich ging es nun heimwärts, aber ein kleiner Umweg durch den Tannenwald sollte doch noch genommen werden und — vielleicht findet sich auch der Hund.

II.

Warst du schon einmal um Mittag mutterseelenallein tief im Tannenwald?

Wie glatt stehen die schlanken Stämme, glitzernd im gebrochenen Sonnenschein, würzigen Duft ausströmend; hoch oben ragen die Kronen und zu den Füßen schließen sich die kleinen Zweige des Mooses als Decke fest

aneinander, sie neiden den gewaltigen Stämmen ihre Höhe nicht, sie müssen ja darob weit auseinander rücken, die kleinen Moosgeflechte aber schlingen sich traulich zusammen und halten sich warm. Dort steht ein einsamer Busch von Stechpalmen mit strahlenden Blättern, eine Eidechse, die sich im Moose sonnte, raschelt tiefer hinein bei deinem Nahen. Laß sie in Frieden, die Bösen, wer weiß, wozu die Weltenkraft sie bildete!

Wandle nur fort, in Träumen verloren, Hören und Sehen ist eins, du weißt nicht mehr, wer du bist und woher du kommst und das Menschenkind ist worden gleich dem frommen Reh mit seinen unhörbaren Tritten. Die Natur hält ihren Athem an, ihr Herz pocht in deiner Brust.

Plötzlich rauscht es dir zur Seite, ein Mann steht vor deinen erstaunten Blicken, um und um grün angethan, als wäre er ein lebendiger Sohn des Waldes, ein Bruder der Bäume, er steht still, die Hand in das Gewehrhalfter gesteckt und betrachtet dich mit forschendem Auge.

So war Eberhard dahin gegangen und so stand jetzt ein Mann vor ihm, aber freundlich lächelnden Angesichtes, es war der Besitzer des Waldes, ein reicher Bauer, der Vetter Gottfried genannt von Allen in der ganzen Gegend, die nicht mehr mit ihm verwandt waren als der Kaiser von Rußland.

„Wie kommst du daher?“ fragte Gottfried.

„Zu zweit,“ erwiderte Eberhard auf seine Füße deutend, denn er dachte an seinen früheren Wunsch.

„Was suchst du denn?“

„Nichts, oder doch, unſer Hund iſt verlaufen.“

„Laß ihn zum Henker laufen, der Hund iſt ein Kalfakter, er hat zu viel Herren gehabt und iſt nun ganz wirr im Kopf. Wenn ich ihn antreffe, ſchieß' ich ihn nieder.“

Eberhard faßte die Hand Gottfrieds und bat ſo dringend um das Leben des Thieres, daß Gottfried endlich verſprach, noch Geduld zu haben. Er ließ die Hand des Knaben nicht mehr los und ſie gingen eine Weile ſtill neben einander, bis ſie auf eine kleine Erhöhung kamen, wo die ſchönſten Tannen ſtanden, da ſagte Eberhard: „Vetter, das ſind aber prächtige Bäum' da, ſo ſchön ... ſo ſchön ... wie die Kirch' und ... noch viel ſchöner.“

„Das iſt recht, daß ſie dir auch gefallen,“ ſagte Gottfried, „ſieh, das Stück Wald von der Stechpalme dort bis hinab gegen den „kühlen Grund,“ das iſt meine Staatsſtube, mein Prachtzimmer, kurz, mein Vergnügen; im Winter, wenn der Saft in den Bäumen ſtockt und es an's Holzfällen geht, da hat man dieſe Stämme hier ſchon vier, fünfmal zum Schlagen ausgezeichnet, aber immer wenn's drauf und dran kommt und ich ſie anſehe, ſo denk' ich: laß ſie ſtehen, es iſt ihnen ſo wohl und es iſt ja eine Pracht und eine Herrlichkeit. — Es ſteckt ein ſchönes Kapital da müßig drin, aber ich habe es zu meinem Vergnügen und das iſt doch auch etwas und es freut mich jedesmal in's Herz hinein, wenn ich da her komme und die Bäume leben noch friſch und geſund.“

„Sterben denn die Bäume auch?“ fragte Eberhard.

„Freilich," erwiderte Gottfried, „Alles auf dieſer Welt muß ſterben. Wenn die Bäume über ihre Zeit ſtehen, werden ſie im Innerſten herzſpältig."

„Vetter," begann nun Eberhard wieder, „Ihr könnet mir gewiß ſagen, wohin kommen denn die Millionen und Millionen Vögel, die auf der Welt ſind, man findet ja wunderſelten eine Vogelleiche?"

„Da kannſt du ſehen," erwiderte Gottfried, „wie reinlich eigentlich die ganze Natur iſt, oder wie ſchamhaft; was verbraucht iſt, geht von ſelber auf. Wenn ſo ein Vogel in ſich ſpürt, daß es an's Sterben geht, und das merkt er ganz genau, dann verkriecht er ſich meiſt in eine Höhle, eine Schlucht, wo ihn die Marder, die Iltiſſe, Füchſe und dergleichen finden, oder in eine Felſenſpalte, einen hohlen Baum, wo ihm die Ameiſen, Käfer und Fliegen beikommen, da legt ſich dann der Vogel geduldig hin, duckt den Kopf unter die Flügel und wartet, bis ſein Herz zum letztenmal klopft und ihn die letzte Zuckung ſtreckt, und kaum zwei Tage nach ſeinem Tod haben ihn die Ameiſen und dergleichen verzehrt und es iſt nichts mehr von ihm da als die Federn, die im Wind verfliegen oder die die jungen Vögel auffangen und ihre Neſter mit ausfüttern. Denk nur einmal, wenn es anders wäre, man bekäme ja keine friſche Luft vor dem Todtengeruch, der überall aufſtiege. Alles iſt gar weiſe in der Welt eingerichtet. Die Vögel freſſen ihr Leben lang ſo viel Ameiſen, Käfer, Fliegen, und am Ende werden ſie wieder von ihnen ſelber gefreſſen. Ich weiß nicht, ob es ganz genau iſt wie ich ſage, aber es kommt mir ſo vor,

und es liegt was Heiliges darin, daß die freien Thiere in ihrem Tode ſich ſcheu unſeren Blicken entziehen."

Eberhard freute ſich gar ſehr dieſer Auskunft und klagte, daß ſeine Mutter ſo wenig vom Waldleben wiſſe und daß er Niemand mehr fragen könne, ſeitdem der Vater todt iſt.

„Vetter," ſagte Eberhard wieder, „wiſſet Ihr auch, warum die Wagen vier Räder haben?"

„Man hat ja auch zweiräderige Karren," antwortete Gottfried.

„Ja," entgegnete Eberhard, „aber die vierrädrigen ſind doch viel mehr und viel beſſer, die zweirädrigen, die ſind juſt wie ein Menſch mit ſeinen zwei Füßen, leicht umgeworfen."

„Wenn er ſich nicht im Gleichgewicht hält," ſchaltete Gottfried ein und Eberhard fuhr fort:

„Ich meine, man hat die vierrädrigen Wagen von den ſchnellen Thieren abgeſehen und ihnen nachgemodelt. Die Vögel haben nur zwei Füße, weil ſie nicht zum Gehen da ſind, aber zum Fliegen, und Alles, was auf dem Boden bleiben muß, hat vier Füße; iſt's nicht ſo?"

„Ja, und die Wagen?"

„Die ſind wie ſo ein vierfüßiges Thier. Wenn mein Hund ſo ſpringt, kommt er mir wie ein Wagen vor und der Kopf iſt die Deichſel und der Leib iſt das Schiff und da geht's hurtig und da iſt leicht wenden. Und davon, mein' ich, haben die Menſchen das Wagenmachen abgeſehen, und jetzt ſpannt man einen vierfüßigen Ochſen oder ein Pferd an den nachgemachten Vierfüßler und das paßt zuſammen. Nicht wahr?"

Gottfried nickte bejahend, und da Eberhard einen ſo gutwilligen Abnehmer fand, packte er allerlei kunterbuntes Zeug aus; ein Goldammer pfiff und Eberhard fragte:

„Vetter, meinet Ihr, daß der Vogel weiß, wie er heißt?“

„Wie meinſt du Das?“

„Ich denke, wir Menſchen haben den Vögeln ſo ihre Namen gegeben, ſie wiſſen aber nichts davon, und ich möchte jetzt herausbringen, wie ſie ſich unter einander anrufen, wie ſie unter einander heißen; ich möchte wiſſen, was das zu bedeuten hat, daß ſo ein Vogel den geſchlagenen Tag den ganzen Leib anſtrengt und ſingt.“

„Ja das weiß man eben nicht.“

„Wir haben für ſo viele,“ fuhr Eberhard fort, „nur einen einzigen Namen, Schwalbe oder Lerche oder ſo. Ich meine, wenn ſo eine Amſel fünf Kinder hat, müßte auch jedes ſeinen beſondern Namen haben.“

„Die Vögel,“ erwiderte Gottfried lächelnd, „bringen ihre Kinder nicht in die Kirche, daß man's tauft.“

„Vielleicht haben die Vögel aber doch beſondere Namen unter ſich und wir wiſſen's nur nicht.“

„Ja, wir wiſſen's nicht, damit iſt Alles geſagt, und da läßt ſich nichts mehr ſagen,“ ſchloß Gottfried.

Eberhard hatte noch vielerlei Fragen auf der Zunge und Gottfried plauderte auch gern mit ihm, denn er hatte ihn gar lieb. Jetzt ermahnte er ihn aber doch zur Heimkehr und bezeichnete ihm den Weg durch die Schlucht, der kühle Grund genannt, als den nächſten.

Eberhard machte ſich in tüchtigen Sprüngen davon. Im kühlen Grund, da war's ganz anders als droben im Wald. Der Bach wand ſich mühſam durch Felſen dahin. Eberhard hatte große Luſt nach Krebſen zu ſuchen, aber er wollte ſich durch nichts mehr aufhalten laſſen. Im kühlen Grund war es trotz des warmen hellen Mittags kalt und ſchauerlich; Felsblöcke ragten wie drohend hüben und drüben herab, aber ſie lagen doch feſt, ſelbſt dort jener moosüberwachſene gewaltige Block ſchien im Rollen von einer jungen Tanne, die doch erſt nachgewachſen ſein konnte, aufgehalten, ſie ſtemmte ſich ihm entgegen und ſtrebte gradauf zum Himmel, daneben lag eine entwurzelte längliche Tanne, ganz dürr und fuchsroth, und wieder hingen dort alte Stämme, krumm gebeugt und neigten ihre dunklen Aeſte mit den friſchgrünen Jahresſchoſſen hinab in das Thal.

Ein Hund ſchlug an, als Eberhard kaum einige Schritte gegangen war, er erkannte die Stimme des Nimrod, aber warum kam er nicht? Eberhard hatte ſich auf einen Felſen geſtellt, und wollte den Hund locken, aber jeder Ruf erſtarb ihm auf der Zunge. Jenſeits aus blühendem Ginſter und hohem Farrenkraut ward ein Menſchenantlitz ſichtbar mit funkenſprühenden Augen, Kinn und Schläfe ganz umwachſen von dunkelm, buſchigem Bart. Eberhard hielt ſich ſtill und ſah, wie der Mann den Nimrod zu ſich auf die Erde niederdrückte, ſich dann die Bruſt aufriß, Haare aus der Herzgrube ausraufte, die Haare in ein Stück Brod ſteckte, dreimal darauf ſpie und das Brod dem

Hund zu freſſen gab. „Jetzt lauf!“ ſagte er dann und der Hund ſprang herüber zu Eberhard, er mochte aber in ſeinem Blick einen zornigen Vorwurf gewahren, denn er legte ſich zwei Schritte von ihm nieder und winſelte, als ob er Schläge erwarte und ſie geduldig hinnehmen wolle. Eberhard hatte hiezu keine Zeit, denn alsbald ſtand der borſtig ausſehende Mann vor ihm und ſagte barſchen Tones: „Wer biſt du?“

„Ich bin des Waldſchützen Eberhard.“

„Und wo iſt dein Vater?“

„Todt, er iſt im Wald erſchoſſen worden.“

„Wer hat ihn erſchoſſen?“

„Das weiß man nicht. Ja, wenn man das wüßte —“

„Da müßteſt du den Mann auch wieder kalt machen, ſonſt biſt du kein braver Bub, kein Jägerkind.“

„Ja, gewiß,“ betheuerte Eberhard.

Der borſtige Mann lachte laut auf und Eberhard kam es vor, als ob drunten hinter dem Felſen noch Jemand lache. Plötzlich ward es ihm ſo bang zu Muth, daß er laut zu weinen anfing und mit ſtotternder Stimme flehte: „Gebt mir meinen Hund wieder, ich muß heim.“ Nimrod hatte wohl verſtanden, warum es ſich handelte und er ſprang jetzt freudig an Eberhard hinauf, der borſtige Mann gab aber dem Hunde einen Tritt, daß er eine gute Strecke den Berghang hinabfiel und hinkend wieder hinauf kam und ſich zu Füßen des Borſtigen niederlegte, der jetzt ſagte: „Was heim? Mit mir gehſt du.“

Hier war kein Entfliehen möglich und als verneinende Antwort legte ſich Eberhard auf den Boden und

wollte sich nicht von der Stelle regen. Der Borstige sah, daß er mit Gewalt nicht gut auskomme; er verlegte sich daher auf gute Worte und sagte: „Ich thu' dir ja nichts, da hast du meine Hand drauf, du sollst mir blos helfen ein Nest ausheben. Ich geb' dir auch etwas, was willst denn haben?"

„Nichts, ich will gar nichts als heim."

„Und nach einem Eichhörnchen hast du gar kein Verlangen?"

„Freilich wohl, aber heim will ich."

Eberhard stand halb zornig, halb bittend da, seine Hand wurde wieder von einer andern gefaßt, aber sie war nicht so mild wie die des Vetter Gottfried. Eberhard ging aber doch gutwillig mit, denn er sah wohl ein, daß ihm sein Sträuben nichts half, auch hoffte er, wenn sie nur aus der Schlucht heraus wären, schon Hülfe zu finden; der Vetter Gottfried konnte nicht fern sein, oder es mußte ihnen sonst Jemand begegnen, der ihn befreie; aber es erschien Niemand und die Hand des Fremden hielt Eberhard so fest wie eine eiserne Zange, es that bitterwehe und doch konnte er nicht einmal schreien, viel weniger los lassen.

III.

Die Beiden gingen die unwegsamsten Steige und Eberhard, der geglaubt hatte, weit und breit jeden Baum und jeden Strauch zu kennen, sah sich hier um wie in einer fremden Welt. Sie kamen in einen großen Kessel voll kahl gewaschener Felsen. Er sah

aus wie ein vertrockneter See. Der Mittag neigte ſich dem Abend zu, der weite Raum war ſpärlich mit Sträuchen bedeckt, hier und dort zirpte ein Heimchen, als wäre es die zitternde Klageſtimme des gebundenen Felſens, die Hummeln ſummten ſo eintönig und nur die Schmetterlinge flogen wie befreite, durch die Luft hinziehende Blumen, zu ihren Geſchwiſtern, die am Boden haften mußten; vom Walde her vernahm man noch das Klopfen des Spechtes und die Steindroſſel ſang zwiſchen den Felſen fröhlich, daß ſich's auch hier noch gut leben laſſe.

Eberhard mußte von Fels zu Fels ſpringen, er glitt oft aus und riß ſich die Kniee blutend. War es Mitleid oder eine andere Empfindung? Der Fremde faßte Eberhard in ſeine Arme und ſprang mit ihm über Abgründe weg, ohne je zu ſtraucheln, die Felſen ſchienen ihn feſt zu halten, als wäre er ihr Bruder. Es war ein ſchauerlicher Anblick, wie die Beiden oft durch die Luft dahin flogen und ihre langen Schatten ſich weithin breiteten. Jetzt ſchritten ſie wieder über einen ſchmalen aber langen Felſenhang hin, ſie gingen wieder Hand in Hand. Der Fremde fragte:

„Wo iſt das Jagdgewehr deines Vaters?"

„Es hängt daheim an dem Geweihe des Hirſches, des letzten, den mein Großvater geſchoſſen."

„Dein Großvater war ein Mörder, der Mörder meines Vaters!" ſchnaubte der Borſtige, Eberhard ſah ihn groß an, als er fortfuhr: „Und warum verkauft ihr das Gewehr nicht? warum gebt ihr's nicht weg?"

„Der alte Jägerklaus hat meiner Mutter geſagt,

ſie ſoll das Gewehr nur hängen laſſen, es ſteckt noch ein Schuß darin, der letzte, den mein Vater geladen, und der Klaus ſagt, wenn der Mörder in unſere Stube kommt, ſo wird das Gewehr von ſelber losgehen und ihn kalt machen."

Die Hand des Fremden erzitterte in der Eberhards, er holte tief Athem und biß ſich die Lippen blutig, aber das Blut ausſpeiend ſagte er laut auflachend: „Dummes Zeug! Und der Mann wird nicht ſo dumm ſein und in eure Stube kommen und ſich gerade unter die Mündung ſtellen — jetzt erſchieß' mich."

Der Mann kehrte ſich raſch um, als zupfte ihn Jemand im Rücken. „Was war da?" fragte er halb grimmig, halb zitternd, „was machſt du? Was reißeſt du mich im Nacken?"

„Ich weiß von nichts," erwiderte Eberhard, „und ich kann ja auch nicht."

Da überkam Eberhard eine namenloſe Angſt und er begann in die Wildniß hinein die frommen Lieder zu ſingen, die ihn die Mutter gelehrt; ſie ſollten ihn erlöſen von dem böſen Geiſt, der ihn gefangen hielt und von der Todesangſt in ſeinem Herzen. Anfangs verwies ihm der Vorſtige mit harten Worten das Singen, aber Eberhard hörte nicht darauf und je inniger er ſang, um ſo mehr löſte ſich die rauhe Hand des Fremden auf und er ſeufzte und murrte in ſich hinein und konnte doch dem Knaben nicht wehren.

Der Vorſtige hatte unwillkürlich den Hut abgezogen und die Hände gefaltet, vor ſich niederſchauend biß er die Zähne auf der Hutkrämpe über einander. Jetzt

ſchaute er auf den Knaben, in deſſen Antlitz die Abendſonne ſchien, es leuchtete wie von einer Himmelsglorie, die aus ihm kam, und dem Knaben ſelbſt war's, als wäre er der Erde entrückt und himmliſche Geſtalten umſchwebten ihn, und er ſang:

Sag' mir, lieber Engel,
Wohl durch den reichen Gott,
Haſt mein'n Vater nicht geſehen
Zu Himmel an dem Hof?

Sie waren an das Ende des Felſens gekommen, dort ſtand eine ſchlanke Birke und Eberhard bog ſie nieder, als wär's eine leichte Gerte und auf der Birke hinüberſchreitend nach dem jenſeitigen Felſen ſang er:

Nun bieg' dich, Baum! nun bieg' dich, Aſt!
Mein Kind hat weder Ruh noch Raſt;
Nun bieg' dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen Das.

Der Fremde ſchaute dem Knaben nach als einem Verklärten, der unverſehrt über Abgründe hinſchreitet. Als aber jetzt die Birke zurückſchnellte und ihm in's Geſicht ſchlug, da erwachte ſein Grimm ob dieſer großen Ruthe, er ſuchte und fand das Brett, das er hier in einer Felſenſpalte verborgen hielt und ſchritt zu dem Knaben hinüber. Der Knabe lag auf den Knieen und die Hände zum Himmel emporſtreckend ſang er:

Du guter Gott im Himmel klar,
Laß dir mein' Seel' befohlen ſein,
Und führ' ſie an der Engel Schaar,
Wann ſich endet das Leben mein!

Dann mich behüt
Vor Teufels Glüt
Und ſeiner Gewalt;
In den Nöthen thu mir Hülfe bald;
Beſchirm mich auch vor ſeiner Geſtalt.

„Halt's Maul," ſchrie jetzt der Vorſtige, „ich hab's genug, ich bin kein Teufel, ich bin ein Menſch wie du, und da haſt meine Hand darauf, ich thu' dir nichts an Leib und Leben, aber folgen mußt mir jetzt."

„Zu was?" fragte Eberhard und erhielt zur Antwort:

„Die Felſen, wo wir jetzt ſind, die heißt man den Hahnenkamm, du wirſt ſie ſchon oft von fern geſehen haben, es kommt faſt nie ein Menſchenfuß da herauf. Es ſind jetzt nur noch zehn Schritte bis zu dem Geierneſt, klettre dort den Felſen hinauf, du wirſt's finden und heb' mir's aus."

„Wozu brauchſt du die Geier?"

„Das Amt bezahlt die Krallen, die man ihm einliefert, gut, und du ſollſt auch was davon haben."

„Ich will aber nichts, heb' du nur das Neſt ſelber aus. Warum thuſt du's nicht?"

„Weil ich nicht kann, einer allein wäre bei dem Geſchäft verloren, denn wenn der alte Geier kommt, hackt er dem, den er antrifft, die Augen aus. Ich habe aber hier meine Flinte verborgen gehabt, ich warte hier unten und laure, ſtößt er herab, ſo will ich ihm ſchon eins aufbrennen."

„Wo iſt denn der Hund?" fragte der Knabe, er wußte nicht warum.

„Er iſt uns nicht nachgefolgt," erwiderte der Fremde

barſch, „er könnte uns auch nichts helfen. Mach' jetzt keine Faxen und ſteig hinauf. Hörſt du die Jungen quicken? Dorthin!“

Eberhard kletterte faſt unwillkürlich einen Felſenkegel hinan, der Vorſtige ſtand unten auf dem Anſtand.

Habt ihr ſchon je einen Raubvogel, der ſich in den Lüften wiegt, genauer in's Auge gefaßt?

Die Lerche mit ihrem unermüdlichen Sang und die Schwalbe mit ſtummer Zunge, ſie ſchwimmen wohlig in dem Meer der Lüfte, ihr Flug iſt kein eilig Flattern von einem Ruhepunkt auf der Erde zu einem andern; ſie ſind zu Hauſe in der blauen Luft. Und wie die Lerche und die Schwalbe, ſo auch der Raubvogel, der in den Höhen kreiſt.

Warum wir nur den Schimpfnamen Raubvogel haben?

Die Lerche und die Schwalbe haſchen Käfer, Fliegen und Würmer, und der Raubvogel packt mit ſtarker Kralle und ſcharfem Schnabel Größeres zu ſeines Leibes Nahrung, und die Lerche und der Raubvogel thun nach dem Willen ihres Schöpfers. —

Wir kurzſichtigen Menſchen! Sieh dort den ſchwarzen Punkt nah am Himmelsbogen; wie von den Blicken des Jägers gebannt kommt es näher, mit geſpannten Fittigen läßt ſich's tragen von der leichten Luft, wie es ſich im Kreiſe wiegt, ſich über ſich hebt und mit wenigen Ruderſchlägen ſeiner Schwingen ſich hebt und ſenkt und wiederum ſich kaum von der Stelle bewegt. —

Eberhard hatte das Neſt erreicht und ſo ſehr er ſich auch ängſtigte, konnte er ſich doch eines freudigen Erſtaunens nicht enthalten, als er die Jungen ſah; ſie

waren blind und ſteckten die faſt ganz nackten Köpfe zuſammen, ſei es aus Furcht oder ob ſie ſich etwas zu ſagen hatten, was kein Menſchenohr hört und verſteht. Nur eine Sekunde betrachtete ſie Eberhard mitleidig und dachte: „Es iſt doch wunderſam! die Hunde und die Geier, die die beſten Augen haben, werden blind geboren.“

Die Jungen ſchienen die Anweſenheit Eberhards doch zu merken, denn ſie purzelten über einander, ſtreckten ihre rothgelben Schnäbel weit auf und wälzten ſich in den bunten Federn von allerlei Singvögeln, die um ſie her lagen.

„Wirf mir die Jungen herunter,“ ſchrie der Vorſtige und ſchaute wieder unverrückt nach dem Himmel. Eberhard ſtreckte die Hand nach den jungen Geiern aus, ſie ſchienen ihn faſſen zu wollen, da erwachte ein Unmuth in ihm, und er warf ſie einen nach dem andern hinab, es waren wieder fünf, zuletzt warf er auch noch die todten Singvögel hinab. Da rauſcht es in der Luft — „Duck dich!“ ſchallt's von unten herauf und paff! knallt es und ein dunkler Fittig ſenkt ſich auf Eberhard, er kann ſich nicht mehr halten, gleitet hinab in den Grund und liegt leblos bei den aufzuckenden Jungen und dem todten alten Geier. Ueber'm Kopfe Eberhards war dieſer erſchoſſen worden.

Der Wilderer — denn ſo dürfen wir ihn jetzt nennen, nachdem wir ihn mit ſeiner Flinte hanthieren geſehen — der Wilderer betrachtete mit düſterm Blick den Knaben und den unweit von ihm liegenden Geier. Eben ſtand die Sonne auf dem Berggipfel im Verſinken

und das Antlitz des Wilderers war wie eine helle Flamme.

„Zum Teufel auch," sagte er, „ist mir der Schuß gelungen! Wär's auch so gegangen, wenn ich's fest gewollt hätte? Der Junge ist wie verzaubert, wie wenn er einen überirdischen Schutzgeist hätte. Wenn er einen Schutzgeist hat, so mag er ihn auch heimbringen, ha, ha!" lachte er wild auf und es fröstelte ihn doch.

Er hob das gewaltige Thier mit den ausgespannten bluttriefenden Federn auf und als sich Eberhard jetzt regte, machte er sich rasch davon und ließ ihn bei den sterbenden jungen Geiern liegen.

In der Nacht schauerten die Vögel in ihren Nestern auf, denn ein Knabe schritt durch den Wald und sang:

Nun bieg dich, Baum! nun bieg dich, Ast!
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast,
Nun bieg dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen Das.

IV.

Die Gipfel der Tannen erglänzten im ersten Frühroth und die Sonne stieg mählig herauf hinter dem Berg, denn ihr Aufsteigen erscheint unserm Auge viel sachter und langsamer als ihr Untergehen. Die Eulen krächzen zum letztenmal in ihren verborgenen Horsten, die hellen Kehlen der Vögel auf den Bäumen zwitschern wie im Traum, die Sonne steigt höher herauf und haucht zitternde Flammenwangen auf die Stämme der Bäume, und es ist so still im kühlen Waldesgrund,

als wandelte ein Geiſt durch den heiligen Raum, die Bäume ſchauern in ſich zuſammen und erzittern leiſe und die Vögel halten den Athem an — da plötzlich erſchallt die Stimme eines Hänflings jauchzend laut, andere klingen darein, ein fröhlich Liederſchmettern durchſchallt den Wald . . . der Tag iſt erwacht. Die Thautropfen ſchimmern ſiebenfarbig an den Gräſern und die Käfer kriechen die Halme hinan und laſſen ihre ſchimmernden Decken im Sonnenſchein erglänzen, die Schmetterlinge kommen geflogen und grüßen manches friſche Blümlein, das über Nacht aufgebrochen, und das Blümlein dreht und neigt ſich im leiſen Windhauch um und um, grüßt die Schweſtern weit und breit und ſendet ſeinen Duft in die offene Welt.

Unter den ſchönen Tannen im Mooſe, nahe an einem blühenden Erdbeerenſchlag, liegt ein Knabe, die linke Hand unter dem Haupte und ſchlummert. Es iſt Eberhard. Der Hund ſitzt neben ihm, die Augen unverwandt auf den Knaben gerichtet; er ſchnappt nicht mehr nach den Fliegen, er ſchüttelt ſie nur ſtill ab, gleich als fürchte er, durch ſein Schnappen den Knaben zu wecken. Die Sonne küßte dem Knaben die Wangen röther, er aber ſchlief ruhig fort, als wäre ringsum dunkle Nacht; nur Einmal ſeufzte er auf, legte ſich auf die Seite und ſchlief weiter. Da trat ein Mann aus den Bäumen, der Hund ſprang ihm wedelnd entgegen, aber der Mann, es war Gottfried, wehrte den Hund von ſich und betrachtete eine geraume Weile den ſchlafenden Knaben; endlich beugte er ſich zu ihm nieder und rief ihm Kukuk! in's Ohr. Eber-

hard erwachte, blinzelte und rieb ſich verwundert die Augen; er wußte nicht, wo er war und ſchaute ſich lautlos um. Auf die Frage, wie er hieher gekommen ſei, antwortet er nicht mehr mit einem Scherze, ſondern weinte nach ſeiner Mutter.

„Ich habe geſtern noch auf dem Heimweg mit deiner Mutter geſprochen," ſagte Gottfried, „wir haben ausgemacht, wenn dir's recht iſt, ſollſt du Schulmeiſter werden. Das Jägerleben iſt bei deiner Familie gefährlich und du biſt das einzige Kind. Willſt du?"

„Ja, ja, Alles, was Ihr und meine Mutter wollet, ich will gewiß fleißig ſein, jetzt aber will ich ſchnell heim." Und mit dem Hunde vorauf ſprang Eberhard durch den friſchen Morgen. Er fürchtete ſich, daß ihn Gottfried nach der vergangenen Nacht fragen könne, und ihm ſelber kam Alles wie ein ſchwerer, düſterer Traum vor. Wie jauchzte er auf, als er ſein väterliches Haus ſah, der Hund war ſchneller dort geweſen, als er, kam aber jetzt langſam wieder zurück. Eberhard rief von ferne ſeine Mutter, ſie erſchien aber nicht. Er fand das Haus von allen Seiten verſchloſſen. Gewiß war ſeine Mutter ſchon früh ausgegangen, ihn zu ſuchen, vielleicht war ſie die ganze Nacht im Wald umher geirrt. Jetzt empfand er ſelber tief im Herzen, wie weh es thut, wenn man auf ein Liebes harrt und wartet und Stunde auf Stunde verrinnt und Niemand kommt. Es kam aber doch Jemand, es war der Wilderer, der mit ſpähendem Blick aus einem Buſche trat. Eberhard ſchrie auf, als ſollte er gemordet werden. Der Wilderer aber ſagte:

„Sei still. Ich hab' dir 'was Schönes gebracht. Du haſt dir ein Eichhörnchen gewünſcht; das iſt viel, viel ſchöner, da haſt du einen jungen Fuchs, den ich für dich aus ſeiner Schluft geholt habe. Du mußt aber auch verſprechen, daß du nichts von dem erzählſt, was wir mit einander gehabt haben.“

Der Wilderer hatte einen jungen Fuchs aus einem groben Tuch genommen, band ihm eine Kette um den Hals, befeſtigte dieſe an der Hundehütte und verſchwand ſo ſchnell wie er gekommen war.

Endlich erſchien die Mutter, ſie umhalste ihr verlorenes Kind mit ſtummem Schluchzen und ſtrich ihm immer mit der Hand über das Antlitz, um auch gewiß zu ſein, daß es wirklich noch lebe.

Eberhard erzählte nichts von allen ſeinen Begegniſſen und für dieſe Untreue mußte er ſchwer büßen.

Als die Mutter den Fuchs ſah, wollte ſie ihn losbinden und in den Wald laufen laſſen, aber ſie fürchtete ſich doch, ihn anzurühren, und ſo blieb der Fuchs, den Eberhard, nach ſeiner Ausſage, von einem Mann im Wald erhalten hatte.

Jetzt verlebte Eberhard wieder friedliche Tage, aber er durfte noch nicht weniger in den Wald und wie mit unwiderſtehlichem Zauber zog es ihn doch dahin.

Von den ſtill ſchönen Tagen im Leben hat man weit ſeltener eine Erinnerung, und wenn man ſich ihrer erinnert, weiß man doch weit weniger von ihnen zu erzählen, als von denen, da es hoch her ging.

Und doch ſind jene Tage meiſt gerade die ſeligſten!

Wie herrlich waren die Stunden und Tage, die

Eberhard auf der Anhöhe hinter dem Hause, in den Kornfeldern verlebte! Wie das immer auf- und abwogte, wie ein Strom! Solch ein Roggenfeld ist auch ein majestätischer Wald mit gewaltigen Riesenstämmen. So meinten wenigstens die Käfer, die dort umher strichen und im raschen Lauf oft inne haltend einen Stamm hinan kletterten.

Was man groß und was man klein nennt, kommt ja Alles nur darauf an, wie man's ansieht, und wenn man die ganze Welt betrachtet, ist unsere Erde nur eine kleine Kugel und wir Menschen winzige Geschöpfe, die darauf herum kriechen.

So stand nun Eberhard oft zwischen den Furchen und betrachtete sich dieses kleine große Leben und dachte Unnennbares, Unendliches; oder er lag an einem Raine beobachtete die Thierchen, die sich zwischen den kleinen Gräsern tummelten, oder er schaute hinauf nach dem blauen Himmel, wo am hellen Mittag schon der Mond stand und geduldig harrte, bis seine Zeit kam, da er selber etwas gilt und man nach ihm aufschaut. Wie namenlos waren da die Empfindungen, die durch die Brust Eberhards zogen! Er dachte an Alles und wußte doch nicht was. — Und wenn er dann aufstand, wie spannten sich alle seine Muskeln in Frohmuth, wie jauchzte er laut auf oder war still in sich hinein vergnügt! Denn es liegt etwas geheimnißvoll Erquickendes in dem Ruhen auf der Erde, und tiefdeutig ist die Sage der alten Griechen von dem Helden Antäus, der, vom Boden gehoben, schwach war, sobald er die Erde berührte, wieder unüberwindlich stark ward.

Eines Tages lag Eberhard zwiſchen den Furchen und ſchaute mit offenen Augen träumend nach dem Himmel und hörte der Wachtel im nahen Waizenfelde zu die am Morgen und am Abend ihr Raurau-Pickerwick erſchallen läßt und nur am Mittag ruht. Er ſtand auf und es war ihm ſo wohl und leicht zu Muthe, als ob er aus dem friſchen Wellenbade käme, und er ſang und jodelte frei in die Welt hinein. Da ſah er einen ſchön rothen Bluthänfling, der kaum erſt flügge geworden ſchien, in kurzen Sätzen auffliegen und ſich wiederum niederlaſſen; den wollte er nun haſchen und er ſprang ihm nach, von Buſch zu Buſch, aber kaum war er ihm nahe, ſo war der Vogel wieder auf und davon; dennoch ließ der Verfolger nicht ab, immer hinter drein zu jagen, bis ſie an eine mäßige Schlucht kamen, der Vogel flog hinüber und ſang von jenſeits den ſchönen Geſang, den ihn Niemand gelehrt. Eberhard hielt inne, denn er berechnete wohl, daß bis er den Hang hinab und den jenſeitigen wieder hinauf gekommen wäre, der Vogel einen zu großen Vorſprung hatte. Eberhard ſah vor ſich nieder, betrachtete ſeine Füße und verſuchte mit den Zehen mühſam Steinchen aufzuheben, er lachte in ſich hinein, ballte die Hand auf und zu, denn er dachte: „Wie wunderig ſind doch die Vogelfüße gemacht! hüpft der Vogel von Aſt zu Aſt und verfehlt nie den Zweig, ſtrauchelt nicht und fällt nicht; wie ſchnell kann er die Krallen auf- und zumachen und was für ein gutes Augenmaß muß er haben, daß er das Alles ſo ſchnell berechnen kann. Freilich — ſagte er faſt laut, den Kopf drehend —

haben ſie auch einen viel geſchickteren Hals als wir, daß ſie ihn ſo leicht drehen, und wir, wir müſſen das ganze Geſtell umwenden, wenn wir rückwärts ſehen wollen." — Aus allen derlei Betrachtungen heraus begann er im Weiterſchreiten zu ſingen.

Das will nicht viel heißen, wenn man dich an eine Stelle führt und dir ſagt: Jetzt hier, gieb Acht, wie's widerhallt. Das iſt ganz anders, wenn man ſo etwas von ſelber unverſehens entdeckt, wie jetzt der Eberhard. Er erſchrack faſt, als er ſeine Stimme aus dem Walde wieder hörte, langtönig und ſtark, aber der Schreck ward bald zur Freude und er ſchrie: „Juhu! Juhu ..." hallte es wieder, tief, tief hinein. Und er rief auf's Neue: „Das kann doch kein Vogel, daß er dem ganzen Wald ſeine Stimme giebt — Stimme giebt ..." ſchallte es durch den weiten Raum. Und er rief: „Gottfried!" Der Name tönte fort und fort. Und jetzt rief er ſeinen eigenen Namen: „Eberhard!" und es ſchallte wieder „Eberhard ..." Der Knabe empfand ein ſeliges Entzücken, da er ſich ſo weit hinab und hinauf klingen und nennen hörte, und fröhlich rief er abermals: „Jetzt ihr Bäume, jetzt kennt ihr mich alle, wie man mich ruft — mich ruft ..." antwortete es.

Mit einer namenloſen Seligkeit ſpielte Eberhard mit dem Echo, das er zuerſt geweckt hatte. Noch nie hatte ein Menſch vor ihm von hier aus die Bäume und die Berge ſprechen gelehrt.

Eberhard verſuchte es, von einer andern Stelle auch den Widerhall zu wecken, aber es klang nicht ſo rein und hell, wie von jenem Punkt, den er zuerſt ohne

sein Wissen und Willen gefunden hatte. Er kehrte zurück und rief noch zuletzt: „Lebt wohl! Lebt wohl...“ erwiderte es und er stieg hinab zum Hause der Mutter. Seine Brust war hoch geschwellt, er hatte in einsamer Verborgenheit die Stimme der Natur vernommen, die uns tausendfach verstärkt antwortet, wenn wir sie von der rechten Stelle aus grüßen.

Waren das nicht selige, freudesprossende Tage?

Im Hintergrund lauerte aber auch schon die Pein vom Menschensinn bereitet.

Eines Samstag Mittags, als Eberhard in dem eine Stunde weit entlegenen Dorfe war, um Salz zu holen, kam der Vetter Gottfried vor dem Jägerhaus vorbei und sprach eine Weile mit der Jägerwittwe, die eben Wäsche aufhing. Sie klagte, daß sie mit ihrem Sohn nicht mehr in Frieden lebe, seitdem der Fuchs im Hause, sie zittere immer vor Angst, wenn der Knabe mit dem Thier spiele, es thue wohl bisher immer zahm, aber es könne doch einmal plötzlich seine wilden Tücken loslassen; sie wisse daher gar nicht zu helfen.

„Das wird leicht sein,“ sagte der Vetter Gottfried, ging nach der Hundehütte, nahm das Gewehr von der Schulter, und schoß den Fuchs nieder. Gottfried verspottete sich selber über die leichte Jagd, entbälgte das Thier kunstgerecht, und warf das Fleisch, das der Hund nicht auffraß, in den nahen Teich. Er erhandelte sich noch den Balg und steckte ihn in seine Jagdtasche.

„Nun aber noch einen Handel,“ sagte er, „ich habe keinen Schuß mehr bei mir und gehe nicht gern so ledig

durch den Wald, es wäre gegen meine Art. Ich laſſe mein Gewehr da und nehme mir drin das von Eurem Mann, es iſt ja noch ein Schuß darin.“

Gottfried that wie er geſagt.

Zur ſelben Zeit als dieſes am Jägerhaus geſchah, lauerte der Wilderer dem aus dem Dorf heimkehrenden Eberhard auf. Er lag in einem tiefen Loch, wo man einen Baumſtumpf ausgegraben hatte und ſuchte weder ein Echo zu wecken, noch ſich das Leben der Thiere und das reiche Walten in der Natur klar zu machen. Menſchen, die ſchwere Sorgen, ſelbſtgemachte oder vom Schickſal auferlegte, in düſtern Gedanken in der Seele hegen, ſehen und hören nichts von Blumenpracht und Vogelſang um ſie her.

Der Wilderer hielt Bart und Mund feſt in der Fauſt und runzelte die Stirn.

Freilich erſcheint es ſeltſam, aber es iſt einmal ſo. Mit keckem weltverachtendem Uebermuth ſetzen oft Menſchen über die höchſten und ewigen Schutzwehren des Sittengeſetzes hinweg, und plötzlich ſtraucheln ſie über einen Stein, ſtehen wie gelähmt vor einer Hecke, ja oft ſind es nur eingebildete Fallen, in denen ſie ſich ſelbſt fangen. Wenn man aber genauer zuſieht, iſt das gar nicht ſo ſeltſam. Der Miſſethäter, der eine Todesſchuld auf ſich geladen, ſieht am hellen Tag und beim Lampenſchein Dinge, von denen ein anderer nichts merkt; das in der Seele bewahrte, durch keinen Laut verrathene Geheimniß macht ſich frei und ſchwirrt vor ſeinen Augen leibhaftig umher, es ſetzt ſich mit ihm nieder, wenn er Speiſe und Trank genießen will und wenn er die Augen

ſchließt zu erlöſendem Schlaf, das geſchloſſene Auge ſieht es neu. Hin- und Herwälzen frommt nichts, es iſt da und da und ſchlüpft noch hinüber in den ſtillen Traum.

Seit der Spaniermichel wieder an den Ort ſeiner That zurückgekehrt war, wanderte er dort umher unſtät und flüchtig. Es half nichts, daß er ſich ſelbſt auslachte und verſpottete; es war ein Weſen in ihm, das nicht davon berührt wurde und zu allen Einreden lächelte, als ob ein fremder einfältiger Menſch ſie vorbrächte. Er hatte den kleinen Eberhard, den letzten Sproſſen der Jägerfamilie aus dem Weg ſchaffen wollen, und doch wollte er's nicht mehr geradeswegs, er hatte dem Zufall Spielraum gelaſſen, und dieſer hatte ihn betrogen. Jetzt waren alle ſeine Gedanken nur auf das Eine gerichtet, auf den von dem Todten zurückgelaſſenen Schuß. Wo er ging und ſtand und wie er ſich auch wendete, immer ſah er in der Luft, von Niemand gehalten, den Gewehrlauf auf ſich gerichtet.

„Es iſt Narretei, was kann dir der Schuß?" ſagte er ſich jetzt laut, „ſchäm' dich, biſt ein Kerl, bei dem der Teufel Lehrbub ſein könnte und fürchteſt dich vor einer todten Flinte am todten Hirſchgeweih. Komm, erſchoſſener Grünrock und drück' deine Flinte ſelber ab. Kannſt nicht, deine Hände ſind von Würmern gefreſſen. Ich fürchte deine Hinterlaſſenſchaft nicht." Er lachte laut auf und wollte von dannen gehen, aber er blieb doch wie feſtgebannt liegen und ſprach nach einer Weile wieder: „Sei's was es wolle, es läßt mir doch keine Ruhe und in Meiner Hand muß ich den Schuß haben, den

der Todte geladen ... ich will dir beweiſen, du einfältiger Spaniermichel, ob er für dich iſt.“

Eberhard kam ſingend daher. Der Wilderer vertrat ihm den Weg und ſchenkte ihm eine junge Amſel. Eberhard nahm den Vogel in die Hand und ließ ihn ſogleich fliegen, und wie er den Vogel dahin ziehen ließ, ließ er auch die Schmeichelworte verfliegen, die der Wilderer an ihn richtete. Der Wilderer wollte ihn ſchießen lehren, ſo gut als es keiner ſeines Alters weit und breit könne. Freilich trug Eberhard darnach großes Verlangen, aber er widerſtand dennoch. „Bring' mir nur das Gewehr deines Vaters in den kühlen Grund und du bekommſt, was du willſt,“ bat flehentlich der harte Mann, aber Eberhard ſprang davon und der Wilderer rief ihm nach: „Wenn's dich reut, kannſt du doch kommen, ich bin am Morgen da.“

„Aber ich komme nicht,“ ſagte Eberhard vor ſich hin und eilte heimwärts. Als er hier den Fuchs nicht mehr fand, tobte er wie raſend und beſtürmte ſeine Mutter mit Fragen und Bitten. Die Mutter gab ihm keine Antwort und verbot ihm, weiter zu fragen. Bei dem Umherſuchen fand Eberhard einige friſch verdeckte Blutſpuren, Grimm und Zorn erwachte in ihm und er ſchwor in ſich hinein, daß er ſich wieder einen Fuchs verſchaffe.

V.

Am andern Morgen, als die Mutter noch ſchlief, ſchlich Eberhard in die Stube, ſeine Hand zitterte, als

er das Gewehr anfaßte, aber er biß die Lippen über einander und nahm es herab. Der Hund ſprang hoch vor Freude, als er ſeinen jungen Herrn ſo mit der Flinte bewaffnet ſah; die Beiden verſchwanden wieder im Wald, aber jetzt gemeinſam.

Ueberall war noch ganzer Thau, noch hatte ihn kein Fuß eines Thieres verſchüttet und die Sonne ihn nicht aufgeſogen. Eberhard kam in die junge Waldpflanzung, deren dichte Aeſte ſich ihm gleichſam in den Weg ſtellten, daß er nicht weiter gehen ſollte, aber er drang immer weiter. Da hörte er von ferne ein Lied, er verſteckte ſchnell das Gewehr, er erkannte die Stimme Gottfrieds, der ein Morgenlied ſang.

Eberhard ſtand mit gefalteten Händen, ſeine reine Seele kehrte in ihm wieder und er gelobte, ungeſehen wieder heim zu kehren und nie mehr ſolch heimlichen Frevel zu wagen.

Aber ſeine volle reine Seele war noch nicht wieder gekehrt, ſonſt hätte er ſich nicht geſcheut, zu dem guten Mann hinzutreten und ſein Fehl offen zu bekennen, ſtatt daß er ſich heimlich weg ſtehlen wollte. Und das, daß er ſich vor den Menſchen mehr fürchtete, als vor dem allüberall waltenden Gott, das brachte ihm ſchwere Pein.

Der Hund ſchlug an, Gottfried kam näher. Nach den erſten Aeußerungen der Verwunderung, daß er nun Eberhard zum Drittenmal ſo ſeltſamer Weiſe treffe, ſagte Gottfried: „Lauf jetzt nicht ſo allein im Wald herum, der Spaniermichel iſt wieder in der Gegend und dem iſt nicht zu trauen.“

„Wer iſt denn der Spaniermichel?“

„Komm mit da heraus, ich will dir's erzählen; Einmal mußt du's doch erfahren.“

Eberhard bangte, den Ort zu verlaſſen, denn er fürchtete, das Gewehr nicht mehr in dem Verſteck zu finden; aber es gelang ihm, unverſehens ein Tannenreis abzupflücken, ſolches auf den Boden zu werfen und ein vorher abgeriſſenes Zweiglein kreuzweis darüber zu legen; er kannte die Merkzeichen der Jäger.

Sie gingen nun hinaus in den ältern Wald, Gottfried ſetzte ſich auf einen Baumſtumpf, Eberhard auf einen daneben und der Erſtere erzählte:

„Der Spaniermichel und ſein Geſchlecht ſind ſchon ſeit alten Zeiten Feinde eures Geſchlechts; denn dein Vater, Großvater und Urgroßvater und noch weiter hinten waren hier immer Jäger, und die Spaniermichels waren von je her Wilderer. Man weiß nicht recht, woher die grimme Feindſchaft zwiſchen euch kommt, man erzählt Allerlei; die Einen ſo, die Andern anders, am wahrſcheinlichſten iſt, daß zwiſchen den Jägern und den Wilderern, wie du weißt, immer ein Krieg iſt. Es iſt, als ob die unbändigen Geiſter des Wildes, um deſſen Erlegung ſie ſich ſtreiten, in ſie ſelber gefahren wären. Dein Urgroßvater iſt von einem Spaniermichel erſchoſſen worden und dein Großvater hat wieder einen von ihnen in's Gras geſtreckt. Die Spaniermichels ſollen, wie man ſagt, von einem Soldaten abſtammen, der in alten Zeiten von dem ſpaniſchen Heer hier zurückgeblieben iſt, ſie haben heißes, jähes Blut. Deinen Vater hat, ſo gewiß als jetzt die

Sonne ſcheint, eine Kugel des Spaniermichels getroffen, der, aus dem Gefängniß entlaſſen, jetzt hier in den Wäldern herumſtreicht und ſein altes Handwerk aufnimmt. Du weißt, daß man ſelten die Gerichte gegen die Wilderer und dabei vorkommende Todesfälle anruft; es iſt das ſo ein altes Abkommen zwiſchen Jägern und Wilderern, und es käme auf dem andern Wege auch doch nicht viel heraus. Das haben wir jetzt geſehen. Der Spaniermichel, der jetzt irgendwo in einem von ſeinen Fuchslöchern ſteckt, iſt nach dem Tode deines Vaters gefänglich eingezogen worden, er hat ſich aber heraus gelogen. Wer weiß, was er im Sinn hat, Gutes gewiß nicht. Ich habe ſeine Tücke ſchon wieder erfahren. Mein Knecht hat ihn geſtern noch ſpät im Wald getroffen und heute Morgen finde ich in meinen ſchönſten Tannen ringsum den Baſt aufgeſchnitten und glühende Nägel eingeſchlagen, daß ſie verkommen müſſen. Der Spaniermichel weiß, daß ich die Tannen ſo lieb habe, und darum hat er ſie verdorben. Man möchte vor Zorn und Trauer blutige Thränen weinen, wenn man bedenkt, wie weit die Bosheit der Menſchen gehen kann, daß ſie ſich damit freuen, einem Andern ſeine Freude zu zerſtören.“

Nach einem ſchweren Seufzer fuhr Gottfried fort:

„Ja, daß ich's nicht vergeſſe, der Hund da iſt mitſchuldig an dem Tod deines Vaters. Siehſt du, wie er winſelt? Er merkt, was ich ſage. Das Gerücht, wie ſich die Sache zugetragen, rührt wahrſcheinlich vom Spaniermichel ſelber her, der es ausgeſprengt hat. Er hat den Hund auferzogen und hat ihn dann durch einen

Unterhändler an deinen Vater verkaufen lassen. Wie sie nun in Todfeindschaft im Wald zusammen treffen, springt der Hund bald an dem Einen, bald an dem Andern hoch hinauf und weiß nicht mehr, welches sein Herr ist; beide locken und pfeifen, und wie dein Vater eben zornig lockt, brennt ihm der Spaniermichel die Kugel in die Brust. Ja, heul' nur Hund, es geht dir wie manchem Menschenhund, der sich selber verkauft hat und nicht mehr weiß, wo er hin gehört." — So schloß der Vetter Gottfried und stand auf.

Eberhard war es zu Muthe, als wären ihm alle Glieder zerschlagen, er konnte sich nicht aufrichten, die Thränen brannten ihm in den Augen und er konnte doch nicht weinen; er drückte die Augenlider zu, als müßte er in Schlaf versinken und drin Ruhe finden vor dem Grauenhaften, was er erfahren hatte.

Gottfried reichte ihm die Hand zum Abschied und ermahnte ihn abermals zur baldigen Umkehr.

Der Hund hatte seinen Kopf auf das Knie Eberhards gelegt, aber dieser schob ihn weg und richtete sich endlich straff auf, eilte in den jungen Wald, um das Gewehr zu holen; er fand es bei den Zeichen, doch indem er es jetzt genau betrachtete, schien es ihm ein fremdes. Sollte Jemand da gewesen sein und es vertauscht haben? — Indem er so in Gedanken dastand, kam der Wilderer aus dem Dickicht.

„Bist du der Spaniermichel?" schrie Eberhard, das Gewehr aufhebend und den Hahn zurückknackend.

„Ja," lautete die Antwort.

„Hast du meinen Vater erschossen?"

„Ja, aber halt, du haſt ja kein Pulver auf der Pfann', gieb her," er entriß Eberhard die Flinte, und ſagte dann höhniſch: „So, jetzt ſchieß." Er nahm den Knaben auf den Arm, hielt ihm, als er ſchreien wollte, den Mund zu und rannte durch den Wald hinab in den kühlen Grund, in eine tiefe Schlucht mit überhängenden Felſen; dort legte er den Knaben ab und ſagte: „Jetzt will ich dir zeigen, ob dein Vater, der da drüben fault, den Schuß für mich hinterlaſſen hat. Bet'." Eberhard wollte ſich aufrichten, da ſprang der Hund auf ihn zu und deckte ihn mit ſeinem Leibe und klammerte ſich feſt an ihn. „Biſt du auch wieder da?" knirſchte der Spaniermichel, faßte den Hund am Genick, ſtieß ihm den Dolch in den Hals und ſchleuderte das im Tode zappelnde Thier hoch hinauf und wieder hinab in den Felſengrund.

Er drückte ab, aber das Pulver brannte ihm von der Pfanne. Fluchend und wetternd ſchüttete er abermals auf und Eberhard ſchrie jämmerlich ...

Da krachte ein Schuß von oben, der Spaniermichel taumelte und ſchrie noch im Umſtürzen: „Das iſt des Todten Schuß!"

Er hatte ihn erkannt, denn der Gottfried ſtand oben mit der Flinte, die er von der Jägerwittwe geborgt hatte; er hatte ſchnell geſehen, was hier vorging, und der hölliſchen Pein raſch ein Ende gemacht.

Langſam verzog ſich der Rauch an den feuchten Felſen und Bäumen und in langſamen Zuckungen verſchied der Spaniermichel. Eine Menge friſch geſchmiedeter Nägel, die ihm aus der Taſche gefallen waren, lagen

zerſtreut um ihn her; ſie waren ganz genau wie jene in den ſchönen Tannen. — —

Mit dem Spaniermichel hat die grauſige Vererbung des Mordes ſich geendet. Möchte er auch das letzte der Opfer ſein, durch welche die Habſucht und Rachgier der Menſchen die Heiligkeit des Waldes entweiht!

VI.

Und Eberhard? Er wurde ohnmächtig nach Hauſe gebracht, er lag Tag und Nacht im Fieber, aus dem er aber geſund ſich wieder erhob.

Als er heran gewachſen war, wurde er in die Lehrerpflanzſchule aufgenommen, ſeine aus der Kindheit ſtammende Liebe zur Natur ließ ihn die Wiſſenſchaft derſelben zu ſeinem beſondern Studium machen; hier lernte er auch Manches verſtehen, was ihm früher unklar geweſen und manchen Irrthum berichtigen, den er ehedem ohne Führer und Unterricht für unumſtößliche Wahrheit gehalten.

Bei dem Studium war Eberhard Eines ganz ſonderbar; er erkannte viele Vögel aus der Heimath nicht wieder, obgleich ſie in den Sammlungen ſorgſam ausgeſtopft und in den Büchern genau abgezeichnet, nach ihrem innern Bau und nach ihrer äußern Erſcheinung beſchrieben waren; denn Eines fehlte, was bei dem Vogel doch die Hauptſache iſt, der Geſang. Eberhard verſuchte es, zur Vervollſtändigung den Geſang der Vögel mit Buchſtaben und Muſiknoten zu verzeichnen; aber er gab das Vorhaben bald wieder auf.

Just Alles läßt sich nicht auf dem Papier aufzeichnen und aus den Büchern lernen, und das hat auch sein Gutes.

Als Eberhard seine Lehrzeit beendet hatte, schloß er sich einer naturwissenschaftlichen Entdeckungsreise nach Afrika an. Von Jugend auf an Selbständigkeit und wildes Treiben gewöhnt, besteht er die Mühseligkeiten dieses Lebens leichter als manche Andere. Bereits hat er mehrere neue Vogelarten entdeckt und manche Seltenheit in die Heimath gesendet.

Eberhards Name wird jetzt von vielen Menschen mit Ehren genannt. Wer weiß, ob es ihm so viel Freude macht wie damals, als das einsame Echo im Walde ihm seinen Namen rief?

Da er so weit weg ist, kann er sich nicht dagegen wehren, wenn man einstweilen seine Jugendgeschichte erzählt. Vielleicht berichtet er einmal selber, wie es in Afrika hergeht und ob es dort auch so grausame Wilderer giebt.

Wo der Spaniermichel gefallen, steht noch das steinerne Kreuz, wenn auch halb eingesunken, und die wilden Rosen blühen um das moosige Gestein.

Zur Kunst und Literatur.

I.

Drei Stationen des Schiller-Goethe-Denkmals.

1. Das Modell.

(Januar 1857.)

Schiller und Goethe!

Keine andere Nation hat das Glück, zwei ihrer größten Geister im Gebiete dichterischen Gestaltens so in Eins fassen zu können und in ihrem Gedenken das Leben auf der reinen Höhe der Verklärung und zugleich die geschichtliche Verkörperung höchster Männerfreundschaft in ihnen zu nennen. Durch die Doppelstatue Ernst Rietschels, die jetzt im Gypsmodell ausgestellt ist, gelangt jene unzertrennliche Verbindung im Wort und in der Erinnerung plastisch schaubar zum vollendeten Ausdruck.

Meister Rietschel hatte das seltene Glück, die maßgebenden Geister deutscher Nation, in denen sich Alles ungetrennt geeint fühlt, neu zu verlebendigen und ihre Gestalt derart festzuhalten, daß sie nicht mehr anders gedacht werden kann. Wenn man sich denken wollte, daß nach ihm noch ein Künstler käme, der diese Gestalten neu umschüfe, so würde es ihm nicht möglich

ſein, das jetzt gefeſtigte Erinnerungsbild zu verdrängen. Wie Rietſchels Standbilder äußerlich eine Stelle einnehmen, die nicht mehr anders beſetzt werden kann — in Braunſchweig, in Weimar — ſo werden ſie auch in der innern Vorſtellung aller Deutſchen einen unverrückbaren Platz einnehmen. Rietſchel hat durch Vereinigung hiſtoriſcher Treue und künſtleriſcher Stiliſirung eine Typik feſtgeſtellt, an der nicht mehr geändert werden kann.

Rietſchel hat das Standbild Leſſings geſchaffen, daß wir die leichtbewegliche und mannhafte Grazie des Denkerdichters unmittelbar erſchauen, und ſo hat er nun dieſe beiden Heroen gefaßt, deren Geiſt tauſendfältig beſtimmend das ganze Nationalleben bewegt. Kann man das aber Glück nennen? Es iſt eine nothwendige, allgemein geſchichtliche Thatſache, die eben dadurch im Einzelnen ihren prägnanten Vertreter findet, der, ſo zu ſagen, die Concentration der zerſtreuten allgemeinen Betrachtnahme iſt. Der Einzelne, der ein Werk ſchafft, in welchem ſich ein allgemeines Streben oder Bewußtſein erlöst, d. h. als zur Thatſache geworden erkennt, dieſer Einzelne iſt wohl er ſelbſt, eingeſchloſſen in eine Individualität, aber er iſt auch wiederum nur der Ausdruck des Geſammtwollens: denn wer das Dargeſtellte ſeinem inneren Sinn entſprechend findet, hat eben damit ein Gleiches erſtrebt, wenn er auch nicht entfernt befähigt war, ja keine Ahnung davon hatte, daß es ſich in dieſer Ausdrucksform erlöſen ließe. Wie wir aus fremdem Mund ein Wort gewinnen, das wir nicht ſelbſt geſchaffen, und das doch unſer Innerſtes ausſpricht,

ſo iſt es auch mit einer Geſtaltung. Der aber, der mit ſeinem Wort im weiteſten Sinn den Zauberbann gelöst, iſt und bleibt dennoch der Meiſter. Die ſtatuariſche Feſtſtellung unſerer beiden großen Dichter iſt eine geſchichtliche Nothwendigkeit, die der Geſammtwille der Nation innerlich zu vollziehen trachten mußte. Dieſer Nothwendigkeit ſteht die Freiheit entgegen, die ſich den Mann und ſeine Kraft erkürt und ihn damit betraut und auszeichnet, daß er mit perſönlicher Genialität individuell frei geſtaltend die allgemeine Nothwendigkeit lebendig und äußerlich vollziehe.

In unſern Tagen, unmittelbar nach Vorübergang der großen Geiſtesepoche, iſt die Literaturgeſchichte nothwendig und natürlich erſt zu einer Wiſſenſchaft geworden. Erſt wenn die Ernte eingeheimst iſt, kann Alles richtig bemeſſen und gebucht werden, und ſo hat die Literaturgeſchichte jetzt ihre Vertreter wie zu keiner andern Zeit vorher. Es ſoll aber damit keineswegs geſagt ſein, daß, wie manche Buchführer des geiſtigen Erträgniſſes meinen, jetzt eine lange, vielleicht ewige Brache auf dieſem Feld eintrete. Es giebt keine Offenbarung des Geiſtes, keine Ernte einer noch ſo erträgnißreichen Periode, die für alle Zeiten ausreicht. Und ſchon im Herbſte ſteht draußen die Ausſaat für eine kommende Ernte.

Wie nun in nothwendigem Gang heute die Literaturgeſchichte zu ſolcher Meiſterſchaft gelangt, ſo iſt es natürlich, daß auch äußerlich in der Schaubarkeit das allgemeine Nationalbewußtſein die Geiſtesheroen ſich feſt hinſtelle, und Ernſt Rietſchel hatte die innere

und äußere Sendung, sie in lebendiger Gestalt festzuhalten.

Die Geschichtschreibung überhaupt und die Literaturgeschichte insbesondere bleibt allzeit flüssig. Das Wort ist das ewig Bewegliche. Es können sich immer neue Thatsachen ergeben, neue Betrachtnahmen aufthun, die das in der Schrift gegebene Bild in einzelnen Zügen verändern oder anders beleuchten. Das reine Kunstwerk aber, und namentlich das plastische, ist nicht mehr flüssig, die Gestalten der Kunst stehen unwandelbar fest, und sie kann diese Feststellung wagen, da es ihr nicht auf das Einzelne, sondern auf das Gesammte ankommt, an dem nicht mehr gerüttelt werden kann.

Wie für die literaturgeschichtliche Feststellung unserer großen poetischen Periode, so ist auch für die Plastik gerade unsere Gegenwart am geeignetsten. Sie steht noch nahe genug der Zeit, da das Geschilderte und zum Bildwerk Geschaffene pulsirendes Leben war, und doch wiederum fern genug, um es in allgemeiner künstlerischer Ueberschau zu betrachten, jene Bewegungen, man könnte sagen jene Drücke und Brüche in der Gewandung, die das unmittelbare Leben hervorbringt, zu kennen, und sie doch nicht nach der bloßen Wirklichkeit, sondern in stilisirter Erhöhung zu geben. Gerade die Geschichte der nächsten Vergangenheit ist das ergiebigste Feld, nicht nur für die reine Geschichtschreibung, sondern auch für Objecte der Kunstschöpfung. Die Dichtkunst und die bildende Kunst kommen in Auffassung der Gegenwart nur schwer über das Genre hinaus — sie können die Gegenwart nicht lebensgroß,

wie viel weniger über Lebensgröße hinaus auffaſſen — ſie können noch nicht beſtimmen und noch nicht wiſſen, was ſich als allgemeine Signatur einer Periode herausſtellen wird. In der unmittelbaren Vergangenheit aber zeigt ſich das: hier iſt die Hiſtorie und die hiſtoriſche Kunſt möglich und nothwendig.

Man hat die Denkmalſucht unſerer Zeit vielfach verſpottet, und die Grimaſſen, die ſich auch hier zeigten, ſind nicht zu läugnen; dennoch muß auch hervorgehoben werden, daß eben in dem allgemeinen Verlangen nach Denkmalen und in der unverkennbaren Begeiſterung für dieſelben ein erfreulicher hiſtoriſcher Zug liegt. Diejenigen, die nur eine Vergangenheit anerkennen, treffen hier mit denen zuſammen, die mit Anerkennung des Hiſtoriſchen eben auch die hiſtoriſche Berechtigung der Gegenwart heiſchen, welcher eben ſo gut das Recht und die Pflicht zuſteht, das Leben, Denken und Empfinden nach Gehalt und Geſtalt aus ſich zu erneuern.

Es iſt im privaten Leben ein eigenthümlicher Zug, daß dann, wenn einem lieben Verſtorbenen das Grabdenkmal geſetzt iſt, eine gewiſſe Beſänftigung des Schmerzes eintritt; und zwar nicht nur, weil man äußerlich noch etwas für den im Herzen Fortlebenden gethan, ſondern auch weil, indem das Geweſene zu einer erhärteten Thatſache, gleichſam zu Stein geworden, Druck und Belaſtung von der Seele genommen iſt, die nun den Verpflichtungen des Daſeins theilweiſe befreiter entgegen geht. Aehnlich kann man ſagen, verhält es ſich auch im Nationalbewußtſein. Die Trauer, daß auch

die, die ſo Unſterbliches geſchaffen, dem Tode erliegen mußten, iſt als Schmerz vorüber, und es iſt eben jetzt die Zeit, ſich an der Aufſtellung ihrer Bildniſſe mit reiner andächtiger Freude zu erquicken. Es ſind noch Menſchen unter uns — und ſie können vor dem Nationalgeiſt im Ganzen wie Einzelerinnerungen eines Individuums betrachtet werden — die ſich der Dahingegangenen als Lebender erinnern, aber ſie ſterben immer mehr aus, wie im Fortſchritte des Lebens die Einzelerinnerungen des Individuums. Und ſo iſt es ein inneres Genügen des Nationalgeiſtes, dieſe Züge lebendig feſtzuhalten, dem Leben nahe und doch durch die Verklärung der Erinnerung — die der Anſchauung der Kunſt entſprechend iſt — wiederum über das Leben erhoben. So möchte man noch hinzuſetzen, daß durch die Denkmale jene verehrten Männer die plaſtiſche Ruhe erlangt haben, auch für den Erinnernden. Wie ihr Denken in unſerer Seele ſteht, ohne daß wir uns deſſen immer klar bewußt ſind, ſo ſehen wir ihr Bild vor uns, wenn wir über den Markt des Lebens gehen; wir ſchauen nicht immer darauf, aber die Erinnerung iſt auch in uns zu einer wohlthätigen plaſtiſchen Ruhe gelangt.

Und nun ſtehen die Heroen über Lebensgröße vor uns. Von Angeſicht zu Angeſicht ſtehen wir ihnen gegenüber, wir auf dem Boden des Lebens, ſie auf das Poſtament geſchichtlicher Verehrung geſtellt, in ruhiger plaſtiſcher Verklärung und Erhöhung durch die Kunſt; ſie ſtehen mit uns in der Luft, die wir athmen, und doch in einer höheren Schicht. Sie ſind Leben, aber jenes zur ewigen Ruhe gekommene, unzerſtörbare und unwandelbare.

Welch eine Arbeit war dem Bildner auferlegt, alles Das, und noch dazu tauſendfältig mehr vor uns darzuſtellen und in uns zu erwecken! — Weil nach der obigen Andeutung das allgemeine Wollen und Erinnern der geſammten Nation ſeinen Ruf in die Werkſtätte des Künſtlers ergehen ließ, weil wir den Künſtler als Den betrachten, der dieſe Sendung erfüllte, ſei es uns geſtattet, vorerſt zuſchauend bei ſeinem Schaffen zu verweilen.

Da ſind zuerſt die kleinen Modelle, etwas über einen Schuh hoch; es ſind deren vier oder fünf, welche die beiden Dichter in Eins gefaßt darſtellen. Hand- und Fußbewegung, Stellung und Haltung des Körpers ſind verſchieden, wenn ſie auch immer nur ein und daſſelbe Motiv wiedergeben. Es war nicht leicht, das in ſich Gehaltene, Stillbewegte in Gliedmaßen, in Rumpf und Kopf darzuſtellen; einerſeits die Einförmigkeit zu vermeiden, andererſeits jede Unruhe, jedes Ausgreifen fern zu halten. Wie tief bewegt war der Künſtler, bis er die letzte entſcheidende Haltung und Stellung gewann! Und er fand ſie im kleinen Modell noch immer nicht.[1] Nun wurden die Modelle in Drittheil Lebensgröße und in nackter Geſtalt ausgeführt, und endlich

[1] Vor Jahren hat unſer gemeinſchaftlicher Freund Eduard Devrient mit ſeinem Collegen, dem Schauſpieler Emil Walter, dem Künſtler (der Goethe noch perſönlich kannte) dadurch eine neue Lebensanſchauung vermittelt, daß Devrient mit ſeiner ſchlanken hagern Geſtalt in der Schillerkleidung, und der breitbruſtige Walter im Gewande Goethe's auf einem Poſtamente dem Bildner verſchiedene Stellungen nach ſeinem Motive vormachten. Es war dieß nicht maßgebend für die Faſſung, bot aber doch dem Bildner mancherlei lebendige Fingerzeige für ſeine Aufgabe.

ging es an Ausführung der Coloſſalſtatuen, wiederum zuerſt in nackter Geſtalt. Es läßt ſich nicht ſagen, mit welchem brennenden Eifer der Künſtler an der auch materiell ſo mühſamen Aufgabe (die Figuren ſind zwölf Schuh hoch) arbeitete. Die Körper mußten natürlich jeder einzeln für ſich ausgeführt werden, und bei der Zuſammenſtellung zeigte ſich bald dieſe bald jene Unzuträglichkeit. Mit einer wahrhaft verehrungswürdigen Unverdroſſenheit ging Rietſchel immer wieder von Neuem an's Werk; denn jede Veränderung in Bewegung oder Haltung mußte immer nicht nur die Einzelgeſtalt, ſondern die ganze Gruppe zuſammenbrechen machen. Er baute ſie nochmals auf, und ſchließlich ging es an die Gewandung; aber auch hier mußte bei jeder weſentlichen Aenderung wieder Alles eingeriſſen werden. Es mochte dem Künſtler oft ſchwindeln vor dieſer ungeheuren Aufgabe, aber mit unabläſſiger Treue folgte er den Bedingungen ſeines Berufs und der nur Einmal vorhandenen großen Aufgabe, die ihm die ganze Nation geſtellt. Es giebt keinen äußern Lohn, der dieſes Mühen, dieſe inbrünſtige Hingebung bezahlen könnte; nur der unvergängliche Dank der geſammten Nation kann der Ehrenpreis ſein. Und welch ein Mühen war noch die Einzelausführung! Bald hoch oben auf dem Gerüſte, bald wieder auf dem Boden einige Schritte entfernt zur Ueberſchau, bis endlich und endlich das Werk in ſeiner Vollendung daſtand.

Nun aber auch welche Vollendung! — Die beiden Dichter ſind im Anfang unſeres Jahrhunderts aufgefaßt; Schiller in den vierziger, Goethe in den fünfziger

Jahren; Schiller ſchreitend, in der ganzen Haltung voll innerer Bewegung, ohne daß dieſe eine äußerlich unruhige wäre, Goethe in joviſcher Ruhe. Schiller hält in der Linken eine Rolle, mit der Rechten faßt er nach dem Lorbeerkranz, den Goethe ebenfalls in der Rechten hält, während ſeine Linke auf der Schulter des Freundes ruht.

Darf ich mir den Vergleich erlauben, daß Schiller als der menſchgewordene Adler, Goethe als der menſchgewordene Löwe erſcheint? Ich kann nur damit ausdrücken wollen, daß Jeder in ſeiner eigenthümlichen Größe ſich darbietet, ohne den Andern zu drücken, wie ſie das auch im Leben bewährten. Wer kann ſagen, ob der Adler oder der Löwe majeſtätiſcher iſt? Hat nicht jeder in ſeinem Reich die ihm zukommende Majeſtät?

Schon in der Dichtkunſt, der die allſeitigſte Motivirung geſtattet iſt — durch Nebenfiguren ſowohl als durch eine fortlaufende Entwicklungsreihe — ſchon da iſt es ſchwer, zwei Helden in gleichem Licht erſcheinen zu laſſen und zu verhüten, daß der eine nicht zur Folie des andern werde. Schließlich muß jedoch Einer herrſchend bleiben, in jenem Sinne, in welchem man von dem Helden einer Dichtung ſpricht. Die Wagſchale der Bedeutung oder des ideellen Rechtes, die lange ſchwankte, muß ſich für Einen neigen. Auch in der bildenden Kunſt iſt das Licht auf eine Hauptfigur geſpannt. Das war es nun, was von vornherein die Möglichkeit bezweifeln ließ, daß ſich ein Doppelmonument darſtellen laſſe, in dem jeder Einzelne monumental

selbstherrlich bleibt. Man konnte sich denken, daß Jeder für sich auf eigenem Postamente die Vollkraft seiner Bedeutung bewahrte, nicht aber, daß es möglich sei, Beide in Eins zu gestalten, ohne den Einen, wie man sagt, durch den Andern zu drücken, und ohne einen bloßen Act daraus zu machen. Die Thatsache ist die beste Antwort, die alle Vorerörterung nun als müssig erscheinen läßt.

Der Künstler hat, parallel der unvergleichlichen Erscheinung zweier gleich gewaltigen, gleich hohen und in Freundschaft vereinigten Geister, dieselben in gleicher Macht dargestellt, und doch Jeden unverkennbar in seiner Eigenthümlichkeit. Schiller hat den Adlerblick nach oben gekehrt; Alles an ihm ist frei, der bloße Hals, der schreitende Fuß, das lockere Gewand, Alles zeigt die innere Erregtheit; Goethe in sicherer, weltbeherrschender Ruhe gradaus blickend; Alles fest und bestimmt, das jovische Haupt durch die Macht seines festen Ausdrucks lebendig charakterisirt; Schiller mit leise geöffnetem Mund, Goethe mit ruhig geschlossenen Lippen. Die Durchbildung der beiden Figuren, die jedem Einzelnen von Kopf bis Fuß einen bestimmten Ausdruck giebt und Alles in sich harmonisirt, ist der unverkennbare Charakter dieses Kunstwerkes, der sich gleich beim ersten Anblick ausspricht. Schiller zieht durch Bewegung mehr an, Goethe hält durch Ruhe mehr fest, wie sich das auch in ihrem allseitigen Wesen kundgiebt, ohne daß die Charakterwesenheit des Einen die des Andern beeinträchtigt. Sie stellen beide die Hoheit menschlicher und deutsch-nationaler Geistesmacht

dar, die das Leben durchdringt. In solchem substanziellen Sein und Erkennen hört alle Spaltung in Subjectivitäten und alles Eifern zwischen denselben auf. Wie die Männer im Leben auf dem einen Urgrunde reinen Schaffens stehen, so stehen sie auch vom bildenden Künstler neugeschaffen auf Einem Postament da.[1]

[1] In der viel zu wenig bekannten und doch so tief klärenden Abhandlung: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung," hat Schiller sowohl im Anfang als auch später, wo er geradezu den realistischen und den idealistischen Dichter charakterisirt, wesentliche Züge aus seiner eigenen Anschauungs- und Dichtungsweise und aus der seines Freundes entnommen. Natürlich in der Art, wie eine philosophische Abhandlung zuläßt, die allgemeine Begriffe und Kategorien geben muß, während im concreten Leben die eine Seite des Seins mit der andern in ein und demselben Individuum sich mischt. Ich will hier nur einige Sätze herausheben, die eben jetzt, wo beide Dichter vereint sich darstellen, zur Beherzigung dienen mögen, um den reinen Genuß an beiden zu vermitteln.

„Der Dichter ist entweder Natur oder er wird sie *suchen*," betont Schiller wiederholt (Ausgabe von 1844, Bd. X. S. 299). „Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die *Bewahrer* der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr sein können, und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit demselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die *Zeugen* und als die *Rächer* der Natur auftreten. Sie werden also entweder Natur *sein*, oder sie werden die verlorene *suchen*. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird." Und wie er dann schließlich auf den Realisten und Idealisten hinausgeht (Seite 304): „Dieß sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Sie sind, wie man sieht, äußerst von einander verschieden; aber es gibt einen höheren Begriff, der sie beide unter sich

Und die Gewandung? Auch die Erörterung über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des modernen Gewandes ist nunmehr müßig. Nach dem Vorgange von Schadow und Rauch hat Rietschel diesen Streit thatsächlich erledigt, schon durch seinen Lessing, und jetzt doppelt und dreifach durch seine Schiller-Goethe-Gruppe. Schiller trägt den langen Rock, die zweiklappige Weste mit hervorquellendem Jabot, kurze Beinkleider, Strümpfe und Schnallenschuhe; Goethe die geschmeidige Halsbinde, den breitschoßigen Frack (ähnlich dem bei der Lessingstatue), die Battenweste — aber ganz ohne alle Verzierung — mit Jabot; Strümpfe und Schnallenschuhe. Wie gesagt, nachdem Rietschel in so vollendeter Weise gezeigt hat, wie sich das moderne Gewand plastisch behandeln läßt, kann jede Streitfrage über dessen Anwendung als erledigt betrachtet werden. Wir sehen wirkliches Leben vor uns und doch erhöht und erhoben in die reine Kunstgestalt.

Und der Kranz, den beide Dichter halten und fassen? Er erscheint als das besonders Auffällige, vorerst wohl nur, weil er nicht zu dem Costüm-Ausdruck der Zeit zu stimmen scheint. Er wäre bei Behandlung in

faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in Eins zusammentrifft." Und (Seite 367): „Der wahre Realist unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit, aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen: daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen beide dazu einschlagen."

antiker Gewandung weniger aufgefallen, weil er absolut zu derselben stimmt; jetzt erscheint er neben der realistischen Fassung als eine künstlerische oder künstlich fremde Zuthat. Das kann aber nur einen Moment so scheinen. Der modernen Welt, die alle Lebenserscheinung als Begriff und Gesetz zu fassen gewohnt ist, fehlt die mythenbildende und die symbolbildende Kraft,[1] und da wo das Symbol Bedürfniß ist, bleibt nichts übrig, als das Ueberkommene zu neuer Geltung zu bringen. Das Wort Dichterkranz, das in der Sprache gebräuchlich ist, muß der Bildner in seiner ursprünglichen concreten Gestalt zur Erscheinung bringen. Die Einheit von Zweien und der Ausdruck dessen, was sie eint, muß stets durch ein Drittes ausgesprochen werden; es muß Etwas sein, das keiner derselben in sich darstellt, sondern eben nur durch die Vereinigung mit dem Andern. Im Leben und in der dichtenden Kunst — die von allen Künsten dem Leben am nächsten steht — kann dieses Dritte sich durch das tönende Wort kundgeben. In der bildenden Kunst muß es in der Schaubarkeit heraustreten, und hier also ist der Kranz das Dritte, das die Einheit beider und das Wesen ihrer Einheit ausspricht.

Wo es gegeben ist, eine Handlung darzustellen, kann und muß diese sich selbst aussprechen, und das fehlende Wort als Sprache für das Auge thatsäch-

[1] So hat man z. B. in Baiern allerdings ein Symbol für die moderne Erscheinung der Eisenbahn geschaffen, das glücklich gewählt ist: ein Rad mit zwei Flügeln; aber noch ist es nicht allgemein gäng und gäbe, und es fragt sich, ob die Zeit es adoptiren wird.

lich zeigen. Im rein Monumentalen aber muß das Symbol das Wort sein. Die Krone z. B. ist wesentlich nur noch Symbol zur Bezeichnung der Herrschermacht, und sie stimmte wenig zu der bräuchlichen Militärkleidung der Regenten; dennoch wird Niemand bestreiten, daß sie als Symbol und Attribut in der bildlichen Darstellung angewendet werden könnte. Es giebt nun aber kein anderes Symbol für Bezeichnung des Dichterruhmes als den Lorbeerkranz, den Beide vereint errungen. Der Kranz ist also, wenn man so sagen kann, das plastische Wort für Dichterruhm, und dieses plastische Wort ist kein Fremdwort, sondern eingebürgert bei uns, wenn auch unser Leben so angethan ist, daß — den Myrthenkranz allein ausgenommen — die Thatsache des Kranzes bei Lebendigen in der sinnbildlichen Weise verbleibt, und nie ein lebendiges Haupt mit dem wirklichen Blätterkranze geziert wird.

Es war eine unsäglich schwierige Aufgabe, eine Doppelstatue darzustellen, wo zwischen beiden Personen keine Handlung, sondern nur deren innerer Bestand für sich und ihr gegenseitiges Verhältniß ausgedrückt werden soll. Ich muß wieder auf meine Anfangsworte zurückkommen, daß es Rietschel gelungen ist, den in Einem Athem gesprochenen Ausdruck: „Schiller und Goethe" zu einer plastischen Anschauung zu machen.[1] Zugleich möchte ich darauf hinweisen, wie in der Darstellung und in dem Dargestellten hier ein Wort im

[1] Der Sprachgebrauch hat die Namen in solche Ordnung gesetzt, offenbar, weil bei anderer Verbindung — Goethe und Schiller — ein Hiatus der Tonbewegung hinderlich wäre.

höchſten Sinne verkörpert iſt, das, wie ich glaube, nur der deutſchen Sprache eigen, ich meine das Wort ſelbander. In der Zweiheit durch Liebe und Freundſchaft ſich eins fühlen, das iſt ein Begriff, den die tiefſte Regung des Volksgeiſtes in der Sprache ausprägte. Selbſt zu ſein, für ſich zu ſein, und doch in und mit dem Andern ſich ſelbſt zu fühlen — giebt es ein bezeichnenderes Wort dafür als „ſelbander?“ Und ſo iſt dieſe Doppelſtatue zugleich der vollendete Ausdruck dafür auf der höchſten Höhe des Geiſtes und in der unergründlichſten Tiefe des Herzens. Es iſt tiefſtes Beiſammenſein, und doch hat Keiner den Blick auf den Andern gerichtet; ſie ſchauen in die Welt hinein, Jeder nach ſeiner Weiſe, und Jeder hat den Andern ſtill, treu und ſicher in ſich — ſie ſind ſelbander.

Wird ſich der Streit über Bevorzugung des einen oder des andern Dichters wiederum erneuen, indem man bald vorherrſchend Geſchmacksbildung oder die ethiſche Hoheit betont? Es läßt ſich hoffen, daß auch dieſer Streit hier in dem plaſtiſchen Nebeneinander zu ſeiner Verſöhnung gekommen ſei. Freilich hat jegliche Verehrung immer etwas Ausſchließliches und deutet zurück auf die weltgeſchichtliche Thatſache ausſchließlicher Nationalgötter u. ſ. w.; aber es muß ſtets hervorgehoben werden, daß die Kunſt die Freiſtätte des Cultus iſt, in der kein Verdrängen des Einen durch den Andern bedingt wird; ſie gründet ein neues Firmament, wo Keines das Andere aus ſeiner Bahn ſtößt und der ganze geſtirnte Himmel erweckt die Andacht. —

Und doch wird es hier der Kranz ſein, und die

Art, wie er gehalten iſt, an den ſich manche Debatte knüpft. Goethe hält den Kranz ruhig in der Hand, Schillers Hand greift darnach. Schon an dieſe letztere, nicht vollendete Bewegung werden ſich allerlei Fragen anknüpfen laſſen. Die geſchichtliche Thatſache, daß Goethe im Vollbeſitze des Ruhmes war, während Schiller noch darnach ſtrebte, kann das Bedenken nicht alsbald löſen; es handelte ſich ja hier nicht um Darſtellung eines concret geſchichtlichen Momentes, ſondern um Vergegenwärtigung der Geſammtheit ihres Seins. Ein gleichzeitiges Berühren des Kranzes von Schillers Hand hätte jegliche Frage wohl factiſch erledigt; aber die Grenzlinie war knapp, auf der es den Anſchein haben konnte, als ob ſo durch beiderſeitiges Dreinfaſſen noch ein Kampf um den Beſitz des höchſten Dichterruhmes wäre, und der Bildner hat die friedſame gegenſeitige Anerkennung darſtellen wollen, wie dies auch im Weſen ſeiner Aufgabe lag. So Hohes auch Schiller vollendet, er iſt doch auch als Strebender geſtorben, während dem Dichtergenoſſen die Gunſt des Geſchickes, ſo weit das einem Menſchen möglich iſt, volle Sättigung und Genugthuung zukommen ließ.

Wenn in jedem Werke der bildenden Kunſt ein Moment gefaßt iſt, dem eine Handlung und Bewegung vorausging, und eine Handlung und Bewegung nachfolgte, wenn das Bildwerk um ſo plaſtiſcher iſt, je weniger es jenes Vor- und Rückweiſes bedarf, je mehr es ſich ſelbſt ganz erklärt, ſo iſt eben im rein *ſtatuariſchen Monument die abſolute Geſammtheit des Seins darzuſtellen*, die weder vorwärts noch

rückwärts weist auf ein außerhalb des Gegebenen Ruhendes. Dieſes nicht bloß momentane Sein, dieſes unendliche Sein, unendlich, indem es alle einzelnen Momente in ſich ſchließt, und unendlich, indem es die Anſchauung und Erinnerung aller Zeiten zuſammenfaßt — dieſen ewigen Punkt hat der Künſtler weſentlich gefaßt, und hierin liegt die Hoheit ſeines Thuns und ſeiner That.

2. Der Guß.

München, 28. Mai 1857. In der Erzgießerei war heute Morgen eine kleine Verſammlung von Männern und Frauen, zuſammengeführt vom Cultus des Genius und deſſen Ausdruck in monumentalen Werken. Es war die Stunde, da die von Meiſter Rietſchel in Dresden vollendete Schiller-Goethe-Gruppe von dem Erzgießer v. Miller gegoſſen werden ſollte.

Eine Zeit, die den Muth und die Naivetät hätte, für das momentane bedeutſame Ereigniß Weiheformen zu ſchaffen und zu geſtalten, hätte dieſe Stunde zu einem friſchbelebten Feſte gebildet. Es iſt ein wunderbares Zeichen unſeres Lebens, daß alle unſre Feſte weit mehr Erinnerungen der Vergangenheit als feierliche Begehung eines Gegenwärtigen ſind. Nun aber war es nur eine kleine Verſammlung, wie ſie der Werkeltag zuſammenführt und wo ſich Jeder an der ſtillen innern iſolirten Empfindung genügt.

Der Moment des Guſſes iſt immer ein äußerlich unberechenbarer und innerlich gemüthserregender. So

viel auch Kunſtfertigkeit und Sorgfalt vorbereiten mag, iſt das Metall im Fluß, ſo gewinnt es faſt eine ſelbſtändige Gewalt, und die Vollendung erſcheint wie ein Segen, wie ein Geſchenk. Sechs und zwanzig Stunden lang, von geſtern Morgen acht Uhr an, mit einem Verbrauch von nahezu acht Klafter Fichtenholz, war die Maſſe bereitet.

Gegen ſechzig bayriſche Centner jener türkiſchen Kanonen, die von der zerſtörten türkiſchen Flotte bei Navarin aus dem Meeresgrund heraufgeholt wurden, waren jetzt hier im Fluß, um die Geſtalten derer zu bilden, die aus dem tiefſten Grunde alles Daſeins die edelſten Schätze gehoben und Allen zu Theil werden ließen.

Mit ziemlicher Genauigkeit konnte der Gußmeiſter die Stunde angeben, wann der Erzguß reif ſei. Noch wurde jetzt als Letztes Zink und je auf einen Centner der geſammten Maſſe fünf Pfund zerhackte Sousſtücke dazugethan. Es hatte etwas Eigenthümliches, daß zu den Standbildern der Geiſter, die ſo vielem bisher Unfaßbaren Geſtalt und Gepräge gegeben hatten, jetzt Münzen von gemeſſener Werthbeſtimmung eingeſchmolzen wurden. Eine kleine Tribüne war errichtet, auf welcher Frauen und Männer Platz nahmen. Man hörte von oberhalb des Kamins ein öfteres ſeltſam fernklingendes Rufen. Es war die Antwort des Heizers, der jetzt in der letzten Stunde das Feuer nach Befehl ſchwächen oder ſteigern muß. Mehrmals wurde der Keſſel geöffnet und mit langen Stangen umgerührt, die noch beim Herausziehen lichterloh brannten. Als endlich Alles bereit war, erſchien der Meiſter im Schurzfell,

ermahnte die Anwesenden bei anscheinender Gefahr ruhig zu sein, und nun öffnete er zuerst die Luftlöcher, aus denen die Luft entweicht, und nach diesen die in den Rinnen angebrachten Einflußlöcher. Je an eines dieser letzten wurden die frischbehandschuhten Gesellen mit glühenden Zapfenstangen gestellt, Jedem eine bestimmte Nummer gegeben, und ihm bedeutet, daß er auf den Anruf die Zapfenstange zurückziehe. Es mußten nämlich die Einflußlöcher so lange zugehalten werden, bis eine größere Metallmasse über die Form in der Rinne gesammelt war, damit das Metall mit um so größerem Druck plötzlich in die Form dringe.

Jetzt entblößte der Meister das Haupt — stille, andächtige Pause — und nun rief er: „Mit Gott fangen wir an.“ Der Hebebaum, Laßeisen genannt, stieß gegen den Zapfen, zwei-, dreimal, und jetzt quoll die flüssige Gluth heraus, prasselnd, ziſchend, leichte Wellen schlagend; über die Gesellen wurden große Eisenbleche gehalten, wie Schilde, gegen die strahlende Gluth, und als zuerst die Röhren für die Füße geöffnet waren, rief der Meister laut: „Alle heraus!“ und die glühenden Stangen erhoben sich, und hinabquoll es, denn drunten standen aufrecht die Modellformen der beiden Heroen, und bald zeigte es sich, daß sie gefüllt waren, denn aus den Ausflußröhren spritzte es jetzt hervor springquellartig, und der Meister rief: „Vivat! der Guß ist gelungen.“ Die Anwesenden, die in bangem Staunen der wunderbaren Erscheinung zugeschaut hatten, brachen unwillkürlich in ein lautes Hoch aus. Das Bewußtsein, daß in dieser Minute Etwas vollendet war, was

dauern wird, ſo weit Menſchen denken können, und ſo lange Menſchen denken und fühlen werden, dies Bewußtſein erfüllte jedes Herz mit weihevoller Andacht. Jetzt brachte der Meiſter ein Hoch den Begründern und Förderern dieſes Denkmals, dem Großherzog Carl Alexander von Weimar, dem König Ludwig (der das geſammte Metall zu der Gruppe beigeſteuert) und dem ganzen deutſchen Volke aus. Alles ſtimmte ein, und aus den Verſammelten ſcholl ein Hoch zurück auf den Meiſter, in das man wiederum herzlich einſtimmte. Alles beglückwünſchte denſelben, der ſo erwartungsvoll noch vor wenigen Minuten dageſtanden, und jetzt ſo froh vergnügt dreinſchaute. Er theilte unter die Anweſenden thalergroße Stücke Metall aus von dem Ueberſchuſſe deſſen, was die Form nicht gefaßt, zum Angedenken. [1]

So ſteht denn das Werk feſt, unvergänglich, jetzt noch heißdurchglüht im Dunkel.

Wenn dieſes Werk am 4. September zum Erſtenmal im freien Sonnenlicht erſcheint, werden gewiß Diejenigen, die da wiſſen und erkennen was die Nation und die Welt an dieſen Heroen hat, ſich vor ihrem Angeſicht verſammeln, und wird der 4. September in Weimar eines der ſchönſten Nationalfeſte ſein.

[1] Auch hier mußte reichlicher Ueberſchuß gewonnen werden. Während, wie mir der freundliche Meiſter ſpäter berichtete, die ganze Doppelſtatue grabaus 5050 Pfund Metall faßt, waren 8585 Pfund in Fluß und iſt durchſchnittlich die Metallſtärke ein Viertel bis ein halb Zoll, die Füße, die das Ganze zu tragen haben, ſtärker, der Oberkörper ſchwächer in Metall.

3. Vom Feste der Enthüllung

am 4. September 1857 in Weimar.

„Thon ist Leben, Gips ist Tod, Marmor und Erz ist Auferstehung.“ Diese Worte eines bildenden Künstlers sprachen sich mir immer in Gedanken, während wir am sonnenhellen Herbsttage (1. September 1857) auf der Eisenbahn gen Weimar fuhren. Es geht gewiß auch Andern so, daß solch ein comprimirter Spruch wie eine leichtfaßliche Melodie plötzlich in der Erinnerung auftaucht und Text und Thema zu allerlei Variationen wird, die gerade während des Eisenbahngeräusches zu eigenthümlichem traumfreiem Abspielen gelangen. Gerade weil die Gegenstände so schnell vorbeisausen, daß unser Denken sie nicht fassen kann, und doch in der flüchtigen Berührung mit der Außenwelt die stille innere Sammlung so schwer möglich ist, wird ein solcher Spruch zur Axe für allerlei phantastische Krystallisation. Mir ging der oben bezeichnete Gedanke nicht aus dem Sinn.

„Thon ist Leben!“ Wer sich oft in der Werkstatt eines Bildhauers aufgehalten, wird den Ausspruch zutreffend finden. Diese bräunliche Farbe des Thons, dieser flüssige Glanz der bis in's kleinste Stäubchen vertheilten Feuchtigkeit giebt dem Thongebild eine Bewegung, so zu sagen ein organisches Getriebe, das dem Belebten nahe steht. Jenes Wort der biblischen Schöpfungsgeschichte, wornach (nachdem der erste „Nebel von der Erde aufgestiegen war und alles Land feuchtete“) Gott den ersten Menschen aus Erde bildete und

ihm den Odem einblies, erweckt auch eine künſtleriſche Anſchauung, wenn wir uns das Gebilde aus Thon denken. Der Thon in ſeiner Feſtigkeit, Zähigkeit und Schwere ſteht dem organiſchen Leben am nächſten. Der Humus, die Dammerde, von der eigentlich das Pflanzenleben abhängt, würde nicht das Gleiche darſtellen; er würde zu locker erſcheinen, und zuſammengeballt zu dunkel und ſchwer. Der Thon hat das Fleiſchige durch die Dichtigkeit, und er hat etwas von der Befreiung des Stofflichen zur organiſchen Belebung, trotz ſeines zuſammengedrängten Volumens, durch das innere, flüſſig gewordene Bewegtſein.

„Gips iſt Tod!“ Der Gips hat etwas Kaltes, Trockenes, Geſtandenes, ja faſt Gefrorenes. Er giebt die Form wieder mit einer von nichts anderem erreichten Treue; aber es iſt die bloße Form, keine Spur von jenem Rieſeln der innern Bewegung. Ich meine, man könnte ſich ein Gebilde von Gips nicht zum Leben erwachend denken. Man ſieht ihm das Bröckliche, Zerbrechliche an; es ſteht dem Organiſchen ſpröd gegenüber.

„Marmor und Erz iſt Auferſtehung!“ Jenes flüſſige Leben, das im Thon, wenn auch geſteigerter, doch zugleich auch vergänglicher erſcheint, jener Lebensglanz hat in Marmor und Erz eine Immanenz gewonnen, die ſie eben vor Allem zur monumentalen Faſſung des Lebens eignet. Die Flüſſigkeit iſt leuchtender Glanz geworden, das ſtrömende Leben, das beim Thon das Waſſer in ſich hat, iſt in dieſem Glanze des Marmors und Erzes zur Plaſtik fixirt. Die

todte Starrheit des Gipſes iſt überwunden und die dem Leben relativ ſo nahe ſtehende flüſſige, vorübergehende Beweglichkeit des Thons iſt innewohnend feſt geworden und, wenn man ſo ſagen kann, zu einem abſoluten Ausdruck gekommen. Dieſer Stoff erinnert nicht mehr an das reale Leben und doch hat er Leben in ſich; er ſieht ſich geſchmeidig, weich und biegſam an, trotz der in ihm gegebenen Feſtigkeit. Das, was im Thon als Flüſſigkeit glänzte, iſt hier zu einem unvergänglichen, gemilderten und doch gehobenen Ausdruck des Stoffs in ſich geworden. Es iſt nicht das wirkliche Leben, ſondern das auferſtandene.

Vielleicht könnte man auch ſchon in der Behandlung, welche die drei Stoffe als Entwicklungsſtufen des plaſtiſchen Kunſtwerks erheiſchen, deren nähere und entferntere Beziehung zum unmittelbaren Leben und zum ſchaffenden Künſtler erkennen. Den Thon modelt und drückt der Künſtler größtentheils unmittelbar mit der Hand; das Gipsmodell iſt weſentlich ein Product der Maſchine, während das Erzgebilde durch Ciſelirung, noch mehr aber das Marmorgebilde durch Behandlung mit dem Meiſel wohl aus der Kraft des Künſtlers hervorgeht, aber mittelſt eines in ſeine Hand gegebenen Werkzeugs. Der dem Leben zunächſt ſtehende und damit auch vergängliche Stoff läßt ſich von der Hand des Künſtlers ſelbſt beſtimmen, Erz und Marmor ſtellen ihm ſchon einen feſten Beſtand entgegen, den er nur modeln, aber nicht bauen kann. An dem Gegebenen, ewig Dauernden iſt nur die Modalität unſer, wie der Menſch ſelber nur eine Modalität des ewig Geſetzten iſt.

Es ging mir mit dieſen Gedanken allerdings wie mit einer Melodie, die plötzlich in der Erinnerung erwacht; ſie ſingt ſich fort. Ich ſetzte ſie hieher, weil ſie zugleich auch als Vorſpiel gelten möge zu dem Feſte, dem wir entgegengingen, und ich mich in dieſer Darſtellung ausſchließlich an die künſtleriſche und nationale Bedeutung der Dichtergruppe halten werde.

Ich habe die beiden erſten Stationen dieſes Denkmals genau im Auge gehabt, und ich empfand eine eigenthümliche Erhebung, daß ich nun auch die dritte abſchließende ſchauen ſollte. Ich war ſo ganz verſunken in dem Gedanken, dem großen Feſte beizuwohnen, daß es mich faſt wunderte, wie nicht alle Leute auf allen Anhaltepunkten an daſſelbe denken mußten, wie nicht Alles plötzlich von Einer Strömung erfaßt war, und ſo wunderlich das auch erſcheinen mag, es iſt faſt ein nothwendiges Bedürfniß, daß wir wünſchen müſſen, die Welt möge unſern perſönlichen Sonntag mit uns feiern. Das iſt ja der Drang nach Gemeinſamkeit, der unſere Zeit ſo ſchmerzlich bewegt und von dem wir doch nicht laſſen können, nicht laſſen dürfen.

Es mag einer gewaltſamen, in ihrer Iſolirung ſich groß dünkenden Vornehmigkeit beſſer dünken, am Werktage, wenn alle Andern von ihrer Thätigkeit in Anſpruch genommen ſind, ſich in freiem Luſtwandeln zu ergehen. Ich glaube, daß eine geſunde Natur ihre rechte freudige Erhebung erſt an einem Sonn- und Feiertage gewinnt, wenn die Mitmenſchen, die gleichzeitig jetzt das Leben athmen, ſich des Daſeins erfreuen.

Warum ſoll es denn nicht möglich ſein, daß wir

wieder Feste gewinnen, die alle Volksgenossen einigen? Sind die olympischen Feste, die Feste zu Jerusalem nicht in neuer, mit unserm Leben zusammenstimmender Weise möglich? Ist eine solche Verbröckelung in der Menschheit, daß sich keine Volksgenossenschaft mehr zusammenschließen mag zur Feier des Daseins? Wir haben in unseren Tagen Zusammenkünfte zu den verschiedensten Zwecken und oft schließen sich heitere Feste daran. Warum soll es nicht möglich sein uns lediglich zu Festen zu versammeln, zur Feier nationaler Zusammengehörigkeit und nationalen Besitzthums?

Vor zwei Jahrzehnten wurde der Cultus des Genius beistimmend und widerstreitend vielfach verhandelt; er ist seiner ganzen Natur nach kein dogmatischer und noch viel weniger ein geregelter. Man frage sich aber, wie die Aussprüche Goethe's und Schiller's bestimmend wirken in Freud und Leid, in der Einsamkeit wie in der Gemeinsamkeit, und es wird sich finden, daß es einem gebildeten Deutschen fast nicht denkbar ist, sein inneres Sein und Empfinden ohne die Eindrücke von Goethe und Schiller sich vorzustellen. — Und nun, mußte es nicht Bedürfniß, ja ich möchte sagen nothwendige Andacht sein, dorthin zu wallfahrten, wo die wunderthätigen Gestalten dieser beiden ersten Geister deutscher Nation aufgerichtet wurden?

„Ich fürchte den Trouble! Ich mag den Trouble nicht!" So spricht eine Männerwelt, die ihr halbes Leben im Schlafrock zubringt. Wenn heute eine große und erhebende Bewegung uns riefe, wir wären nicht dazu angethan, uns ihr anzuschließen; und dazu gilt

es noch für vornehm, ſich von einer großen Gemeinſamkeit fern zu halten. Ein Jeder ſitzt auf ſeinem Iſolirſchemel. Aber fragt euch: ſchloſſen ſich die großen griechiſchen Weiſen aus von einer Feſtfeier, weil Der oder Jener, der ihnen nicht genehm war, auch dabei ſein würde? Ihr rühmt es in gelehrten Büchern, daß Herodot dem verſammelten Volke ſeine Geſchichte, Sophokles ſeine Tragödien vortrugen, und ihr ſelbſt, ihr wollt euch nicht einmal durch perſönliches Erſcheinen kundgeben? Und noch näher dem gegenwärtigen Leben: Schließen ſich denn die Kirchlichen aus von der Gemeinde, weil Dieſer oder Jener zu ihr gehört? Iſt es nicht vielmehr in aller Weiſe Pflicht, daß jeder, ſo viel an ihm iſt, einſetze für die Gemeinſamkeit? — Mußten hier nicht die Bannerträger deutſchen Geiſtes ſich zuſammen finden? Giebt es ein nationaleres Feſt als das hier zu begehende, und mußte es nicht auch ein Nationalfeſt werden?

Ich geſtehe, ich war anfangs ſehr betrübt, da ich in Weimar hörte, daß von den hohen Würdenträgern deutſcher Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft keiner kommen würde. Uhland, Rückert, Humboldt, Schloſſer, Ritter, Liebig, Rauch, Cornelius, Kaulbach, Leſſing, ſie werden nicht erſcheinen, ja auch nicht die deutſchen Univerſitäten und Akademien werden durch Abgeordnete vertreten ſein.

Es giebt freilich noch Profeſſoren genug, ordentliche und ſogar außerordentliche, die Goethe — wenn ſie es auch nicht offen bekennen — doch eigentlich als Literaten über die Achſel anſchauen. Schiller wird mehr

reſpectirt, er war ja ſelbſt Profeſſor und hat nie wie Goethe an allen rite conſtituirten Facultäten gerüttelt und Neues aus reiner freier Anſchauung aufgeſtellt. Diejenigen aber, die in der Bildung den Zweck der Gelehrſamkeit ſehen und ſelbſtthätig im großen Sinne dazu mitwirken, mußten ſich hier einfinden.

Aber es wurde eben wieder ein Feſt, vom Zufall zuſammengeſtellt, und ſelbſt die Parole: Schiller und Goethe! konnte nicht alle deutſchen Heerlager einigen.

Es mag Einzelne geben, die ſich durch Vermißtwerden bemerklich machen wollten. Von den Trägern der großen Namen iſt das nicht zu denken, ihr Ausbleiben iſt eben nur eine Folge jener Iſolirung, jener Scheu vor perſönlicher Vertretung, die das Leben der neuen Zeit immer zu einem geſchriebenen und gedruckten Daſein macht.

Goethe ſelbſt berichtet, wie es ihm an's Herz ging, daß unſer modernes Leben und das deutſche insbeſondere kein lebendiges iſt. Nach einem Beſuche in der Akademie der Olympier zu Vicenza ſchreibt er (Italieniſche Reiſe, den 22. September 1786): „Wenn man auch vor ſeiner Nation ſo ſtehen und ſie perſönlich beluſtigen dürfte! Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß; jeder kauzt ſich damit in eine Ecke und knoppert daran wie er kann.“

Goethe ſelber war in ſeinem ſpäteren Leben, das weſentlich ein Warten und Ausbauen ſeiner eigenen großen Natur war, nicht dazu gekommen, ſelber jenem Drang Genüge zu leiſten. Nun aber war in der Feier, die ihm und ſeinem Genoſſen galt, Gelegenheit gegeben, jenes „ſich in eine Ecke kauzen“ zu überwinden,

und Deutſchland konnte einmal lebendig inne werden, welch eine Geiſtesmacht ihm jetzt zu eigen iſt. Es ſollte nicht ſein.

Wenn auch ſolche Gedanken ſchmerzlich bedrücken mußten, ſo war doch der ganze Anblick von Weimar ein ſo feſtlich freudiger, daß man ſich der entſprechenden Stimmung nicht erwehren konnte.

Als wir am Theaterplatz vorüber kamen, ſahen wir die Dichtergruppe noch verhüllt von grauer Leinwand und von dem Gerüſte zur Aufrichtung umgeben. In allen Straßen ſah man Menſchen mit Kränzen, Blumen und Fahnen umherwandeln, um die Häuſer zu zieren, und Freude ſprach aus jedem Antlitz. Man begrüßte bald von fernher kommende und einheimiſche Freunde und in alter und neuer Berührung erhob ſich das Herz immer mehr. Am Morgen ſah man, daß der Dichtergruppe eine weiße Hülle gegeben war, deren Saum die großherzoglich Sächſiſchen Landesfarben trug, und das Gerüſt wurde abgebrochen.

Ich halte mich hier ausſchließlich an die Enthüllung der Dichtergruppe; ich habe in dieſen Blättern bereits meine Anſchauungen bei Gelegenheit der Ausſtellung der Gipsmodelle ausgeſprochen. Durch einen günſtigen Zufall war ich Ende Mai auch beim Erzguß in München gegenwärtig, und ich will nur noch die dritte Station in der Geſchichte dieſes Denkmals nach perſönlicher Wahrnehmung verzeichnen.

Ich wohnte bei dieſem Feſte mit Freund Rietſchel in einem und demſelben gaſtlichen Hauſe, und der edle, beſcheidene Künſtler mag es mir verzeihen, wenn

ich ihn hier persönlich einführe. Wer der Nation ein solches Wahrzeichen gegeben, muß es sich gefallen lassen, daß auch von ihm Kunde gegeben wird, da er durch solches Kunstwerk mit zur Geschichte des Nationallebens gehört.

Es hat immer etwas erschütternd Bewegendes, das was man jahrelang in sich getragen, nun zu entlassen. Der flüssige Gedanke ist Gestalt geworden, und was man in einer Stimmung schuf, die niemals wiederkehrt, steht nun da für alle Zeiten, für Fremde, die jetzt nichts empfinden von jenen fliegenden Pulsen, die unter der schaffenden Hand des Künstlers klopften, und es soll gelingen, die Ruhigen mit hinein zu versetzen in jene Erregung oder doch sie des letzten unwandelbaren Ergebnisses derselben theilhaftig zu machen.

Jede Thätigkeit gewinnt ein eigenes Leben für sich und der Arbeitende wird zum Werkzeug seines Schaffens. Vor Allem aber gewinnt jedes Kunstgebilde unter der Hand des Künstlers ein eigenes Leben, das sich selber fortsetzt. Der Künstler ist in der Geschichte seiner Kunst nur ein einzelner Ausdruck, zu dem er werden muß; das einzelne Kunstwerk wird zu einem Ausdruck seines besondern Lebens, aber der anfänglich freien Bedingung wird im Fortgange die Nothwendigkeit zugesellt.

Wer je im Gebiete künstlerischen Schaffens gestanden, weiß, welch ein eigenthümliches Bangen, welch eine eigenthümliche Leere sich zeigen will, wenn das so lange in der Seele Getragene sich endlich abgelöst hat vom schaffenden Künstler zum selbständigen Dasein. Das ganze Leben des Künstlers war hoch gespannt,

und nun tritt auf einmal eine Erschlaffung, eine gewisse Entfremdung seiner selbst, eine Ablösung ein. Wir wissen selbst von Schiller, daß er nach großen Productionen sich wie ausgeschöpft, wie zu nichts Neuem mehr fähig vorkam, und daß er den ganzen Inhalt seines Daseins hergegeben, bis sich allmählig wieder Neues in ihm entwickelte und gestaltete.

Und dann, jeder schaffende Künstler weiß, daß das Vollbrachte nicht ganz Dem entsprechen will, wie es sich im reinen Gedanken darstellt. Eben jener Rest, der in jedem vollbrachten Werke sich dem Künstler in seiner Ehrlichkeit vor sich selbst ergiebt, belebt ihn neu und erregt ihm Muth und Trieb zu erneuter Produktion. Es giebt auch im Geiste keine Sättigung, die für immer ausreichte.

Es ist ein tiefdeutiges Wort, daß es in der Bibel heißt, als Gott die Welt geschaffen, ja nach jedem einzelnen Tagewerke (ausgenommen am zweiten Schöpfungstage, da nur das Vorhandene abgesondert wurde): „Und der Herr sahe, daß es gut war." Nur vom absoluten Geiste kann es heißen: Und er sahe, daß es gut war. Jeder Endliche findet einen Rest, der ihm diesen Ausspruch versagt, und das bedingt das Streben des einzelnen Geistes und ein Fortwirken bis an's Lebensende und das Fortwirken der Geister, die sich von Geschlecht zu Geschlecht an einander anschließen und die Geschichte der Menschheit bilden. —

Ich folgte gern der Aufforderung Rietschels, mich bei dem großen Momente, der ihm bevorstand, ihm nahe zu halten. Wir kamen von der Enthüllung des

Wieland-Denkmals und ſtanden an der Seite der Dichtergruppe links neben Schiller. Eine Cantate begann, die nur wenig Eindruck machte. Ich glaube, daß zu ſolcher Feier keine künſtliche Muſik, ſondern ein einfaches, in der Melodie leicht faßliches Lied am geeignetſten wäre. Es müßte zu ſolch einem Feſte eine neue leicht faßliche Melodie gefunden werden, die ſich der Erinnerung einprägte und gewiſſermaßen die ganze Feſtfeier in Gedanken begleitete. Von ſolchen Feſten müßten neue Lieder ausgehen, die allgemein bekannt würden, ſo daß man wie in alten Chroniken in veränderter Weiſe ſagen könnte: „Damals ſang man dieſes Lied.“ Durch ſolch ein Lied könnte man mehr als durch alles Andere ein Erinnerungsmal feſthalten, das fort und fort lebte in allen Gauen durch lange Zeit.

Die thätige Betheiligung der Menge bei großen Verſammlungen ſollte immer mehr in Anſpruch genommen werden. Ein Geſang, von einem Liederverein vorgetragen und vom Orcheſter begleitet, macht die große Maſſe immer nur zur empfangenden und paſſiven, und das Hoch, das ſchließlich geſtattet iſt, giebt nicht die eigentliche Erlöſung durch die thätige Theilnahme. Wir beſchränken uns bei großen Verſammlungen noch immer zu ſehr auf das tönende Wort, das geſprochene und geſungene. Die Verſammlungen, wie ſie die Eiſenbahn heutigen Tages ermöglicht und bedingt, gehen weit über das Bereich der Menſchenſtimme. Die Druckerpreſſe müßte gleicher Weiſe mitwirken, um einer großen Feſtverſammlung eine Einheit in Gedanken und Ausdruck zu geben. Hier müßte das fliegende Blatt erneuert

werden, das unmittelbar im Festesjubel alle Stimmen zusammenhielte und für spätere Zeiten ein Gedenkzeichen bliebe.

Es war ein Glück, daß der Festredner seinen vortrefflichen Vortrag auf solcher Höhe hielt und in so gediegener Weise steigerte, daß auch Rietschel ganz davon ergriffen war und mehrmals in leisen kurzen Ausrufen seine Begeisterung kundgab, so daß er durch diese Rede ganz hinweggehoben wurde über die Schauer, welche die nächsten Momente ihm bringen mußten.

Und als die Bänder der Umhüllung gelöst waren und ein Luftzug den weiten weißen Mantel aufblähte — die Gestalten wollten nun endlich heraus und sich in ihrer Glorie zeigen unter den versammelten, mit Dank und Lobpreis Erfüllten — als die Umhüllung endlich fiel und die Sonne, die im Rücken der Denkmäler stand, sie zum Erstenmal beschien, und mit dem Sonnenglanz der Jubelruf wetteiferte, der sich freudig aus der Brust Aller löste und nicht enden wollte, da — wer kann sagen, was da das Herz des Meisters bewegte, der dieses edle Werk geschaffen? Alles war hingegeben in den Einen großen Augenblick, und man konnte nicht anders, immer wieder mußte sich der Jubelruf wiederholen.

Es giebt Hochpunkte des Lebens, deren Temperatur gar nicht auszumessen ist, weil es nicht gegeben ist, inmitten der Erhobenheit ihrer selber Herr zu sein.

Wir begrüßten die Heroen deutschen Geistes in ihrer Auferstehung durch die Kunst; es war, als könnte man ihnen lebendig darbringen den Dank, den die

Nation und die ganze gebildete Welt ihnen ſchuldet, die Blumen, die die Jungfrauen ſtreuten, waren wie ein ſchönes Opfer, das man den Verklärten darbrachte, und ſie ſtanden da in Erz gegoſſen, lebendig und doch wortlos.

Wer vermöchte die beiden Heroen, wie ſie erzgegoſſen daſtehen, zu ſchildern in Worten? Ihr Daſtehen iſt ein Wort, ein großes, unausſprechliches. Und was das Wort nicht ſagen kann, das ſpricht ſich im Bilde aus für das Auge. Die Hand, das Auge des bildenden Künſtlers ſpricht die Dinge ſelber; das Wort faßt die Dinge nicht, ſondern nur unſere Wahrnehmung von ihnen in Empfindungen und Gedanken. Im Ausdruck der Erſcheinungen und innern Wahrnehmungen ſind alle Künſte verſchiedene Sprachen. Der Gedanke läßt ſich überſetzen, jede Sprache behält aber etwas für ſich, das nur ihr eigen iſt.

Und wenn auch die Menſchengeſtalt zu allen Nationen ſpricht, dieſe Geſtalten hier ſagen uns Deutſchen noch etwas mehr. Es iſt unſer eigenes erhöhtes Leben, das wir in ihnen erſchauen. Die Tauſende und aber Tauſende, die mit Bewunderung und Dankbarkeit zu allen Zeiten hier hinaufſchauen werden zu dieſem Denkmal, ſie werden mit ſtiller Freude erfüllt daſtehen. Der Augenblick aber, da die Sonne vom Himmel herab und Tauſende von hell glänzenden Augen zum Erſtenmal zu ihnen aufſchauten, dieſer Augenblick war ein Stück Beſeligung aus der Unendlichkeit.

Und wieder, wie mußte es dem Künſtler zu Muthe ſein? Er ſtand da und hielt beide Hände auf der Bruſt;

in ſeinem frommen Gemüthe war Andacht und Dank gewiß das einzig Lebendige. Und iſt es nicht eine hohe Gunſt des Geſchickes, nach einem ſolchen heilig beſeligenden Moment, nach einem Augenblick Eingedrungenſein in die Unſterblichkeit noch feſt und friſch im hellen Leben zu ſtehen? In dieſem Augenblick mußte der Meiſter die Weihe ſeines Daſeins als höchſten Lohn empfinden.

Als nun der Großherzog mit heller Stimme von der Tribüne rief: „Rietſchel! kommen Sie doch herauf!“ da begann von Neuem begeiſterter Jubelruf, während der Großherzog dem Künſtler die eine Hand auf die Schulter legte und mit der andern die Hand faßte, die ſo Herrliches geſchaffen. Der begeiſterte junge Fürſt wendete den Künſtler nach den Verſammelten hin, und auf's Neue erhob ſich der Jubelruf.

In alten Zeiten ließ man bei Kaiſerkrönungen Wein aus Brunnen ſpringen, davon alles Volk ſich erlabte, und vom ſelben Getränke belebt, gewann Alles eine gleiche Stimmung, war ein gemeinſamer Puls des Lebens in Allen. Das war heute ein Geiſtesbrunnen mit einem Feuerwein ohne Gleichen, der nun ſtrömte und Alle mit ſeinem Göttertranke belebte.

Die alten Kaiſer hießen Mehrer des Reichs, und ein Künſtler, der in irgend einem Gebiete ein Neues ſchafft, das nicht Vergangenes nochmals ummodelt, ſondern ſein Eigenes ausdrückt, ein ſolcher Künſtler kann ein Mehrer des Geiſtesreichs genannt werden. Von dieſem Tage an hat das Reich des deutſchen Geiſtes eine Mehrung gewonnen, deren es ſich vollauf erfreuen darf.

In einer Zeit vorherrſchender Negation iſt es ſchwer, daß da, wo etwas Poſitives geſchaffen wurde, ſich nicht allerlei Wünſche, Begehrniſſe, Bemäckelungen ausſprechen. Dieſes Werk iſt ein poſitives, es wird noch ſpäteſten Zeiten Kunde geben von Dem, was in unſerer Zeit lebte, wie die Kunſt ſich dem Leben nahe ſtellt und doch den großen Styl, das Ideale und Ewige in Allem wandelnden Leben damit verbindet. Die bildende Kunſt hat hier in ihrer Weiſe und einem einzigen Blick erfaßbar das Gleiche vollzogen, was die Literatur nur zerſtreut und weitſchichtig erfaſſen kann: jene Freude, alle Lebensbezüge der beiden Dichterheroen in Briefen nnd Aufzeichnungen feſtzuhalten, die das Geſammtbild nur um ſo weiter und machtvoller erſcheinen laſſen, iſt hier in plaſtiſcher Weiſe vor Augen geſtellt. Die Aufgabe der Doppelſtatue (und ſie war eine hiſtoriſch gegebene, nothwendige) iſt einzig in ihrer Art geſtellt und einzig in ihrer Art erfüllt.

Es wurde in dieſen Blättern ſchon bei Ausſtellung der Modelle auf die Eigenthümlichkeit des Kunſtwerks hingewieſen; jetzt da es in unvergänglichem Stoffe vor uns ſteht, ſei es für alle Zeit mit den Worten des Dichters begrüßt:

„Dieß iſt unſer, ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten.“

Den ganzen Tag und auch am Abend war der Platz angefüllt von verſchiedenen Gruppen, und Landleute, die heimfuhren, hielten eine Weile ſtill davor. — Welche Anſchauungen, welche Gedanken werden ſie davon heimbringen?

Es wird eine Zeit kommen — mag man auch über solche Prophezeiungen lächeln — es wird eine Zeit kommen, wo Schiller und Goethe in ihrem besten Sein allem Volke offenbar sein werden. Vor wenigen Jahrhunderten galt es allgemein, daß das tiefsinnigste aller Bücher, die Bibel, dem Volke unzugänglich sei, und nun ist sie in weitesten Kreisen zum Gemeingut der Anschauungen und Gedanken geworden. Die Cultur zieht ihre Bogen in ungeahnter Ausdehnung und unsere Zeit hat den Rhythmus der Jahrhunderte beschleunigt. Wer möchte bestimmen, wann — aber es wird die Zeit kommen, wo man diese Beiden hier in ihrer Wesenheit allgemein erkennen wird, wo man sie Beide kennen und erkennen wird: Den dort, der nicht den Menschen allein in seinen Empfindungen, Bestrebungen und Wünschen, sondern den Menschen in der Natur als Ganzes und doch als Theil des Ganzen erfaßte,

„Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt,"

und den dort, der die menschliche That, alles flammende Empfinden und lichte Wollen allein sich zum Gegenstand erkoren, der in nie ablassender Begeisterung voll war

„Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme."

Es war von Interesse, aus manchen Gruppen herauszuhorchen, welchen Eindruck das Werk machte. Schiller

wirkt allgemein dramatiſcher, poetiſcher, auch als Erſcheinung, weil das Strebende, das Bewegte ſich natürlicher einprägt als das Gelaſſene, Herrſchermächtige. Ich hatte Gelegenheit, das vielfach zu bemerken. Hiezu kommt, daß der Unglückliche, oder doch minder vom Schickſal Begünſtigte der allgemeinen Sympathie näher ſteht als der Glückliche, Geſättigte. Schiller iſt Dichter und dichteriſche Figur zugleich. In ſeinem Leben ſind dramatiſche Momente und Wendepunkte, die ſich allgemein faßlich darſtellen, während das Leben Goethe's den epiſchen Verlauf ſeines Weſens hat, und wie ein reines Naturprodukt vollgezeitigt wurde. Goethe mußte naturgemäß ſeine Lebensgeſchichte ſchreiben, er begann ſie in ſeinem 61. Jahre und ſie wurde die reichſte Quelle geſchichtlicher und dichteriſcher Erkenntniß. Schiller konnte überhaupt und bei ſeinem frühen Tode ſchwer dazu gelangen, ſeinen Lebensgang ſchildern zu wollen; nicht „ſatt an Jahren" ſondern mit vielem noch Ungeſprochenen auf der Lippe wurde er dahin gerafft und ſein Lebensbild ſteht in doppelt ſchmerzlicher idealer Verklärung.

Das Apolliſche in Goethe iſt hier vor dem eigentlich Joviſchen ſeines ſpäteren Alters zurückgetreten; aber wie im ganzen Weſen Goethe's, ſo iſt es auch hier in ſeiner Erſcheinung: je länger man ſich in ihn vertieft, um ſo mächtiger gewinnt er auch an dem hier plaſtiſch dargeſtellten Gleichgewicht, wenn auch nicht — wie in der Doppelſtatue nur zu billigen iſt — an Uebergewicht gegenüber dem Schnellkräftigen und Hinreißenden ſeines großen Freundes; und es iſt nur zu wünſchen, daß

wie ſich dieſe beiden Bilder in der Anſchauung feſtſtellen, auch ihr innerſtes Weſen in der Nation immer lebendiger werde, daß ſtetiges feſtes Maaßhalten nicht minder erkannt und ausgebildet werde, als die flammende Begeiſterung.

Der Kranz, der allerdings faſt noch wie ein Fremdwort an der vollauf deutſch redenden Erſcheinung ſich zeigen will, ſtellt ſich doch als vollkommen zugehörig dar. Eine Gruppe iſt ein Satz, der Subject und Object haben muß, und hier, wo zwei Subjecte gegeben ſind, iſt der Kranz das Object. Er kann in doppelter Beziehung als ſolches gefaßt werden, und der Feſtredner hatte zu meiner beſonderen Freude ähnlich wie ich in dieſen Blättern hervorgehoben: „Der Kranz aber, der ſie verbunden hält, iſt zugleich dein Kranz, mein deutſches Volk, der Kranz, mit dem ſie dich königlich geſchmückt haben vor allen Völkern der Erde.“

Der Mond ſtand hell am wolkenloſen Himmel, er ſchien zum Erſtenmal nieder auf die freien Häupter der Dichter. Da droben glänzen die ewigen Sterne, und es giebt auch Sterne am Himmelszelte des Geiſtes, die nimmer vergehen. Mit Homer, Sophokles, Shakeſpeare und Leſſing werden dieſe Beiden hier fortleben; aber wie oben am Himmelszelte über uns ſich immerdar neue Sterne bilden, ſo auch iſt die Ausſtrahlung des Geiſtes eine ewige. Die Welt iſt eine ewig werdende, das iſt ihr Leben. Wäre ſie einmal eine gewordene, ſie wäre bald auch eine geſtorbene. Da ſtehen die Heroen, es werden lange Keine kommen, die ſich ihnen gleichſtellen dürfen, aber es werden wieder kommen.

Denn das Leben der Menſchheit bedingt immer neue, ungeahnte Erſcheinungen. Was vom Gewordenen den Hauch der Ewigkeit in ſich hatte, das bleibt, aber auch das Werden iſt ein unendliches.

In der großen Gedankenoffenbarung der Menſchheit ſind einzelne Perioden, einzelne Genien nur Worte, Accorde, die ſich endlich zuſammenſchließen. Es beginnt immer wieder ein Stottern, ein Suchen, bis der Geiſt ſein neues Wort gefunden, und der ganze Inhalt des Menſchenthums iſt unerſchöpflich und ewig wie das unergründliche Meer. Man darf es wohl die eigentliche Gottloſigkeit nennen, wenn man mit falſcher Demuth leichtfertig ſagt: Nun iſt der Kreis geſchloſſen!

Das aberwitzigſte aller Worte iſt das vom Epigonenthum. Alle Menſchen ſind Epigonen, keine Periode der Geſchichte, und ſei ſie noch ſo glanzvoll, iſt die Erfüllung der höchſten und letzten Kraft. Die deutſche Poeſie und alles reine Empfinden hat in dieſen Beiden hier und in Jenem dort in Braunſchweig eine Fülle erhalten, die kein Vorlebender ahnen konnte, und ſo kann auch kein Vorlebender ahnen, was nach ihnen kommen mag. In einer alten Tiroler Sage ſpricht ein Berggeiſt:

„Ich bin ſo grau, ich bin ſo alt,
Sah den Berg ſechsmal als Wieſe und ſechsmal als Wald.“

So auch mag der deutſche Genius ſprechen. Der Hochwald der klaſſiſchen Periode unſerer Dichtung iſt gefällt und Niederholz bedeckt den Raum. Wenn nur Jeder ehrlich Das zu ſein ſtrebt, was er zu ſein

bestimmt ist. Jenseits des Niederholzes wird wiederum ein Hochwald erstehen, und wer weiß wie prangend und wie gewaltig! Es ist die Unmacht der Eitelkeit, die immer von Epigonenthum spricht; weil sie in sich die Unfähigkeit naturgemäßer Hervorbringung fühlt und sich doch gern in der Ueberhebung zu den Hochstämmen aufgipfeln möchte, spricht sie aller Gegenwart und Zukunft Leben und Fortentwicklung ab.

Der Geist einer Nation, ja einer ganzen Menschheitsperiode wiederholt sich nicht alsbald in derselben höchsten Form des Ausdrucks; er wandelt sich in andere. Im ganzen Ausdruck der gegenwärtigen Menschheit hat nächst dem Gewerbfleiß die strenge historische und naturwissenschaftliche Erforschung und Darstellung eine Macht der Vollendung erhalten, wie noch nie vorher, und wir Deutschen haben dazu noch in der bildenden Kunst eine Höhe erreicht, wie noch zu keiner andern Zeit. Wir dürfen hoffen, daß nach diesem Ausdrucke des großen Gesammtlebens wieder eine neue Poesie erstehe, mit neuem ungeahnten Inhalt.

Wie es nicht dieselben Familien sind, in denen sich der Genius forterbt — denn das wäre die unerträglichste aller Aristokratien — so ist es, wenn man so sagen kann, auch nicht dieselbe Familie der Ideen, in denen sich der Geist stetig kund giebt; er wählt sich neue und schließt Alles zur Einheit zusammen.

Der Mond scheint heute zum Erstenmal nieder auf die freien Häupter der Dichter. — Welch eine Wandlung des Nationallebens und des Lebens der Menschheit überhaupt werden diese ewigen Gestalten an sich

vorüberziehen sehen? Wer weiß, was für eine Welt zu ihren Füßen sich bewegen wird, wenn Nacht und Tag und die Jahreszeiten alle diese jetzt hellglänzenden Gebilde mit dem grünlichen Schimmer der Patina übergossen haben werden!

Der Mensch kann die Gebilde hinstellen, aber erst die Jahre und die in ihnen herrschenden Elemente kleiden sie neu mit einem Glanze, den wir nicht schaffen können. Seien es frohe, freie und gute Geschlechter, die einst diese grünlich glänzenden Gestalten erschauen werden, und mögen sie Ebenbürtige ihnen zugesellen!

In dem wieder ruhiger gewordenen Weimar beschloß ich meine Festfeier damit, daß ich die Arbeitszimmer Schillers und Goethe's besuchte und dann hinausging nach dem Kirchhof in die Fürstengruft. Das Arbeitszimmer Schillers ist etwas zu sehr zu einer Ausstellung verwandelt, in dem Goethe's hat man noch weit mehr das Gefühl, als ob er eben erst von dannen gegangen wäre. Auf seinem Stehpult am Fenster steht noch ein weißer Teller mit Gartenerde angefüllt, mit der er sich zuletzt, es läßt sich nicht sagen zu welchen Untersuchungen, beschäftigte. Eine Handvoll Erde war noch in seiner Hand, bevor die hohe Erscheinung abgerufen wurde, um zu Erde zu werden.

In der Gruft neben dem Fürsten, der ein wahrhafter Mensch war, dort steht der Sarg Goethe's und der seines ebenbürtigen Freundes Schiller. Die Särge waren in diesen Tagen über und über mit Blumen und Kränzen bedeckt; aber jeder der Besucher hatte

ſich etwas davon zum Andenken mitgenommen, und ſo waren ſie jetzt leer.

Wunderlicher Zug unſerer heutigen Welt, ſich mit äußerlichen Gedenkzeichen und Albumserinnerungen zu ſchleppen! Aber es iſt immer ſo geweſen, immer muß das rein Geiſtige, Innerliche ſeine Wandlung durch das äußerlich Faßbare machen, von Opfern und Symbolen bis zum reinen Denken, und die Erinnerungszeichen-, die Reliquien- und Handſchriftenſammlerei wird überwunden, wenn der Geiſt im Innern auferſteht.

Wie die lebendigen Körper der Geiſtesheroen hier zu Staub verſunken und dort in Erz auferſtanden ſind, ſo mögen ſie auch in gediegener Kraft auferſtehen im Geiſte der Nation! Die äußeren Lebenszeugniſſe werden ſchwinden, aber das Fortleben wird von ſich ſelbſt Zeugniß geben.

Im September 1857.

II.

Studien und Anmerkungen zu Lessing's Nathan der Weise.

„Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer Person . . . Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen ein.“ An diese Worte Winckelmann's knüpft Lessing seine Betrachtungen über Laokoon an und setzt sogleich hinzu: „. . . eben darin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben urtheilen dürfte; eben hierin leuchtet die Weisheit desselben ganz besonders hervor.“

Wir dürfen diese Weisheit, die die Vollendung des Künstlers und Menschen zugleich ist, auf Lessing und auf sein erhabenstes Werk „Nathan der Weise“ zurückdeuten. In der Structur des Ganzen zeigt sich künstlerisch dieselbe Weisheit, die sich ethisch im Inhalte kundgiebt.

Nachfolgende Bemerkungen, die in Einzelnem hierauf hinweisen wollen, machen keinen Anspruch, nach dieser

oder jener Seite erschöpfend zu sein und sei ihnen ein Spruch Lessing's zum Schilde: „An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel.“

1. Der Weise und der reine Mensch. Das Psychologische.

Lessing's Dichtungen und theoretische Erörterungen sind eine Akademie. Wer die Stufe des Dilettantismus überschreiten, wer den gesammten Aufbau und den innern Ausbau eines Kunstwerkes lernen und erkennen will, kann von Lessing Gesetz und Maß entnehmen. Dazu ist die Geschichte des Drama's „Nathan der Weise,“ die Art, wie es zu verschiedenen Zeitpunkten angesehen worden, zugleich eine Geschichte der Humanität in Deutschland in den letzten acht Jahrzehnten. Es wäre eine besondere und gewiß nicht unersprießliche Aufgabe, dieß historisch nachzuweisen.

„Nathan der Weise“ nannte Lessing sein Drama und dieser Zusatz „der Weise“ regt zu einer ganzen Reihe von Betrachtungen an. Das Wort weise ist heutigen Tages altfränkisch geworden und doch giebt es keinen Ersatz dafür.

Die auf das Aesthetische gerichtete Erklärung Lessing's, die er von der Weisheit giebt, erleichtert uns die Begriffsbestimmung derselben in ethischer Beziehung, oder vielmehr sie schließt sie in sich.

Wie es hervorgehoben wird, daß der Künstler im Schmerzensausdrucke Laokoon's „bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele zeigt,“ so hat dies auch in sittlichem Betracht seine Geltung. Die Weisheit ist nicht die abgetödtete Empfindung, sondern die willens-

kräftig beherrſchte, der ſtoiſche Gleichmuth ſchließt hier das ſubjective Pathos nicht aus. Denn Weisheit iſt weit entfernt von Menſchenverachtung und Menſchenhaß vielmehr iſt Liebe und Thatendrang ihr innewohnend, und mit dieſen Leid und Luſt. Die künſtleriſche Weisheit geht hier auch wieder ganz parallel mit der ethiſchen. Wenn ein Künſtler ein Werk noch ſo ſtreng und beſtimmt in ſeinem Aufbaue bemeſſen hat, kann er ſich doch der Ergriffenheit bei der Einzelausführung ja oft der Unruhe und Unſicherheit nicht entſchlagen. Ganz gleich ſteht der Weiſe dem Leben gegenüber. Und Anmuth und Würde verbinden ſich in ihm zur Charakterſchönheit. Denn die Würde allein könnte nur eine herbe oder majeſtätiſche Geſtalt erzeugen, der wir zwar nicht die Ehrerbietung, wohl aber die Liebe verſagen dürfen. Naturgemäß kann die Weisheit nur die Tugend des geprüften Alters ſein, ſie ergiebt ſich erſt jenſeits von Sturm und Drang der ſubjectiven Bewegung, aber der Weiſe hält ſich nicht iſolirt in einem Jenſeits des Lebens; es genügt ihm nicht an der reinen Erkenntniß und er entſagt nicht auf Thätigkeit und Genuß, er bewährt nur ſeine Mäßigkeit und Enthaltſamkeit in ihnen. Je mehr er nun ergreifend und ergriffen das bewegte Sein mitlebt, um ſo mehr gewinnt er unſere Sympathie und vermag uns in ſeinen Tempel der Ruhe zu führen, der nicht abgeſchieden auf einſamer Höhe, ſondern mitten auf dem Markte des Weltverkehrs ſteht. Leſſing's Nathan iſt das Drama der Weisheit, jener Weisheit, die eine ſeltene Errungenſchaft auserleſener Geiſter iſt. Hoch

oben zur Ueberſchau auf der Höhe ſtehen, das Gewimmel des vielfältigen Lebens da unten mit freiem Ueberblick, mit lächelnder Andacht sub specie aeterni betrachten, und doch wieder mit liebevoller Innigkeit das Einzelleben erfaſſen, mit Gerechtigkeit bemeſſen, was es nach geſchichtlichen und naturgeſetzlichen Bedingungen werden mußte — die Welt mit ihrem Gemenge von Grauſamkeit und Liebe, von Albernheit und Hoheit, mit allen ihren Widerſprüchen und einheitlichen Geſetzen erkennen und doch feſt und warm lieben — die Verwicklungen und Entwicklungen des Menſchenlebens als einen Prozeß betrachten, der aus der Natur der Dinge nothwendig hervorgeht und dabei die geſtaltende Macht des reinen Gedankens aufrecht erhalten und thatkräftig bewähren: das iſt jene Weisheit, die mit Spinoza und Shakeſpeare auch Leſſing errungen.

Und weil Leſſing Dichter und Philoſoph zugleich war, vermochte er die Weisheit der Abſtraction in das faßliche begrenzte Leben zu ſetzen oder vielmehrihr dichteriſch eine Welt zu ſchaffen.

Der reine Menſch iſt das Normideal der Philoſophie. Die Menſchen ſind immer phyſiologiſch und hiſtoriſch von Völkerſchaft, Familie und Naturell bedingt, ſie vermögen nicht die reine Norm zu verkörpern. Dem Normalmenſchen in der Philoſophie entſpricht der Erlöſer in der Religion; dieſer kann hiſtoriſch angezweifelt werden, philoſophiſch nicht. Wir müſſen uns den Menſchen denken, der immer nach ethiſchen Geſetzen denkt und lebt, der wieder im Paradies der Unſchuld, im Reiche der abſoluten Erkenntniß ſteht, wo Natur

und Gesetz, Macht und Pflicht wieder eins sind, so daß der reine Mensch die volle Einheit alles Lebens ist und nicht mehr aus seinem beschränkten Naturell, sondern aus der Gesammtheit der Menschennatur heraus sein Dasein erfüllt.

Der Normalmensch könnte nicht Gegenstand der Dichtung sein, jede begrenzte Handlung verengerte seine Sphäre, es könnte keine Wandlung mit ihm vorgehen, denn alle subjective Bedingung ist ausgeschlossen, er steht in jenem Paradies jenseits der Geschichte, in jener höchsten Unschuld, wo es keine Handlung als solche, sondern nur ein Sein giebt. Er wäre gegen alle Verletzbarkeit gefeit und der Geistesheld muß wie die Helden der physischen Kraft — selbst ein Achilles, Simson und Siegfried — eine Stelle bieten wo er dem Schicksal des Endlichen verfallen kann.

Wesentliche Merkmale des reinen Menschen sind auch die des Weisen. Auch er bemißt die Dinge nicht nach persönlichen Eindrücken, er ist mit sich selbst fertig, hat bereits in sich jene Wandlung und Läuterung vollendet, die erst durch die dramatische Dichtung in dem Helden vollzogen werden soll, aber hier bleibt ein Rest, der sich zum dichterischen Vorwurf erübrigt. Die Betheiligung an den concreten Lebensbeziehungen, die gestaltende Thatkraft die er in's Werk zu setzen trachtet, bieten die Aufgaben, in denen wir den Weisen als Helden nicht sowohl erschüttert, schwankend und wandelbar sehen, sondern nur beunruhigt suchend, wie er das in ihm unerschütterlich Feststehende dem spröden Gegensatz gegenüber wahre und siegreich durchführe. Der Weise als Held

wandelt nicht ſich, aber die Welt, er hat die Souveränetät ſeines Geiſtes im Einzelnen zu bewähren; wir vertrauen ſeinem Siege, wir kennen ſeine Macht, aber wir wiſſen nicht, wie er ſiegen wird. Wie der Thatenheld uns durch den erfinderiſchen Reichthum ſeiner Macht und ſeines Muthes ergötzt, ſo verſetzt uns der Held der Idee in die gleiche Luſt. Der Held der Idee — hier Nathan — ſteht immer und iſt immer die gleiche Geſtalt. Er erſcheint äußerlich genommen, immer in demſelben Coſtüm, wir ſehen ihn immer in derſelben Haltung, nie niedergeworfen, erhoben u. ſ. w. und unſere Theilnahme iſt bei Empfang des Gedankeninhalts auch eine rein phyſiognomiſche und zwar die höchſte in reiner Sympathie.

„Ein dramatiſches Gedicht“ nannte Leſſing ſein Werk, und er, der die Grenzlinien der Kunſtgebiete ſo ſcharf ſchied, wählte dieſen Ausdruck mit Bedacht, denn die ſtricten Bedingungen des Drama's ſind nicht in der Art erfüllt, daß Leidenſchaft und ſtreng fortſchreitende Handlung als die Hauptmomente erſcheinen. Die Empfindung, die hier vorwaltet, drückt ſich nur im Mienenſpiel des Geſichtes aus, ſie hat nicht jenen mimiſchen Ausdruck im umfaſſendſten Sinne, wie wir ihn an der ganzen Geſtalt wahrnehmen; die Charaktere ſprechen ſich nicht kenntlich durch das Factiſche, dramatiſch Schaubare aus, vielmehr iſt Betrachtung von Leben und Welt (was man heutigen Tages Weltanſchauung nennt) hier weſentlicher Inhalt. Wie die Erkenntniß auf das Leben, wie das Leben auf die Erkenntniß wirkt, das iſt die Schraube um die ſich Alles dreht. Dennoch tritt hier

nie eigentlich Didaktiſches heraus, ſondern nur das, was die gegebene Situation im Charakter hervorruft und was ſie aufklärt. Der Dialog iſt pſychologiſch und darin liegt ſeine dramatiſche Kraft. Im ganzen Gedichte werden keine ſich ablöſenden Lehren gegeben; das Gedicht iſt eine Lehre.

2. Entſtehung und Erweckung der dichteriſchen Idee.

Es war im Sommer des Jahres 1778 als ſich die neue Welt in Amerika in ſiegreichen Schlachten von dem hiſtoriſchen Joche des Mutterlandes befreite, als der Fahnenſpruch: Freiheit des religiöſen Bekenntniſſes — zum Erſtenmal ſich frei entfaltete und die Geltung als Staatsgeſetz heiſchte. In demſelben Sommer lebte am Fuße des Harzes der Mann des edelſten Freiheitsmuthes und ihm ging eine Geiſtesthat auf, die für die neue Welt der Humanität nicht minder entſcheidend iſt. Aus der jahrelangen Abwehr von Unnatur und Willkürlichkeit erſtand nun eine feſte poſitive Macht. Es war ein heller Sommernachtstraum eigner Art, der Leſſing in der Montagnacht des 10. Auguſt 1778 heimſuchte, denn am 11. ſchreibt er an ſeinen Bruder ..... „Da habe ich dieſe vergangene Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten (mit Göze) hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ.“[1] Nachdem er hierauf die Quelle

[1] In der Ankündigung, die er ſeltſamerweiſe auf den 8. Auguſt datirte, ſagt Leſſing: „ſo führt mir mehr Zufall als Wahl einen

bei Boccaz angiebt,[1] fährt er fort: „Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu gefunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen und ich den Theologen gewiß einen ärgeren Possen damit spielen will als noch mit zehn Fragmenten.“

Durch den Verfolg seiner Streitigkeiten mit Götze wurde das Gedicht nur neu lebendig in Lessing, während es schon lange in seinem Geiste der Gestaltung harrte. So erstand diese Dichtung durch die theologischen Kämpfe, aber sie entstand nicht durch dieselben. Was der Dichter aus der allgemeinen Menschennatur und Betrachtung der Menschengeschichte heraus erfand und empfand, das mußte er in eigenthümlicher Weise individuell erleben und aus dieser Verschmelzung des rein Allgemeinen und des Persönlichen erhob sich das Kunstwerk das der allgemeinen Idee eine feste Gestalt giebt.

Ein Werk, das einer wenn auch noch so bedeutsamen momentanen Anregung seine Entstehung und

meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die letzte Feile verdient hätte (Bd. 6. S. 236.) In der unter dem Nachlasse gefundenen Vorrede zum Nathan wiederholt Lessing die briefliche Mittheilung: „Aber nicht erst jetzt, nicht erst nach der Streitigkeit, in welche man einen Layen bei den Haaren hätte hineinziehen sollen“ (hat sich der Nathan entwickelt). Sämmtliche Schriften. Ausg. von 1857. 11 Bd. 2. Abth. S. 163.

[1] Es ist in neuerer Zeit nachgewiesen, daß eine italienische Novellensammlung vor Boccaz das gleiche Mährchen enthält, ebenso die Gesta Romanorum, und schließlich führt die Quelle auf Jehuda aben Berga, einen jüdischen Dichter in Spanien im 11. Jahrhundert zurück. (Siehe Jahrbuch für Israeliten von Joseph Wertheimer. Wien 1856.)

Ausführung verdankte, könnte nicht die dauernde inwohnende Kraft des Kunstgebildes besitzen; die Spuren blos momentaner Erregung, die es in sich trüge, wären bald nur noch äußerlich geschichtliche, ein Theil seines Lebens stürbe mit der abgethanen Anregung. Als Gelegenheitsgedicht kann die lyrisch subjective momentane Stimmung am vollsten zum Ausdruck kommen; ein Kunstgebilde das die objective Welt in ihrer Mannigfaltigkeit festhält und zu dessen vollem Verständniß kein Rückdeuten auf den Autor nöthig ist, kann nur aus einer Stimmung hervorgehen, in der die subjective Erhitzung bereits überwunden ist und künstlerisch frei sich wieder erneuert hat. Hier entstehen jene Werke, die die unendliche Persönlichkeit geschaffen.

Lessing nennt die Novelle bei Boccaz den Keim und es ist ein tiefes Gesetz, daß die Keimkraft eine Zeitlang ruhe bevor sie zur Entfaltung gebracht wird. Es ist ein Gesetz in der Bodenbebauung, nicht alsbald von der eingeheimsten Ernte die Aussaat zu nehmen, sondern sogenannte zweijährige Aussaat, die weniger Wassertheile enthält und weniger den Brand aufkommen läßt. Man könnte dieses Gesetz auch auf die Geistesproduction anwenden.

Wie im Leben der Menschheit, so giebt es auch im Leben des Menschen innere Vorherverkündigungen, deren Erfüllung wie ein Wunder erscheint, es entstehen innere Wahrnehmungen, auf die sich unversehens Ereignisse und Thatsachen reimen. Man kann sagen, daß durch innere Vorempfindung, durch eine Spannung der Seele nach bestimmten Zielen, hin die Empfänglichkeit zur

Aufnahme oder gar die Nothwendigkeit der Erſcheinung äußerer Thatſachen bereitet und herbeigeführt wird und hier iſt allerdings einer jener noch nicht aufgedeckten inneren Beziehungen alles Lebens.

Für das vorliegende Thema kann es genügen darauf hinzuweiſen, daß das was Leſſing aus allgemeiner Intuition erfaßt hatte, jetzt lebensgeſchichtlich neu erſtand. Was ehedem als freies Belieben erſcheinen konnte, ſtellte ſich jetzt als allgemeine und lebensgeſchichtliche Nöthigung dar und Wille und naturgeſetzliche Erfüllung wurden Eins.

Auf der Höhe ſeines Lebens, zwei Jahre vor ſeinem Tode, vollendete Leſſing dieſes Werk (vom 12. Nov. 1778 bis 7. März 1779). Im Kampfe mit einer feindſelig aufgehetzten Welt, im Kampfe mit den Sorgen um den Lebensunterhalt und dazu noch tief vereinſamt in Wolfenbüttel, noch ſchmerzvoll erregt vom Tode ſeiner Frau und ſeines einzigen Kindes, inmitten von alle dem gewann Leſſing die Kraft, ſolch ein Werk zu vollenden, und wenn wir die Höhe der Dichtung bewundern, müſſen wir nicht minder die Kraft der Seele anſtaunen, der es gelingen konnte, aus ſolchen innern und äußern Bedrängniſſen heraus ſo klar Vollendetes zu geſtalten.

3. Plan und Ausführung. Die Epiſode.

Um ein Kunſtwerk in ſeiner Geſammtheit und ſeinem innern Baue zu erfaſſen, iſt es nöthig, die Entſtehung und das Schema deſſelben herauszuziehen. Der

Entwurf, der noch von Nathan aufbewahrt ist,[1] überhebt wesentlich dieser Aufgabe und erleichtert das Absehen von dem Ausgeführten und die Betrachtnahme der Aufrißlinien. Mit wenigen Abweichungen ist das vorhandene Scenarium in der Ausführung beibehalten, natürlich ohne dabei die Improvisation des momentan Schöpferischen auszuschließen, das bei allem Innehalten eines noch so wohl angelegten Planes nie ausbleiben kann.[2]

Lessing findet die Novelle im Dekameron des Boccaz und sagt wiederholt, „die dritte Novelle des ersten Buches, dieser so reichen Quelle theatralischer Produkte, ist der Keim, aus der sich Nathan bei mir entwickelt hat.“[3]

An dieser „reichen Quelle theatralischer Produkte“ schöpfte auch Shakespeare und er konnte in dem Bezeichneten keinen „Keim“ für sich erkennen. Die Fabel wie sie vorlag schien zunächst kein dramatisches, sondern ein speculatives Problem zu enthalten. Es bedurfte des Deutschen, es bedurfte Lessing's, in dem sich die Elemente der Wissenschaft und der Lebenserfahrung vorbereitet hatten, daß der Keim in ihm aufgehen konnte.

Lessing findet die Novelle bei Boccaz. Auf dem Boden einer gegebenen Thatsache entstehen die ent-

[1] Sämmtliche Schriften. Bd. 2. S. 600.

[2] Daß Lessing auch im Entwurf ausgeführte Dialoge bei Ausarbeitung des Ganzen ausließ und wie er Einzelheiten des Colorits sich aufzeichnete, ergiebt sich lehrreich aus dem noch vorhandenen Entwurfe.

[3] Bd. 11. 2. S. 163.

sprechenden nothwendigen Charaktere, die die Handlung folgerecht bedingen. Dieß ist maßgebend für die ganze Composition. Wie muß der Mann sein, der solch eine Frage stellt und wie der, der sie so beantwortet? Welch ein Hintergrund von Lebensverhältnissen muß sich daran anschließen? Die Handlung stellt sich als das Primäre dar. Es sind nicht Gestalten da, die sich heimathlos im Geiste des Dichters umhertreiben, für die erst eine Handlung erfunden werden muß. Aus der Thatsache ergiebt sich das Wesen der Handelnden psychologisch naturgemäß. Wie die gegebene Bodenbeschaffenheit die nothwendige Vegetation, so treibt die gegebene Handlung die immanenten Charaktere heraus. Der „Keim" als welchen Lessing kurzweg das Gegebene bezeichnet, hat das entwickelte Leben in sich, aber gebunden, er bedarf der vollen Mitwirkung aller Lebenskräfte, um sich zu entfalten und die Bodenkraft, die ihm dazu hilft, ist nicht minder eine ursprüngliche als der in sie gelegte Keim.

Die ganze künstlerische und sittliche Geisteskraft Lessings entwickelt den Keim.

Die Hauptcharaktere und ihre Beziehungen exponiren sich klar in den ersten Scenen. Nathan kommt von einer Reise. Lessing läßt ihn nicht wie Boccaz in Alexandrien wohnen und nach Jerusalem berufen werden, das schon der Ortseinheit seines dramatischen Baues entgegen wäre. Es liegen Ereignisse hinter dem heimgekehrten Nathan, die wir mit ihm zugleich erst erfahren. Da das Drama mit gewissermaßen fertigen Charakteren und Verhältnissen anhebt, die sich von da an vollenden

und ausleben, ſo geht hier dem, was ſich ſchaubar vor uns aufthut, ein Vorleben voraus, und eine Hauptkunſtregel des Dramatikers beſteht darin, uns in die Atmoſphäre zu verſetzen, in welcher bereits die Wirkungen von Ereigniſſen ſich finden, die hinter der Scene liegen, und jetzt die Charaktere und Verhältniſſe ausgeſtalten.

Wäre z. B. hier die Brandſcene und die Rettung Recha's mit in die gegenwärtige Handlung gezogen, ſo fiele dieſe nicht nur in zwei auseinander, ſondern wir hätten auch nach der beängſtigenden Situation nicht Ruhe genug, um die Folgehandlung, zumal in dieſem Inhalte, entſprechend aufzunehmen. Das Brandmal im Mantel des Tempelherrn, und was ſich von Empfindung daran knüpft, giebt uns genug Gegenwärtigkeit der vorausgegangenen Handlung. Die Scene beginnt alſo bereits mit einer Folgehandlung, ohne daß dieſe, was eben dem rein Dramatiſchen widerſpräche, nur durch Erzählung ſich uns ergäbe. Alle Perſonen ſtehen bereits in einer Wirkung vorausgegangenen Daſeins, in das wir uns mit ihnen leicht und natürlich verſetzt fühlen, ohne daß es allzu vordringlich ſich geltend macht.

Schon in den erſten beiden Scenen empfangen wir ein in feſten Umriſſen angelegtes Bild der handelnden Perſonen und der Situation im weiteſten Sinne; und jener glückliche und höchſt wirkſame techniſche Griff, die Hauptperſonen von allen Seiten erſcheinen zu laſſen, en face, indem ſie ſich ſelbſt darſtellen, im halben Profil oder im ganzen Profil, indem ſie ihre Weſenheit durch

Anſprache und Betrachtung Anderer auslegen, und von rückwärts, indem über ſie geſprochen wird, und der Zuſchauer dadurch eine Stimmung, einen Standpunkt für den ihm ſpäter Vorzuführenden oder ihm bereits Bekannten gewinnt — alle dieſe verſchiedenen Drehungen und Stellungen der Hauptperſonen ſind in dieſem Drama in wahrhaft künſtleriſcher, d. h. in naturnothwendig erſcheinender Weiſe ausgeführt. Zugleich iſt der Rhythmus in der Bewegtheit der Gemüther wie der Action ein ſtets ſich beſchleunigender, dabei aber — der Natur dieſes Dramas gemäß — doch die Spannung nur ſo gehalten, daß der Zuſchauer noch Ruhe genug behält, um die feinere pſychiſche Ausführung mit voller Theilnahme in's Auge zu faſſen.

Die Darlegung des Denklebens, die Hinführung zur Erkenntniß der Humanität, iſt Mittelpunkt des ganzen Stückes, aber im Hintergrunde lauert immer ein gefahrvolles Ereigniß. Das rein Sympathiſche, die ruhig erquickliche Theilnahme und eine den Athem beſchleunigende Spannung ſind im Gleichmaße. Während wir uns den Reſultaten höchſter Erkenntniß ganz hingeben, empfinden wir doch zugleich immer die Spannung: wie wird ſich ein ſchweres, verhängnißvolles Lebensräthſel löſen?

Dieſe beiden Momente nun ſind in der Peripetie des Stückes, am Schluß des dritten Aktes, hart an einander gerückt: unmittelbar auf die Erzählung von den drei Ringen vor Saladin folgt die Scene zwiſchen dem Tempelherrn und Daja und ſpannt das Intereſſe wieder nach der andern Seite der Fabel.

Dieſe Verbindung zweier Fabeln, die ſich gegenſeitig

illuſtriren, wie wir ſie bei Shakeſpeare z. B. im Lear ſo großartig verſchlungen finden, iſt hier ebenfalls mit künſtleriſcher Bedachtſamkeit ausgeführt, wenn auch in der Conſtruction des Ganzen noch Unebenheiten bleiben.

Durch die Novelle bei Boccaz lag dem Dichter die eine Seite, und weſentlich nur eine Scene vor; durch das Verhältniß zwiſchen Recha und ihrem Bruder und durch die Verknüpfung beider mit Saladin gewinnt Alles Einheit, der Perſon und des ideellen Intereſſes. Der Zuſchauer kommt nie aus den Fragen über das Verhältniß der Religion und Humanität heraus, er wird nur immer wieder von einer andern Seite darauf geführt.

Leſſing ſelbſt ſagt in dem Briefe an ſeinen Bruder, daß er eine glückliche „Epiſode“ zu der Novelle erfunden, und er behandelt alles, was den dramatiſchen Affekt berührt, epiſodiſch; er läßt es nicht aufkommen, weil es ſonſt die Idee des Dramas — und man kann ſagen, daß das Stück das Drama der Idee iſt — verſchieben würde. Er iſt allem Lockenden ausgewichen, das von der einen herrſchenden Idee ablenken würde. Hier iſt jene Weisheit, die wir die künſtleriſche nennen müſſen. Der Wechſel der Affecte iſt aphoriſtiſch behandelt, nicht breit entwickelt, und Alles, was zum ſtark Pathetiſchen neigt, iſt niedergehalten, dagegen Alles, was der Idee des Stückes dient, breit ausgeführt. So iſt z. B., vom Patriarchen abgeſehen, der Conflict eines Tempelherrn, der ſich von Liebe erfüllt ſieht, und noch dazu von Liebe zu einem Judenmädchen, kurz abgeſetzt, denn die weſentlichere Ausführung dieſes Momentes

würde das Stück zu einem andern machen, den Mittelpunkt verrücken; und am Schlusse sind die Uebergänge ebenfalls kurz zusammengedrängt. Die Wandlung des Affects der Frauenliebe in Geschwisterliebe, die sich zu einem selbständigen Drama hätte vertiefen lassen, das Wiederfinden eines im Kriege gefangenen Neffen, den man zum Tode verurtheilt hatte, alles Das erledigt sich kurz und knapp, denn die Idee des Dramas durfte durch alle diese Beziehungen nicht verdeckt und abgelenkt werden.

Eben in dieser maßhaltenden, aller Verführung widerstehenden Beherrschung zeigt sich die weise Künstlerschaft des Dichters, der, sein Ziel im Auge, diesem alles Andere unterzuordnen weiß, so daß wir mit ihm zu keiner Zeit in Zerstreuung versetzt sind, sondern Alles dem einheitlichen Mittelpunkte dienen sehen.

Hier findet das oben angeführte Wort Lessings auf ihn selbst die Anwendung „eben darin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische nicht erreicht zu haben urtheilen dürfte, eben hierin leuchtet die Weisheit desselben ganz besonders hervor."

4. Die Formel und das Factische der Humanität. Der dramatische Schluß.

Nathan, das Drama der Idee hat wie erwähnt nichts Sententiöses. Bei allem Eingehen auf Erkenntniß- und Empfindungsleben herrscht die strenge dramatische Oekonomie, die nur den gegenwärtigen concreten Zustand vertieft und zu keiner bloß gelegentlich angefügten Allgemeinheit sich verleiten läßt. Lessing hat damit jene

objective Macht erreicht wie Shakespeare. Bei Erwähnung von einzelnen Ausſprüchen ſagt man nie: Shakeſpeare ſagt, ſondern: Hamlet, Lear, Romeo ꝛc. ſagt, weil die Kundgebungen als rein pſychologiſche ſich nicht von der Geſtaltung ablöſen.

Nach dem Entwurfe ſollte Saladin am Schluſſe den Tempelherrn zum Fürſten von Antiochien machen; der Dichter ließ dieſes Moment in der Ausführung fallen, und gewiß nicht ohne Grund. Die volle Gewißheit von der ſich ſchließlich aufklärenden Blutsverwandtſchaft hätte dadurch im Zuſchauer allerdings einen nachdrücklich beſtätigenden Abſchluß gewonnen, aber dieſe Ernennung und die neue Aufgabe, die ſie ſtellt, wieſe zu ſehr auf äußere Machtſtellung und über das Drama hinaus in neue Verwicklungen, in die der Tempelherr gegenüber ſeinen früheren Lebensverhältniſſen verſetzt wäre. Jetzt wird ſchließlich nur die Familieneinheit an ſich hergeſtellt, und in der Befriedigung hierüber haben wir nun keine Frage mehr, was weiter aus den Geſchwiſtern werden ſoll. Der Dichter wendet ein auf der Bühne immer wirkſames Mittel an, indem er zu den Kundgebungen des Gemüthes ein beſtätigendes ſchriftliches Document überzeugend mitwirken läßt, und iſt die handelnde Perſönlichkeit auf der Bühne überzeugt (ohne daß ſie nöthig hat, ſich des weiteren darüber auszulaſſen), ſo iſt der Zuſchauer mit derſelben zugleich befriedigt.

Auch der Schluß, der im Entwurfe ſteht: „Schluß: Saladin: Du ſollſt nicht mehr Nathan der Weiſe, du ſollſt nicht mehr Nathan der Kluge, — du ſollſt Nathan der Gute heißen," iſt in der Ausführung

weggeblieben, und man darf wohl annehmen, daß dem Dichter dieſe didaktiſche Formel bei näherer Betrachtnahme zu eng erſchien, denn mit Bezeichnung der Güte wäre der Charakter Nathans und das was der Dichter damit wollte, nicht erſchöpft. Ueberhaupt aber mußte ſolche Schlußlehre unthulich erſcheinen. Schon theatraliſch wäre Nathan nach ſolcher Anrede zu ſtummem Spiel verdammt. Die Gebrauchsanweiſung als fabula docet beeinträchtigt aber auch leicht die Abſpiegelung des vollen Lebens im reinen Kunſtwerke; ſie kann für den Zuſchauer das Grundmotiv leichtfaßlich herausheben, ſie beſchränkt aber auch die Betrachtungsweiſe und ſchneidet die volle Breite ſelbſtthätiger Folgerung ab.

Vom theatraliſchen Geſichtspunkt und mehr auf den Effect allein rechnend, hätte ein Anderer vielleicht Nathan das Schlußwort zuertheilt; in der gegebenen Art aber wirkt das Ganze rein poetiſcher und heiterer: die Verbrüderung der Menſchheit erſcheint nach vielem vorausgegangenem, allgemein Betrachtenden jetzt ſchließlich rein faktiſch.

Und dieß iſt in ideeller wie in künſtleriſcher Hinſicht von Bedeutung. Das Weſen der Humanität wird nicht zuletzt in eine einzige dogmatiſche Formel zuſammengefaßt; denn das iſt ja ihr Weſen, immer lebendig bewegtes Denken und Empfinden zu ſein und nicht eine Formel, die, noch ſo hoch gefaßt, ſich verhärtet und ihr ewiges Wachsthum und ihre fortwährende Verjüngung einbüßt. Der Gedanke der Humanität kann

in ſeiner ganzen Umfaſſung nie poſitiv dogmatiſch werden.[1]

Sie iſt nicht Offenbarung einer Lehre, ſondern das reine Thun wird zur Lehre. Eine That, aus der ſich eine Lehre, ein Grundſatz ergiebt, iſt faßlicher, eindringlicher und unwandelbarer als jedes Dogma, jede noch ſo folgerichtig geführte Beweisführung. Hier ſtellt ſich das Factiſche der poetiſchen Geſtaltung dem Factiſchen der Geſchichte in ſeiner Wirkung nahe, ja die Dichtung kann durch Zuſammendrängen des im Leben auseinander Liegenden den thatſächlich erſcheinenden Gedanken noch ſchärfer und beſtimmter heraustreten laſſen.

So iſt das Factum der Humanität lehrender als jede Lehre. Für concrete Erſcheinungen iſt ein Canon der Humanität gegeben, ſo ſicher, ſo groß, ſo unverrückbar wie ein Geſetz in der äußern Erſcheinungswelt; ja ich möchte ſagen, dieſer Satz entſpricht dem Geſetz der Schwere in der phyſiſchen Welt, und dieſer Satz iſt

[1] Und wie der Gedanke der Humanität nicht dogmatiſch ſo könnte er auch nicht plaſtiſch werden. Wenn wir uns in jene Zeit verſetzen, wo die Griechen noch die mythenbildende Kraft beſaßen, ſo läßt ſich ſchwer denken, daß ſie, wenn ſich der Begriff der Humanität in ihnen ausgebildet hatte, dafür eine plaſtiſche Geſtalt hätten gewinnen können. Die Humanität wie die Wahrheit iſt eine den verſchiedenſten Thätigkeiten innewohnende Kraft, ſie hat das Weſen der allgemeinen Subſtanz und widerſpricht den Bedingungen der Individualiſation. Ja, nicht einmal ein feſtes Symbol für den Begriff der Humanität läßt ſich bilden. Wenn die am Leſſingdenkmal in Braunſchweig noch fehlenden Reliefs ausgeführt werden, wird ein Genius der Humanität nicht allgemein kenntlich darauf erſcheinen können. Wir meinen jener Humanität, die ſich nicht wieder in die Abgeſchiedenheit einer einzelnen Glaubens- oder Völkergenoſſenſchaft verengert.

dort im Evangelium von der Ehebrecherin ausgesprochen. „Wer sich rein fühlt, werfe den ersten Stein auf sie."

Die Humanität ist nicht Gerechtigkeit und nicht Liebe; die Gerechtigkeit allein ist zu streng, die Liebe allein zu mild; die Humanität ist Gerechtigkeit und Liebe vereint.

Für die Totalität der humanitären Betrachtung, wie sie dieses Drama veranschaulicht, ließ sich wohl keine entsprechende Sentenz finden, und darum bleibt es zuletzt bei dem rein Factischen.

Aber auch künstlerisch wäre eine Formel unstatthaft. Bei einer tragischen Schlußwendung mag es angemessen sein, im Angesichte des Schreckens die Handelnden und den Zuschauer über die Erschütterung hinaus zu versetzen. Hier aber leben die Personen weiter, ein erhöhtes und geweihtes Leben. Jede allgemeine Betrachtung, und wäre sie noch so umfassend, erschiene einestheils nur wie ein leicht sich ergebender Vorsatz, andererseits ist die Bethätigung, die von hier an beginnt, viel reicher und mannigfaltiger, als sich im Worte bestimmen und ausprägen läßt. Dazu sind auch jene allgemeinen Schlußbetrachtungen — wenn man sie nicht nach antiker Weise einem Chore zutheilen kann — meist nur ein empfehlender Abgang des Dichters, wie man solchen von den Darstellenden auch mimisch am Ende eines Schauspiels so oft sieht. Die Handelnden und Ergriffenen treten aus der Rolle des bewegten Lebens heraus und sagen damit, wir spielten vor euch und empfehlen uns und das Werk u. s. w. „Unter stummer

Wiederholung allseitiger Umarmungen fällt der Vorhang" schließt Lessing, und diese Umarmungen sprechen Alles aus und überlassen dem Zuschauer den vollen Gehalt seiner selbstthätigen Bewegung.

Bei alledem erscheint der Schluß als ein überraschender, nicht nur für die handelnden Personen, sondern auch für den Zuschauer. Es läßt sich nicht denken, daß dieser Schluß nur ein Nothdach sei; es ist durch das ganze Drama immer wiederholt darauf hingewiesen, daß der Tempelherr dem Bruder Saladins ähnlich sei, Saladin spricht oft von seinem Assad und seinem Verhältnisse zu den Christen, und Nathan deutet oft auf die Geschwisterschaft des Tempelherrn und Recha's; aber dieser Abschluß als Familiendrama erscheint doch zu klein für die so weit angelegten Tendenzen. Es widerspräche aber auch der ganzen Dichtungsweise Lessings, daß die Blutsverwandtschaft zwischen Saladin und dem Geschwisterpaare nur einen symbolischen Charakter haben sollte, um damit anzudeuten, daß die streitenden Glaubensgemeinden von Natur eigentlich menschlich Eins sind. Solche symbolisirende Ausdeutung wäre auch noch dadurch widersprechend, daß Nathan damit ausgeschlossen wäre, indem er allein nicht blutsverwandt erschiene.

Indem man aber die zu dem Mährchen erfundene Episode ebenfalls in der Sphäre des Mährchens festhält, das die scharfe Markirung des Thatsächlichen von vorn herein ablehnt, fallen die scheinbaren Willkürlichkeiten, die in der ganzen Fabel liegen. Es ist nur um einen allgemeinen Abschluß zu thun, der dem

ſtrengen thatſächlichen Zuſammenhange ausweicht. Das ganze Verhältniß Aſſads zu einer Chriſtin wird uns immer nur bruchſtücks- und andeutungsweiſe mitgetheilt, nie zuſammenhängend klar gegeben. Der Dichter konnte und wollte hier nicht weiter gehen, denn dieß verlegte wieder den Accent von dem, was dieſe Dichtung eigentlich will. Der Dichter gleicht dem Führer auf hohen Alpen: er reißt den Fremden über jähe Abgründe hinweg und läßt ihn nicht ahnen, daß hier eine Gefahr war oder ſagt ihm das erſt ſpäter in gelegentlicher Ruhe. Der Dichter läßt hier nur die Gruppe im Vordergrund ſcharf plaſtiſch heraustreten; das, was im Hintergrund vorgeht, iſt nur im Allgemeinen, Unbeſtimmten gehalten. Von Aſſads verändertem Leben, von ſeinem Tode geſchieht, wo es doch nothwendig ſchiene, gar keine Erwähnung. Durch die Blutsverwandtſchaft als Geſchwiſter und Bruderskinder iſt die Löſung der Epiſode auch epiſodiſch gegeben und zumal im Verhältniß Recha's und des Tempelherrn iſt damit der glücklichſte Abſchluß gewonnen; denn wäre Recha nicht die Schweſter des Tempelherrn, ſo begänne am Schluß ein ganz neues Drama, das den Conflict des Tempelherrngelübdes und der Liebe zum Vorwurf hätte. Der Schluß giebt daher der Epiſode nur ſo viel, als ihr der Dichter überhaupt im ganzen Verlauf des Drama's zukommen laſſen wollte. Und es iſt wohl nicht zu weit ausgedeutet, wenn man das Geſchwiſterverhältniß von Saladin und Sittah als vorbildlich für das ſich ſpäter ergebende des Tempelherrn und Recha's betrachtet, denn es ſcheint nicht ohne Bedeutung, daß

der Dichter dem Saladin nicht eine Gattin, sondern eine Schwester zutheilt.

Wenn sonst in der Schlußscene eines Drama's Alles der Art sich zuspitzen muß, daß der ganze Verfolg der Handlung und Charakterentfaltung nur darum da ist, um die Schlußscene möglich und nothwendig zu machen, so ist hier am Ende nur eben die Episode abgeschlossen. Der Kerngedanke hat bereits früher seine Erledigung gefunden, denn der Schwerpunkt liegt im Verhältniß Nathans zu Saladin, wie er sich schließlich in der Scene mit dem Mährchen gipfelt; die Nebenhandlung geht nach demselben noch fort und der Schluß ist nur der Schluß der Nebenhandlung.

5. Die Parabel, ihre Stellung und ihre Wendung.

In der Scenirung des Hauptmomentes ist Lessing sehr glücklich von der Angabe des Boccaz abgegangen; er läßt die Aufstellung der gefährlichen Frage an Nathan nicht wie bei Boccaz von Saladin selbst, sondern von Sittah ausgehen. Schon dramatisch ist dieß an sich eine glückliche Wendung, denn es bringt Sittah unmittelbar mit dem Mittelpunkt des Stücks in Verbindung, sie erscheint nun nicht mehr blos zur Charakteristik Saladins, zur Kundgebung seiner häuslichen und fürstlichen Tugenden, sie greift unmittelbar in die Handlung ein. Aber auch die psychologische Charakteristik hat hier ihre Bedingungen eingesetzt. Saladin ist als offener, gradaus gehender soldatischer Held gehalten. Wäre er Urheber der Intrigue, so würde nicht

nur sein Charakter an sich verändert, es erschiene auch ein Bruch im weiteren Verlauf der Handlung; die Bekehrung Saladins wäre dermaßen erschwert, daß dieser Punkt eine ganze ausgeführte Entwicklung in Anspruch nehmen müßte. Nun aber, da er nur widerstrebend sich dazu drängen läßt, die verfängliche Frage zu stellen, ist die Sinnesänderung leichter und schon voraus ermöglicht. Es ist aber überhaupt schon dem Wesen Sittahs (die wir in der Scene vorher als Intriguantin aus Edelsinn kennen lernen) angemessen, daß sie es ist, die den Fallstrick bereitet und Saladin nur die Schuld zufällt, daß er sich zu dessen Gebrauch verleiten läßt. Seine Sinnesänderung ist dadurch anmuthender und naturgemäßer, und die Bekehrung eines offenen Charakters — oder vielmehr nur die Erweiterung seines Horizontes — versetzt mit in die entsprechende Sympathie.

Hätte Saladin von selbst die Intrigue gestellt, so wären wir grade in dem Momente, wo Alles darauf ankommt, uns in die gegebene Situation zu versetzen, innerlichst gestört; die Ergriffenheit, die neue Erkenntniß Saladins, die die unsre wird, hätte einen innern Widerspruch gegen den Verkündiger derselben. Nun aber wird die Frage dem Zuschauer ebenso wie dem Saladin aufgenöthigt und er wird mit ihm erlöst.

Bei Boccaz wird die Parabel Melchisedeks als Beispiel erzählt, wie Klugheit von großer Gefahr befreit, und ziemlich genau folgt Lessing Boccaz im ganzen ersten Theile der Parabel bis dahin, wo es heißt: „Der rechte Ring war nicht erweislich, fast so unerweislich als uns jetzt der rechte Glaube.“ Die

Fortführung ist von da an durchaus Lessings Werk; er führt die Sache dialektisch gestaltend weiter, und die Verhandlung vor dem Richter, die er aufrollt, wirkt so bezwingend, legt das, was sogar in der ausgeführten Parabel nur noch „Keim" war, so reich umfassend auseinander, schließt den weit gezogenen Kreis wieder in sich ab, daß wir erschüttert mit Bewunderung sehen, was in einer vollen Dichterseele aus dem Keime wird.

Lessing wendet die Parabel am Ende so, daß er alle drei Ringe falsch nennt. Es ist aber dies keine ironische Wendung im gewöhnlichen Sinne, vielmehr, wenn sie der Art bezeichnet werden könnte, zeigt sie nur an, daß der Standpunkt der Frage und des Fragenden zu niedrig ist. Welcher Ring, welche Religionsform ist die beste? Das ist eben falsch gefragt, denn nichts was man äußerlich überkommen kann, macht die Wesenhaftigkeit und den Werth des rein Menschlichen aus, sondern das was man aus sich macht. Das ist ja das Wesen aller Cultur. Schon im Ackerbauleben giebt das Product dem Acker den Werth, nicht umgekehrt.

Indem Lessing den Richter schließen läßt: „Eure Ringe sind alle drei nicht echt," so ist dieß der prägnanteste Ausdruck: daß das Ueberkommen der Religion nie das Wesenhafte in dem religiösen Individuum ist. Die überlieferten Religionen haben das Humane historisch gegründet. Der Ring ist echt, heißt: die historische allgemeine Institution leistet was sie soll, nämlich wahrhafte Humanität in den Individuen zu gründen.

Die Hochhaltung des „von den Vätern“ historisch Ueberkommenen erkennt Lessing rein als Pietät,[1] die die verschiedenen Religionsformen nicht „von Seiten ihrer Gründe“ faßt. In dieser Pietät wird die Ausbildung des Individuums — auf die Alles ankommt — vor isolirender Lostrennung bewahrt. Der individuelle Mensch hält sich im geschichtlich naturgemäßen Zusammenhang mit den Vorlebenden, und dieser Zusammenhang, weil auf anderm Boden (auf historischer Achtung und gemüthlicher Rücksicht) ruhend, kann der freien Erkenntniß und Humanität keine Schranken setzen.

Lessing geht dann von der Frage nach Echtheit oder Unechtheit der Ringe ab und beschränkt sich weise auf die Andeutung: Geht hin und beweiset alle Drei „die Wunderkraft beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm,“ dann — habt ihr Alle den echten Ring oder braucht keinen.

6. Das Mährchen. Der neue Laokoon. Lehrgehalt und Charakter.

Wenn sich Shakespeare für seine Mährchenspiele eine eigene Mythenwelt schafft, so ist hier bei Lessing eine Mythenwelt in die Historie hinein gedichtet, die nicht minder biegsam ist. Lessing sagt selbst in dem noch vorhandenen Entwurfe (S. 617): „In dem Historischen, was in dem Stücke zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweg gesetzt; ich habe sogar mit den einzelnen Namen nach meinem Gefallen

[1] „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen“ sagt Lessing: sämmtliche Schriften 11, 2. S. 163.

geſchaltet. Meine Anſpielungen auf wirkliche Begebenheiten ſollen blos den Gang meines Stücks motiviren.“ Das erzählte Mährchen iſt Mittelpunkt und die ganze dramatiſche Dichtung iſt ſelber ein glückliches, in der reinſten Gedankenregion gehaltenes Mährchen. Leſſing hatte eine mythenbildende Kraft, die nicht zurück in die Nebel der Vergangenheit, ſondern in die feine Luft der Zukunft verſetzt, und nur leiſe hiſtoriſch angelehnt, möchte ich ſagen, aus dem wirklichen Jeruſalem das himmliſche Jeruſalem herzaubert, wie es der Myſtik ſo oft nur nebelhaft vorgeſchwebt hat.

Die ganze Dichtung iſt ſelber ein Ring, der den Edelſtein des Mährchens faßt, und zur Faſſung dieſes ſteingewordenen Wunderglanzes ſind verſchiedene Metalle verwendet. Man ſagt ja, daß zur unmittelbaren Faſſung reines Gold nicht geſchmeidig genug iſt.

Nathan hat jenes unverwüſtliche Merkmal der Weisheit, er lächelt nur noch. Er iſt gewohnt, im Angeſicht erſchütternder Ereigniſſe bei aller Sympathie die Factoren des Seelenlebens ruhig und feſt zu betrachten. „Ich überdenke mir, was das auf einen Geiſt, wie Recha's, wohl für Eindruck machen muß.“ Die Leidenſchaft als ſolche hat keine Gewalt mehr über ihn. Der Humor, das Schelmiſche und Schalkhafte, das ihm der Dichter giebt, iſt weit davon entfernt, mit Menſchen und Lebenszuſtänden ein hochmüthiges Spiel zu treiben. Es überraſcht und verblüfft ihn nur nichts mehr, denn er hat alle Höhen und Tiefen des Lebens ausgemeſſen.

Mit einem wunderbar richtigen Takt hat der Dichter dieſem Nathan eine Vorgeſchichte gegeben, die

ihn aus allem innern und äußern Dämoniſchen, das über ihn kam, zuletzt zum rein Menſchlichen klärte. Nathan iſt gehärtet vom Schickſal, aber nicht verhärtet. Er hat als Mann alle Qualen der Niobe und des Laokoon durchlebt und hat ſie überlebt. Es iſt ein großer Gegenſatz der modernen Welt gegen die antike, daß dem ſo iſt. Das Leben iſt eine Pflicht und die Menſchenliebe iſt eine Pflicht. Die Naturbeſtimmung, das Verhängniß iſt nicht das allein waltende. Es giebt eine Erneuerung des Lebens und der Liebe aus der Erkenntniß des Geſetzes, aus der Erkenntniß der Pflicht heraus. Die Adoption eines Kindes iſt zugleich ein tiefer Ausdruck für Nathans ganzes Verhältniß zur Welt. Kein bloßes Naturgeſetz, ſondern die reine Pflichterkenntniß giebt ihm das neue Leben, und aus der Pflicht erwächſt die Liebe neu. Das Individuum der neuen Welt iſt nicht beim Schickſalsſchlage dem nothwendigen Untergang verfallen, es vermag ſich in zuſammengerafftem Bewußtſein von dem Untergang zu retten. Aus der Willenskraft heraus erneuert ſich das Leben und ſeine Pflicht. „Ich ſtand," bekennt Nathan, „und rief zu Gott: ich will! Willſt du nur, daß ich will." Die Freiheit des einzelnen Wollens und die Abhängigkeit und Beſtimmung der Willenskraft, des geſammten Willens, die Harmoniſirung beider zur Einheit, kann nicht gedrängter zuſammengefaßt werden als in dieſen Worten. Es iſt die feſteſte und thatſächlichſte Auslegung deſſen, was die Philoſophie als freie Nothwendigkeit faßt. Nathan hat die Schlangen abgeſtreift, die alles ihm Zugehörige tödteten und ihn ſelbſt im

Innerſten zu vergiften ſuchten; er vollendet ſein Daſein aus Wille und Erkenntniß heraus.

Es iſt eine große dichteriſche That, ſolch einen lebengebliebenen Laokoon ſich folgerichtig ausleben zu laſſen.

Künſtleriſch iſt dabei ſehr zu beachten, in welchem Momente (erſt im vierten Akt) der Dichter uns in das vorhergegangene tragiſche Geſchick Nathans einweiht:

„Noch hat mich nie die Eitelkeit verſucht,
Sie jemand andern zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich ſie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich ſie, weil die allein
Verſteht, was ſich der gottergebne Menſch
Für Thaten abgewinnen kann."

Erſt nachdem wir bereits für Nathans Sein und Thun in entſprechender Sympathie ſtehen, ſo daß wir mit theilnehmendem Verlangen ſein Werden kennen lernen, thut ſich dieſes auf und er erzählt dem Manne, der das Ebenbild ſeiner ſelbſt iſt, der in reiner Naivetät daſſelbe vollbringt, was Nathan in ſeiner freientwickelten Weisheit. Die Stimmung des Kloſterbruders auf der Bühne geht wieder in ungebrochener Harmonie auf den Zuſchauer über. Nathan hatte eine Familie und verlor ſie in grauſamſter Weiſe, er hat alle Freuden und Schrecken der in der Familie vervielfältigten Perſönlichkeit durchgelebt,[1] und nun ſteht er in Jeruſalem

[1] Wie in der organiſchen Welt der Naturerſcheinungen ſich Stoffe und Elemente zu neuen Bildungen verwandeln, ſo auch können wir gewiſſermaßen die Geſtaltungen in der Geiſteswelt, namentlich in der Dichtkunſt, auf individuelle Empfängniſſe hindeuten. Es iſt dabei nur die Discretion zu bewahren, die nicht das Rohſtoffliche hier

familienlos, fremd und, streng genommen, ohne persönliche Beziehungen. Nathan hat keine blutsverwandtschaftlichen und keine confessionellen Freunde — es erscheint außer ihm kein Jude in dem Stück — er hat nur Freunde aus dem reinen Geiste heraus. Der Derwisch ist vom Schachspiel her sein Freund, und wir sehen im Hintergrunde der kurzen zwei Dialoge, wie viel sie mit einander gelebt und philosophirt haben. „Laß dich umarmen, Mensch!“ ruft Nathan bald nach dem ersten Wiedersehen aus.

Das Drama kann solche einzelne Lebensbeziehungen und andere mit Stillschweigen übergehen, ja es muß in seiner begrenzten Haltung Alles was nicht zur gegenwärtigen Handlung und Empfindung gehört, ausscheiden. Und ein Drama, wie Nathan, das sich eine eigene phantastische Sphäre aufbaut, trotz der Anlehnung an concret Gegebenes, kann das um so mehr.

Gewisse Härten oder vielmehr nicht durchcomponirte

hereinzieht und willkürlich ausdeutet. In der Gestaltung zeigen die Dichtergebilde kaum merklich mehr etwas von den empfangenen Eindrücken und Ereignissen, so wenig als wir in einer Blattbildung Sonne und Regen an sich wieder sehen. Ich hoffe daher nicht mißverstanden zu werden, wenn ich hier andeute, daß in die Erzählung Nathans von seinem Familienunglück bei aller Objektivität etwas von jenem Erlebnisse, von jener tief innerlich aufwühlenden Stimmung übergegangen ist, in der Lessing im Januar 1778 bei dem Tode seines Kindes und seiner Frau an Eschenburg und seinen Bruder schrieb. Nur kurze Zeit, eben in diesem Januar, scheint er die Ausarbeitung des Nathan unterbrochen zu haben, denn in dem Entwurfe heißt es: „Den dritten Aufzug angefangen den 28. December 1778, den vierten am 2. Februar 1779.“

Einzelheiten der Handlung ſpringen bei dieſem Drama leicht in die Augen; aber ich glaube, daß das mährchenhaft Phantaſtiſche nicht überſehen werden ſollte, das dem dramatiſchen Gedicht als ſolchem zuſteht. Wir haben hier ein Mährchenſpiel eigener Art vor uns. Bei aller glänzenden Ausſtattung mit concreten Zügen, hantirt das Mährchen doch weſentlich mit Figuren, die als Träger beſtimmter idealer Typen erſcheinen, und eben das Weſen der Dichtkunſt iſt, dieſe Typen nicht allgemein und nackt, ſondern mit Individualitäten bekleidet, an deren Schickſal wir menſchlich Theil nehmen können, vor uns auftreten zu laſſen.

Man hat behaupten wollen, daß das Chriſtenthum in dieſer Dichtung am ſchlimmſten wegkomme. Wenn die Humanität Verwahrung dagegen einlegen muß, daß man die allgemeine Menſchenliebe als ſpecifiſch chriſtlich bezeichnet, ſo wird der genannte Vorwurf in ſich ſelbſt zerfallen. Gerade hundert Jahre vorher hat Spinoza in der Vorrede zu ſeinem hiſtoriſch politiſchen Tractat es ausgeſprochen: „Es iſt ſchon lange ſo weit gekommen, daß man faſt Niemand, wer er ſei, ob Chriſt, Türke, Jude oder Heide, anders erkennen kann, als aus der äußeren Haltung und aus dem Behaben, oder daraus, daß er dieſe oder jene Kirche beſucht, oder auch dieſer oder jener Meinung zugethan iſt und auf die Worte irgend eines Meiſters zu ſchwören pflegt; im Uebrigen iſt der Lebenswandel Aller der nämliche.“

Leſſing ſelbſt hat ſich im Fragment der Vorrede über die poetiſche Oekonomie des Stückes und die Wahl der Figuren klar ausgeſprochen. Das Drama geht gar

nicht auf den Lehrgehalt der verſchiedenen Religionen ein. Das Verhältniß, in dem das dogmatiſche Chriſtenthum und Judenthum theils unter ſich, theils zum Islam ſtehen, kommt hier gar nicht in Betracht; es zeigt ſich nur, was die Individualität auf dem gegebenen Standpunkt aus ſich macht.

Es iſt wohl bedacht, daß in der eigentlichen Discuſſion der Name Moſes nur Einmal beiläufig, Chriſtus und Muhammed gar nicht vorkommen. Es knüpft ſich an dieſe Urheber keinerlei Discuſſion. Dies würde nicht nur zu weit ablenken und den Conflict zu einem unlöslichen oder blos wiſſenſchaftlichen oder theoretiſchen machen, jenes Anlehnen am Namen widerſpräche durch und durch der Atmoſphäre dieſer Dichtung; denn es handelt ſich hier darum: die Aſſimilation der Lehre in der individuellen Charakterbeſonderheit zu erweiſen und aus der lebendig fortzeugenden Bewegung die Einigung zu beſtimmen.

7. Der Charakter Recha's.

Hervorragend wichtig, und nach meiner Anſicht zu wenig beachtet iſt der Charakter der Recha. Im Entwurfe heißt es: „Sittah findet an Rahel nichts, als ein unſchuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon ſie kaum die Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott," und Nathan ſelber ſagt über ſie: „die jedes Hauſes, jedes Glaubens Zierde zu ſein erſchaffen und erzogen ward."

Es iſt poetiſch von großer Bedeutung, daß in einer vielſeitig belebten Dichtung eine Figur oder ein Object

gleichsam blos sachlich sich verhalte. In der Art, wie die darum ringenden Charaktere und Gruppen sich darstellen und ausleben, ergiebt sich am leichtesten die Mannigfaltigkeit des Lebens und, dramatisch genommen, sie spielen sich daran aus. So ist, um das höchste Beispiel anzuführen, in den homerischen Dichtungen Helena Mittelpunkt und Preis, um deren willen sich der ganze Kampf entfaltet; sie selbst verhält sich eigentlich nicht activ dabei. Aehnlich steht Recha da.

Ein Mädchen, Tochter eines Muselmannes und einer Christin, wird von einem Juden erzogen; dieses Kind ist die Mährchenprinzessin, dem Schutze dreier Gewalten übergeben. Aber aller gewohnte mährchenhafte Apparat, ja alles Uebernatürliche ist hier ausgeschieden und sorgfältig vermieden, das Wunder wird zum natürlichen festen Lebensboden. Der Dichter versetzt auch nicht in eine außerweltliche glückselige Insel, wo das Ideal des schön Menschlichen erzogen werden soll. Der religiösen Robinsonade stellte sich immer der Vorhalt entgegen, daß der Inhalt des geschichtlich gewordenen Menschengeistes in seiner Umfassung, seiner Fülle und Eigenartigkeit von keinem individuellen Geiste erreicht werden könnte, der blos auf die Speculation gestellt wäre.

Der Geist der Geschichte hat Ergebnisse, die der Einzelne in sich weiter bilden, die er aber nicht aus sich hervorrufen konnte, die historischen Gegensätze könnten daher in einem religiösen Robinson weder überwunden noch vereinigt werden.

Lessing gestaltet einen Einigungspunkt inmitten der historischen Gegensätze. Blos geschichtlich und thatsächlich

gefaßt müßte ein Conflict wie der hier aufgenommene zur Tragödie führen. Leſſing dichtet den Sieg in den Charakteren und Verhältniſſen und geſtaltet daraus eine neue, nur dem dichteriſchen Seherauge erfaßbare Harmonie der Beſonderheiten; das Ideal zu dem jeder in ſeiner hiſtoriſch gegebenen Beſonderheit werden ſoll, er hat es lebendig dargeſtellt. Die drei Ringe ſind auch in dem ganzen Drama an die Hauptperſonen vertheilt, die eine erſcheint nur entwickelter als die andere. Darum löst der Dichter auch die Völkerindividuen hier in ihren Repräſentanten nicht unterſchiedlos auf, ſie bilden nichts Neues außerhalb ihrer ſelbſt, ſie bilden nur ſich ſelbſt aus. Jeder beharrt in ſeiner Beſonderheit. Es gilt nur, dieſe in ihrer blos relativen Geltung zu erkennen und feſtzuſtellen, und nicht das, was das Eine vor dem Andern auszeichnet, ſondern das, was ſie alle gemeinſam haben, als das Höhere zu erkennen. Es führt dieß auch in anderer Weiſe zur reinen Humanität, daß nicht höhere oder niedere Begabung das Weſen eines Menſchen ausmacht, ſondern eben das, was er mit allen ſeinen Mitmenſchen gemeinſam hat. Daß in dieſem Gedichte die Vertreter des Chriſtenthums minder abgeklärt erſcheinen, als Jude und Muſelmann, liegt theilweiſe darin, daß das Chriſtenthum hier eben noch hiſtoriſch mächtiger, ſtaatlich herrſchender erſcheint, und alſo noch nicht zu jener Abklärung gekommen iſt, welche die Religion in jenem Stadium erlangt, wenn ſie, in ihren reinen Urſprung zurückgekehrt, wiederum von aller äußern Macht entkleidet iſt. Und der Kloſterbruder iſt als der naive Chriſt gedacht, jenſeits der

äußerlichen Machtgeltung des Christenthums, wo die Religion nur als die Weihe des erhöhten innern Lebens erscheint.

Zugleich möchte ich hier darauf hinweisen, daß die Idee einer Weltliteratur noch immer den Culturbestand des Orients fast wie eine Anomalie außer Acht ließ, wie auch die Geschichtsphilosophie den Islam fast nur als einen Anachronismus oder wie eine Mißbildung behandelte. Die neue Welt unterscheidet sich von der alten wesentlich darin, daß verschiedene Culturvölker neben einander bestehen, und wir dürfen hoffen, daß sich der Begriff der Culturvölker immer mehr erweitere und alle Glieder der Menschheitsfamilie in seinen Kreis einschließe.

Von abendländischen Werken ist de Foë's Robinson ein Volksbuch im Orient geworden. Der Aufbau des Culturlebens in dem isolirten Individuum hat von Grund aus etwas allgemein Menschliches. Wenn wir uns nun denken könnten, daß einem Werke höheren Styls gleiche Berechtigung zukäme, so fiele diese zunächst einem solchen zu, das die gegebenen vereinzelten Culturformen in ihrer höheren Einheit faßte. Gäbe es ein abenländisches Buch, das heute in den Orient übertragen werden könnte, ein Werk wie Nathan wäre vielleicht der einzige Hebel von der umfassenden Einheit friedlicher Betrachtung und Erkenntniß, die sich nicht mehr bloß auf gewisse im Vordergrund stehende Völkergruppen beschränkt.

Es ist einer der höchsten Triumphe der Dichtkunst, wenn es gelingt, das Ideal als solches rein und unbeugsam als Maß für alle andern, in denen die

Wahrheit nur gebrochen und relativ erscheint, mitten in die Dichtung hinein zu stellen. In Recha ist dies gegeben; sie ist lebendig genug gestaltet, daß auch sie heftig erregt werden konnte, aber noch mitten in aller leidenschaftlichen Bewegung läßt der Dichter sie es andeuten, wenn auch nicht vollends ausführen, daß sie es wissen muß, wie der geliebte Retter in den höchsten Dingen gesinnt ist: „Mir liegt daran unendlich, ob auch er....“ [2. Aufzug, 1. Auftritt.] Betrachten wir die Charakteristik der Recha näher, so concentrirt sich in ihrem Wesen alles Das, was wir als historische Besonderheit fassen, in lebendiger Einheit, ohne daß sie damit (und das ist eben der Triumph des Dichters) zu einem bloßen Schatten, zu einer täuschend bekleideten Allegorie wird. Recha hat etwas vom Rousseau'schen Emil, von einem Emil der Religion, sie ist aber auch eben so naiv als weise. Recha kennt die Unterschiede der Confession, sie entwickelt dieselben wiederholt im Gespräche mit Daja und Sittah. Recha ist aber nicht ein sogenanntes Naturkind, sie ist Erbin der höchsten Bildung, und diese wird wiederum zur Naivetät, aber zur solchen, die allen Inhalt der Erkenntniß als intellectuellen Tact in sich hat. Recha ist von einem Manne erzogen ohne gleichberechtigte Mitwirkung einer Frau; ja wir sehen durch das ganze Stück, daß Nathan viel damit zu thun hatte, den Einfluß der Daja abzuwenden. Es ist bedeutsam, daß nicht ein Einzelner einen Menschen nach seinen Principien bilden kann; die Umgebung (und hier concret der Dienstbote) wirkt mit. Es treten Einflüsse ein, die nicht abzuwehren sind und jedes Kind

wird, so zu sagen, von Repräsentanten seiner Zeitgenossenschaft und nicht von einem Einzelnen erzogen. Es gelang Nathan, seine eigene Anschauungsweise in Recha vorherrschend geltend zu machen, denn wir sehen sie stets kritisch und ablehnend gegen die Einflüsterungen der Daja. In dieser wesentlich vom Manne allein großgezogenen Mädchenseele zeigt sich eine Bestimmtheit des Wesens, die nur unter solcher Voraussetzung herausgebildet werden konnte.

Ich möchte hier zugleich noch einen negativen Zug als charakteristisch hervorheben. Das musikalische Element fehlt in dem ganzen Stück, wie besonders auch in Recha. In den Mährchenspielen Shakespeares klingt es immer von Lied und Saitenspiel, weil darin in jene Weiten des Seins und in jene Regionen des Empfindens gegriffen ist, wo das bestimmte Wort allein nicht mehr ausreicht. Hier aber — und das orientalische Costüm hätte solches nicht ausgeschlossen — ist das ganze Reich der Musik ein ungenanntes und ungekanntes. Es lag aber nicht blos im Wesen Lessings — das nach seinen eigenen Bekenntnissen der Musik fern stand — es liegt vielmehr im ganzen Inhalt dieses Stückes, daß Alles ausgeschieden bleibt, was sich der festen Begriffsbestimmung entzieht. Das eben hat dahin geführt, daß man über der Verstandeshelle des Inhalts die ganze phantastische Grundlage der Handlung und der Composition überhaupt leichter übersah.

Recha ist im freien Aether des Geistes aufgewachsen, das allgemein Humane ist in ihr zuerst ausgebildet

worden, während es sich sonst geschichtlich aus der Besonderheit von Volks- und Religionsgenossenschaft entwickelt. Wir sehen in Recha bereits die Erbin oder so zu sagen die zweite Generation von Nathans Weisheit und doch in individueller Ausbildung; Recha hat die Ergebnisse scharfen Denkens und schwerer Erfahrungen lauter in sich, und jenes oben Angedeutete, daß nicht der Lehrgehalt einer Confession maßgebend ist, wird von Recha im Gespräche mit Daja scharf ausgedrückt:

„Doch so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserem Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Deja,
Das hat mein Vater uns so oft gesagt."

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Dichter uns ihr allgemeines Denken und Empfinden, die Grundlagen ihres Wesens, Entstehung und Bestand derselben im fünften Akt, in der Scene mit Sittah auslegt. Es erscheint beim ersten Blick auffällig, ja anfremdend, daß hier von einer literarischen Verhandlung ausgegangen wird, aber es ist nöthig, daß wir wissen und erfahren, daß Recha nichts aus Büchern gelernt hat, ja daß sie „kaum lesen kann," und doch empfindet sie so rein und denkt so klar. Sie hat mündlich aus lebendiger Lehre und bei ganz bestimmten Anlässen den Gehalt höchster Geistesbildung empfangen, der sich in aller Schrift verhärtet und mit Fremdem vermischt. Die ersten Lehrer der Menschheit haben wesentlich durch das mündliche Wort gelehrt, und vom lebendigen Athem entflammte

der Geist in ihren Jüngern; so ist auch Recha ein Zögling der unmittelbaren lebendigen Humanität. Der Dichter stellte sie uns so hoch, daß er Nathan selber sagen läßt: „Recha wäre es werth (einen Engel von Angesicht zu Angesicht zu sehen) und würde an ihm nichts Schöneres sehen als er an ihr.“ Recha hat etwas von den dialektischen Schraubenwindungen Nathans und sie weiß damit den verschlungenen Wegen des Fanatismus und des Egoismus nachzugehen. Sie sagt von Daja: „Sie

Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen, —
Und sich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können sie auch anders. Denn ist's wahr,
Daß dieser Weg allein nur richtig führt:
Wie sollen sie gelassen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln sehen, der in's
Verderben stürzt, in's ewige Verderben?
Es müßte möglich sein, denselben Menschen
Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen. —
Auch ist's das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über sie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,
Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
Ich gern noch länger ausgehalten, gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem schmeichelt's doch
Im Grunde nicht, sich gar so werth und theuer,
Von wem's auch sei, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müss' einmal auf ewig uns entbehren!“

Wir bemerken in dieſer ganzen Darlegung bei genauer Einſichtnahme eben ſo viel ſcharfe Blicke in das Weſen des Menſchen im Allgemeinen, wie in die Beſonderheiten fremder und eigener Individualität. Und wenn ſich auch nicht läugnen läßt, daß das ſiebzehnjährige Mädchen (es wird mehrmals hervorgehoben, daß ſie dieſes Alter hat) ſchon in dieſer einzigen Rede mancherlei darlegt, was zumal in ihrer Abgeſchiedenheit nicht urſprünglich in ihr ſelbſt entſtehen konnte, daß ſie es vielmehr überkommen hat, ſo läßt ſich doch auch wieder nicht verkennen, daß ſie das Gegebene in beſonderer Weiſe und frei ſchaltend ſich zu eigen gemacht.[1] Wie ſie zum Empfangen neuer Lehre ſtets bereit iſt, ſpricht ſie ſelber gleich im Anfang über ſich aus: (1. Aufzug. 2. Auftritt.)

„Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wüßt, ich irre
Nicht gern.

Nathan.

Vielmehr, du läßt dich gern belehren."

Leſſing läßt zugleich Recha den großen Grundſatz ſeines Lebens und Denkens in concreter Weiſe erfüllen. Nicht Wahrheit, ja nicht die Wahrheit in einer poſitiven Form iſt in letzter Inſtanz entſcheidend und macht den

[1] Ihre Sprechweiſe hat Recha von ihrem Pflegevater. Wendungen wie: „Meine gute böſe Daja kann das wollen, will das können," ſind Nathaniſch. Sonſt ſind die Perſonen dieſes Drama's auch ſprachlich individuell charakteriſirt, beſonders der Kloſterbruder, aber auch der Tempelherr und der Patriarch haben ihre eigenthümliche Redeweiſe.

Adel des Menschen aus, sondern die Wahrhaftigkeit, das Denken, Empfinden und Handeln aus der wirklichen, innerlich erkannten und treu festgehaltenen Natur. Den höchsten Ausdruck der Verehrung, den Recha gegen Sittah ausspricht, faßt sie darin, indem sie sagt: (5. Aufzug. 6. Auftritt.)

„Sie ist so schlecht und recht, so unverkünstelt,
So ganz sich selbst nur ähnlich ....“

Vor dem vollendeten Werke erscheint es uns jetzt kaum anders möglich, als daß der Dichter zu Dem, was er mit Recha wollte, eben diese Gestalt und in dieser Weise hinstellen mußte. Das ist eben das Siegel vollendeter Künstlerschaft, daß das Gegebene wie naturnothwendig erscheint, und wir können nur die weise Gesetzlichkeit des Gewordenen daraus erkennen. Der Dichter hat wohlweislich zu dieser Figur im Mittelpunkte nicht einen Knaben gewählt. Das Mädchen, das nicht in die Welt hinaus muß, kann zur keuschen, von allem Widerstreit unberührten Priesterin der Humanität gebildet werden; sie ist aber nicht Priesterin — das ist noch ein Wort, ein Bild aus der isolirten und hier harmonisirten Welt — das Menschenkind, das hier erscheint, ist Altar und Tempel und Priester in sich: der Vater ein Muselmann, die Mutter eine Christin, der Pflegevater ein Jude, so ist das Menschenkind rein und voll in sich, und alle Unterschiede sind in ihm gelöst.

Hier ist in einfacher Werkthätigkeit die Psyche des Menschenkindes, in welchem selbst und durch welches alle

Unterschiede sich geeint finden. Freundesliebe (Nathan und Al-Hafi), Bruderliebe (Saladin und Sittah, und zuletzt der Tempelherr und Recha), Vaterliebe, Kindesliebe (Nathan, Recha), allgemeine Menschenliebe (Klosterbruder, Saladin, Nathan), das sind die Saiten, die hier klingen, jede in ihrem besondern Ton, und doch eben damit zur reinen Harmonie sich zusammenschließend.

8. Nathan und Shylok.

Zwei italienische Novellen gaben das Thema zur Gestaltung der beiden Extreme in der gesellschaftlichen und geschichtlichen Stellung der Juden. Nathan und Shylok sind die Repräsentanten der Theaterjuden geworden und haben eine sehr weit verzweigte Bühnendescendenz. Das Theater greift am liebsten zu solchen Gestalten, die sich gleich in der Erscheinung an sich charakterisiren; Fürsten, Soldaten, Jäger, das sind Erscheinungen, die sich leicht kenntlich präsentiren, und der Jude, wie er in der Regel aufgefaßt wird, gehört mit dazu.

Shakespeare hat im Kaufmann von Venedig die Novelle des Giovanni Fiorentino, der den Stoff den Gesta Romanorum entnahm und ihn geradewegs umkehrte, wesentlich benützt. Er hat aber auch die ursprüngliche Erzählung wahrscheinlich gekannt, da er die Namen Shylok, Antonio, Jessika, Portia von da aufnahm.[1] Es ist auffällig, daß Shakespeare die Handlung

[1] Schon Niebuhr hat in seiner römischen Geschichte (1, 46) in einer Anmerkung „über die Umkehrung der Sagen" bemerkt: „Im

nicht nach Rom verlegte, wo sie vorging, sondern, dem Pecorone folgend, nach Venedig, und diesem nach ließ er von Shylok das ausgehen, was gerade ihm geschah, und schon psychologisch betrachtet, erscheint es weit angemessener, daß die Spitzfindigkeit dem Shylok zugetheilt wird als, wie im Drama, der Gegenpartei. Lessing dagegen hat den „Keim" streng folgerecht weiter ausgebildet. Beide Novellen gehören in jene Rubrik, wie man durch erfinderische List sich aus Gefahren rettet, und nichts ist vergnüglicher für den Geist, als die Wahrnehmung solches überraschenden Reichthums. Die Spannkraft, die in Bedrängnissen sich zeigende Energie muthet die Seele des Zuschauers mit belebender Lust an. Shakespeare hat die ihm vorliegende Novelle als Episode gefaßt und jedes Einzelne spiegelt die Idee des Ganzen wider: die souveräne Beherrschung des Lebens durch freies Geistesspiel. Lessing hat die Novelle zum Mittelpunkt gemacht und dazu eine Episode erfunden. Dies verändert die ganze Haltung der beiden Dramen und die Betonung der Charaktere. Lessing sagt ausdrücklich,

sechzehnten Jahrhundert findet sich die Novelle von Shylok als wirklich geschehen so erzählt, daß es ein Christ ist, dessen teuflische Unerbittlichkeit gegen einen Juden durch den Spruch eines klugen Richters, des Papstes Sixtus V., vereitelt wird." Simrock hat nun zwar (Quellen des Shakespeare. Bd. 3. S. 188) auf den Pecorone und die Gesta Romanorum, sowie auf das englische Stück the Jew, als die ältere Quelle hingewiesen, Dr. Steinheim hat jedoch die ursprüngliche Novelle in der Zeitschrift: „Der israelitische Volkslehrer," Jahrgang 1855, S. 388, übersetzt, ohne leider die Quelle näher anzugeben, aus der sich, wie oben bemerkt, die Benutzung der Namen evident erweisen ließe.

daß er zu dem Mährchen des Boccaz nur eine Episode erfinden wollte, während es sich bei Shakespeare zeigt, daß er den Juden episodisch behandeln wollte, dieser aber unversehens darüber hinausragte. In beiden Novellen ist es wesentlich auf ein Judenprellen abgesehen. Die lustig und die selbstherrlich sich tummelnde Welt (bei den Venetianern farbiger und heller, bei dem Sultan autokratisch dargelegt, aber nicht minder kenntlich) will sich das Ergötzen machen, einen Juden zu fangen und zu prellen, aber er weiß sich schlau und geschickt aus der Schlinge zu ziehen. Auch Saladin will anfänglich und selbst noch später den Juden mit souveränem Belieben tractiren. Er sagt: [3. Akt, 7. Auftritt.]

„So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! Das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!"

Ja, sogar noch gegen den Schluß will er wegen Recha's scharf gegen den Juden losgehen. Er wird nur zur humanen Erkenntniß endlich bekehrt. Shakespeare dagegen hielt den herrschenden Carnevalston fest. Die venetianischen Cavaliere brauchen den Juden nur zum Geldborgen und sie erlustigen sich an seinen Absonderlichkeiten und Grimassen; weiter geht er sie nichts an, als daß sie sich etwa einen gnädigen Spaß mit ihm machen.

Die eigentliche Melodie des Kaufmanns von Venedig mit seinem leichtlebigen mährchenhaften Spiel ergiebt die Harmonisirung eines vielfach verschlungenen

Thema's. Die Freundschaft und Generosität verpfändet sich bei dem Haß und der Geldgier für die Liebe, und die Liebe siegt. Aber in der Instrumentation wurde der Baß, wie es scheint, zu stark, die lugubren Töne herrschen doch stark vor, und die Tanzweise dominirt nicht mehr ganz eigentlich; denn mitten in der Arbeit wuchs dem Dichter der Stoff über die eigentliche Intention hinaus. Shylok wurde zu groß für das bloße Judenprellen im Carneval, er überragt die ganze maskenspielende, leichtfertige, herrschende Umgebung. In der ganzen Anlage des Stückes sollte Shylok eigentlich eine komische Person sein, über die man lache. Die Schadenfreude, die er fortwährend zur Schau trägt, sollte alles Mitgefühl für sein Leiden auflösen. Aber er gewinnt bei allem persönlich Verabscheuungswürdigen eine Sympathie, die dem widerspricht. Es ergab sich dem Dichter bei Behandlung dieses maskenspielenden Carnevalsthums ein Mißverhältniß, wie bei Heinrich IV. mit Falstaff. Auf diese Weise erscheinen beide komische Figuren als Parallelen. Sie wuchsen dem Dichter aus der Episode heraus und wurden unwillkürlich zu Mittel- und Hauptfiguren. Indem Shakespeare den Juden vorhatte, der zum Fastnachtsschwank dienen sollte, gab er ihm entsprechende Züge und diese blieben stehen, obgleich die Figur sich änderte und anders stellte. „Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte meine Juwelen in den Ohren! wollte, sie läge eingesargt zu meinen Füßen, und die Dukaten im Sarge!“ Hiemit drückt ihn der Dichter in die tiefste Barbarei hinab und entfernt ihn von aller Sympathie, so daß

sein Schmerzensschrei jeder Art nur Lachen erregen soll. Dieser Zug und noch einzelne andere gehören dem Gehänselten an, mit dem gewissermaßen ein neues, wenn man hier so sagen kann, vergeistigtes Gladiatorenspiel aufgeführt werden soll, zur Erlustigung der herrschenden Nobili. Aber Shakespeare konnte dennoch den Träger des Hasses nicht vollkommen hassenswerth ausstatten, und so daß er in seinem Pathos nur komisch erscheine. Ich glaube nicht, daß nur ein Jude das heraus empfindet. Es giebt einen Aufschrei innerster Qual, der nicht mehr lächerlich sein kann. Indem der Dichter den entsetzlichen Groll und die wühlende Rachsucht aus erfahrener Mißhandlung motivirte, erweckte er über den Abscheu hinüber eine Theilnahme, die der sich abspielenden Heiterkeit Eintrag thut. Denn es ist ein tiefer Zug der Menschennatur, daß Mitleiden leichter erweckt ist und nachhaltiger bleibt als Mitfreude. Indem der Dichter diese tragische Saite anschlug und nach seiner großen Weise voll tönen ließ, indem er in dieser Figur ebenfalls die tragische Sympathie des Judenschmerzes erweckte, ergeben sich für den Einzelcharakter wie für das Ganze unvereinbare Zugaben, und so bleibt ein Bruch im Calcul des Stückes, der nicht aufgeht.

Die Forderung des Pfundes Fleisch ist gleich von Anfang an ein mährchenhaft, so zu sagen typisch gefaßter Ausdruck für den Haß; diese Forderung setzt uns nicht eigentlich in Furcht, weil wir nie an die Ausführbarkeit denken, aber eigentlich komisch wirkt das auch wieder nicht. Man empfindet nur einen widerwärtigen Schauder.

Wollte der Dichter neben und an dem Uebermuth der carnevaliſtiſchen Lebensluſt die unterlaufende Grauſamkeit und Rohheit zeigen, die ſich zuletzt noch darin gipfelt, daß Shylok alle ſeine Habe dem Chriſten überliefern und ſelbſt noch wie zum Spaß Chriſt werden und damit auch noch ſein geiſtiges Beſitzthum aufgeben muß? Will der Dichter mit Allem nur witzig ſpielen, wie mit der Juſtiz in der Verkleidung, wie mit Liebe, Treue und Haß? Man mag es drehen und wenden wie man will, es bleibt eine Incongruenz in dieſem Stücke.

Das hindert freilich nicht, auch hier den höchſten Dichtergeiſt zu bewundern, denn dieſes Schaubarmachen zweier Welten, die ſo nahe zuſammengerückt ſind, gehört zu den ſchönſten dichteriſchen Ausführungen. Es iſt, als träten wir aus ſchimmerndem und klingendem Tanzſaale in eine dunkle Gaſſe, wo Vereinſamung und Trübſinn waltet; die Vergrämung und Herzensverhärtung auf der einen, und die jauchzende Luſt, das glückſelige übermüthige Spiel mit dem Daſein ſind nie glänzender und in allen einzelnen Zügen bedeutſamer herausgearbeitet worden. Dennoch aber hat das Stück ſeinen allſeitig luſtigen Charakter — den es offenbar haben ſollte — eingebüßt, und man kann es als einen Sieg der höchſten Idee betrachten, daß dem ſo iſt. Nur mit relativen Beziehungen läßt ſich übermüthig heiter umſpringen; ſobald das Ewige und Abſolute angeſchlagen wird, thut ſich ein innerer Widerſtreit auf. Es iſt an ſich widerſprechend, eine komiſch behandelte Figur tragiſch enden zu laſſen; das eine oder das andere Element muß dabei Noth leiden.

Leſſings Nathan iſt der gerade Gegenſatz des Shakeſpeareſchen Shylok. Auch er hat das Elend mit empfunden, das allgemein hiſtoriſch und ſocial den Juden auferlegt iſt, aber er hat ſich zur Weisheit durchgearbeitet. In ſeinem ganzen Weſen zeigt ſich bei jeder erſten Begegnung etwas Gedrücktes, ja faſt ſcheu Furchtſames der Welt gegenüber. In der Scene, wo er den Mantel des Tempelherrn küßt: (2. Aufz. 5. Auftritt.)

Nathan.

Ich möcht' ihn küſſen gleich
Den Flecken! Ach, verzeiht! — ich that es ungern.

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Eine Thräne fiel darauf.

und in ſeiner ganzen Haltung zeigt ſich, wie viel Unbill er erfahren und wie er ſie zu ertragen weiß. Alles, was Schickſal und Menſchen über ihn verhängen, macht ihn nicht irre. „Und doch iſt Gott!" das iſt das Wort, das ſich ihm herausringt nach dem entſetzlichſten Ungemach und der verzehrendſten Trauer. „Und doch iſt Gott!" In dieſem Doch liegt der ganze ſich ermannende Gegenſatz, der alles Widerſacheriſche, was Natur und Menſchenwille verhängen, niederkämpft. Es iſt eben der Ruf eines lebengebliebenen Laokoon. Und wie Nathan an Gott glaubt, trotz der herbſten, unerklärlichſten Schickſalsſchläge, ſo glaubt er auch unverwüſtlich an die Güte der Menſchen, trotz ihrer grauſamen, gemüthszerſtörenden Thaten, und aus dieſem Glauben heraus erweckt er die Güte in ſich und die in andern.

Auch Nathan ist Jude, in sich hat er sich aber von allen Schranken der Nationalität befreit. (Zum Tempelherrn 3. Aufz. 8. Auftritt.)

— — Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ach wenn ich einen Menschen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch zu heißen.

Shylok und Nathan sind Kaufleute; auch im Nathan ist der Kaufmann immer hervorgehoben, und er selber kommt immer geflissentlich darauf zurück. Der Kaufmannsstand Shyloks ist inmitten seiner christlichen Standesgenossen im handeltreibenden Venedig ohne besondere Bedeutung. Hier im Nathan sind die beiden Repräsentanten der durch Staatsgewalt herrschenden Religionen, Christenthum und Islam, Krieger. Im Saladin wie im Tempelherrn wird der Soldat immer besonders hervorgehoben. Sie sind die auf dem Wahlfelde der Geschichte thätigen Elemente, während der Jude in seiner zur Ruhe gesetzten äußeren geschichtlichen Situation nur noch in der vermittelnden Stellung des Kaufmanns erscheint. Lessing machte aus dem Nathan nicht etwa einen Rabbi, einen Berufsgelehrten; denn — abgesehen davon, daß er ihm hiedurch Beziehungen gegeben hätte, die hier störend eingriffen — es handelt sich darum, die Bethätigung der Religiosität in Menschen von nicht theologischem Berufe zu erweisen. Und das Stück wäre ein völlig anderes und verliefe sich in die Gegensätze

des Lehrgehaltes der drei Religionen, statt in die des Lebens, wenn etwa drei Geistliche die verschiedenen Confessionen hier repräsentirten.[1]

Shylok hat einen Glaubensgenossen zum Freunde, er bedarf zu seinem Thun des Vertrauten, er muß seine Schadenfreude einem Menschen kundgeben; Nathan dagegen steht allein, und damit, daß er nur durch den Geist mit den Menschen verbunden ist und, in sich beseligt, allein sein kann, prägt sich ein weiteres Merkmal der Weisheit aus. Shyloks Gestalt läßt sich, in einer andern Kunst gegeben, als die Figur des Pharisäers auf dem Bilde Titians, „der Zinsgroschen," denken; da ist alles wild, gewaltthätig, trotzig. Giebt es aber wohl eine Figur in der bildenden Kunst, die wir uns als Lessings Nathan denken können?

Nathan und Shylok sind ethische Pole von Liebe und Haß, wie der positive und negative Pol der Elektricität, und sie sind die beiden Pole einer und derselben Kraft, denn der Haß erscheint als Drang zur

[1] Eine eigenthümliche Parallele ließe sich auch im Verhältniß Nathans und Shyloks zu ihren Dienstboten finden. Lanzelot läuft davon, er vertritt so recht eigentlich die gewöhnliche Volksmeinung, und Shylok hat natürlich kein rechtes Verhältniß zu ihm; auch Nathan hat mit Daja mancherlei zu kämpfen, aber er weiß sie durch Scherz und gütige Freigebigkeit zu bewältigen. Lanzelot nennt seinen Herrn eine „Art von Teufel", Daja dagegen weiß dem ihrigen eigentlich nichts Böses nachzusagen. In der Art, wie, buchstäblich genommen, hinter dem Rücken von der nächsten Umgebung über die Persönlichkeiten gesprochen wird, lernen wir sie in neuer Weise kennen, und es wird damit der eigenen Anschauung berichtigend und ergänzend nachgeholfen.

Zerstörung desjenigen, dessen man in Liebe nicht habhaft werden konnte.

In Shylok, einer durch und durch leidenschaftlichen und dämonischen Natur, wird die erfahrene Unbill zu Kampf und Haß; er hat in seiner Art etwas Kriegerisches, wenn er auch nach der gegebenen Situation nur tückisch schleichend sich auslassen kann. Er pocht auf sein Naturrecht, wie zuletzt auf das Gesetzesrecht, auf seinen Schein. Er kennt nichts von Resignation. Es ist Etwas in ihm von dem biblischen Simson und seinem Rufe: „Meine Seele sterbe mit den Philistern!“ Auch Nathan hat nichts von der eigentlichen Resignation, er verzichtet nicht auf die Menschengemeinschaft, auf die Bethätigung und den Sieg der Wahrheit; aber in seiner ganzen speculativ angelegten Natur hat er alles Stürmische abgethan, er kann ruhig warten, ist bei allem Streben nach Anschluß doch auch wiederum sich selbst genug; er weiß, nach einem Aristotelischen Ausdruck, das endliche Leben unsterblich zu machen, die endliche Erscheinung der Dinge in ihrer ewigen Gestalt zu fassen, so daß ihn in gleichmäßiger Gelassenheit nichts Widersprechendes beirrt und er in allem das nur verdunkelte Reine noch heraus findet. „Die Schale kann nur bitter sein, der Kern ist's sicher nicht,“ sagt er im Monolog beim Anblick des Tempelherrn und diesem selbst, als derselbe ihn mit Wegwerfung hart gekränkt: „Groß und abscheulich!“ Er übersieht über dem Abscheulichen das Große nie, so im Einzelnen wie im Ganzen. Zu dieser beständigen Scheidung des Wahren und des Wirklichen, wie im individuellen so auch

im universellen Leben, ist der Jude besonders gedrungen. Der Jude, nicht unmittelbar mit eingeschlossen in die großen weltgeschichtlichen Ereignisse, im socialen Leben in „fragwürdiger“ Situation, ist zugleich ein Barometer der Humanität. In der Art, wie sich das Denken und Verhalten der unmittelbar weltbestimmenden Völker und Genossenschaften zu ihm stellt, ergiebt sich ihre Stufe der humanen Entwicklung. Diese immer wieder auf sich selbst zurückgeführte Weltbetrachtung führt aber auch leicht zur Empfindsamkeit. Empfindsamkeit und Menschenhaß grenzen nah an einander, ja in ihren feinsten Wurzeln sind sie oft Eins: jene ist nur selbst unglücklich, dieser greift nach außen. Empfindsamkeit blutet aus tausend kleinen Wunden, der Haß aus einer großen, die er in leidenschaftlicher Gegenwehr vergessen will oder vergißt. Die ächte Humanität erfüllt sich erst dann, wenn sie subjectiv und objectiv, oder vielmehr passiv und activ zugleich ist. Ein Jude, der es dahin bringt, über allen Widerstreit hinüber das Leben aus sich heraus zu gestalten, alle Versündigungen an ihm nur als Irrthum zu fassen, und nicht nur an die unverwüstliche reine Menschlichkeit in Andern zu glauben, sondern sie auch aus sich zu bethätigen, an sich selber nichts zu beschönigen — als solch ein Ideal und doch Zug für Zug mit unmittelbarer Lebenskenntlichkeit ausgestattet, steht Lessings Nathan da.

Shakespeare kannte keinen Juden. Es lebten zu seiner Zeit keine Juden in England, die erst unter Cromwell wieder das Niederlassungsrecht erhielten. Shakespeare dichtete aus der allgemeinen Vorstellung

heraus, wie sie sich in der Volkssage und der gewohnten Betrachtung einmal festgesetzt hatte. Er schuf daraus diese gewaltige Figur, die, wenn auch im Verhältniß zum ganzen Drama künstlerisch unharmonisch, doch in großen Umrissen gehalten und ausgeführt ist. Es ist dagegen eine jener wunderbaren Fügungen der Geschichte, die um so größer sind, weil sie sich geräuschlos und mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit erfüllen, daß eben in dem Beginn der Humanitätsepoche, wie sie sich zunächst ideell und literarisch bei uns in Deutschland ausgebildet, das bisher isolirte Leben der Juden sich mit hinein verflocht. Dem hellsten und muthvollsten Vertreter der Humanität erschloß sich eine intime Erkenntniß jüdischen Seins und Strebens. Mit Moses Mendelssohn, dem Freunde Lessings, begannen aber auch die deutschen Juden gleichzeitig thätig Theil zu nehmen an dem Ausbau der Erkenntniß.[1]

An die Thatsache, daß diese beiden Dichtungen bereits gegebene Stoffe künstlerisch zubereiteten und gestalteten, schließt sich die Betrachtung, daß gerade Dichtungen solcher Art aus der Seele der Berufenen eine Dauer und eine Vollendung gewinnen, wie nicht leicht

[1] Wie sehr das Vorurtheil damals noch selbstverständlich war, zeigt z. B., daß sogar der so fromm milde Gellert sich nur schwer von der Vorstellung emancipiren konnte, daß es noch andere Juden gebe, als er auf dem Brühl in Leipzig zu sehen gewohnt war; denn er schreibt nach Erscheinen von Mendelssohns Schrift, am 24. Januar 1756 an Rabener: „Die Briefe von den Empfindungen sind das Werk eines jungen Juden in Berlin, der auch Wolf's Leben herausgeben will. Ein Jude! Ja. Sollte die Nation gar noch fruchtbar an witzigen Köpfen werden?"

die Behandlung eines aus individueller Empfindung entnommenen Stoffes. Der Künstler ist es, der das lange Stottern, den unbehülflichen Ausdruck endlich articulirt. Wie in der Atmosphäre Kräfte schweben, die sich in organischen Gestaltungen setzen und neu bilden, ähnlich geht es auch mit den Werken der Dichtkunst, zumal solchen, die an sich eine zweite Natur werden, so Homer, so die Nibelungen, so Shakespeare, Faust, Tell.

Das dichtende Individuum gewinnt durch Aufnahme des in der Volksdichtung Gegebenen eine höhere Macht, als bloß die Einzelerscheinung eines Menschen in sich schließt. Und wenn Shakespeare die reine Erfindung, jene Machtvollkommenheit preist und im höchsten Maaße bethätigt hat, „die das Nichts stehen heißt," so sind doch jene Dichtungen, die gleichsam einen umwandelnden Geist erlösen, indem sie ihm durch die Kunst frisches und unsterbliches Leben erwecken, die eigentlich ewigen. Aus ihnen bildet sich jene zweite Welt, die neben der unmittelbar faßbaren steht und keinen Tod kennt.

9. Schiller und Goethe über Nathan.

Am 28. November 1801 wurde in Weimar Lessings Nathan, von Schiller für die Bühne eingerichtet, zum Erstenmal aufgeführt.[1] Schiller hatte das Stück ein-

[1] Wenn auch streng historisch genommen nach dem Nachweise, den Eduard Devrient (Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Bd. 3, S. 264) giebt, das Stück bereits 1783 vier Tage nach einander von Döbbelin in Berlin und im August 1801 in Magdeburg aufgeführt

gerichtet und Goethe sagt von ihm (Ueber deutsches Theater. S. 578): „Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilia Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaktion, wobei er die Kunstfreunde gern einwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig und wird sich lange halten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathans gewachsen fühlen.“ Schon sechs Jahre vor dieser ersten Aufführung des Nathan hatte Schiller in seinem, namentlich für Producirende unschätzbaren Aufsatze „über naive und sentimentalische Dichtung“ (in den Horen 1796) sich wiederholt vom künstlerischen Standpunkte über Lessings Nathan ausgesprochen. Bei Gelegenheit des Verhältnisses der modernen Dichtung zu dem populären Bewußtsein, wobei er darauf hinweist, daß „Molière als naiver Dichter es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen durfte,“ sagt er: „Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopstock'schen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, im verlorenen Paradies, in Nathan dem Weisen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde.“ Man ersieht schon aus dieser Zusammenstellung, daß Schiller den eigentlichen Gehalt des Nathan in eine Sphäre versetzt, die nicht mehr die unmittelbar poetische

wurde, so darf man doch sagen, daß es erst durch die Weimarische Aufführung vollkommen für die deutsche Bühne gewonnen wurde.

ist. Tiefer geht er auf die Structur des Nathan ein, indem er weiterhin sagt: „Diese Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, ist die schöne Aufgabe der Comödie, so wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreiheit, wenn sie durch einen Affect gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Weg wieder herstellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreiheit künstlicher Weise und als Experiment aufgehoben werden, weil sie in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweist; in der Comödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand immer praktisch, der Comödiendichter den seinigen immer theoretisch, auch wenn jener (wie Lessing in seinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretischen, dieser einen praktischen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben tragisch oder komisch. Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen und immer das Herz interessiren; der Komiker muß sich vor dem Pathos hüten und immer den Verstand unterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst ist natürlich auf beiden Seiten um so größer, je mehr der Gegenstand des einen abstrakter Natur ist, und der des andern sich zum Pathetischen neigt.“ In einer Anmerkung hiezu sagt er: „Im Nathan dem Weisen ist dieses nicht

geſchehen, hier hat die froſtige Natur des Stoffs das ganze Kunſtwerk erkältet. Aber Leſſing wußte ſelbſt, daß er kein Trauerſpiel ſchrieb, und vergaß nur, menſchlicher Weiſe, in ſeiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgeſtellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt ſey, die tragiſche Form zu einem andern als tragiſchen Zweck anzuwenden. Ohne ſehr weſentliche Veränderungen würde es kaum möglich geweſen ſein, dieſes dramatiſche Gedicht in eine gute Tragödie umzuſchaffen; aber mit blos zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Comödie abgegeben haben. Dem letzteren Zweck nämlich hätte das Pathetiſche, dem erſteren das Raiſonnirende aufgeopfert werden müſſen, und es iſt wohl keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieſes Gedichts am meiſten beruht."

Es iſt ſchwer, gegen eine Darlegung, die die ſtrengen Kunſtgeſetze unbeugſam hinſtellt und, wie hier, aus der tiefſten Selbſterfahrung eines ſo hohen ſchaffenden Geiſtes begründet, einen beſchränkenden Einwurf zu machen.

Wer das Abſolute will, hat immer Recht, und jeder Hinweis auf Berückſichtigung des Gegebenen und demgemäß nothwendige Conceſſion erſcheint zugleich als weitere Beſtätigung; dennoch mag geltend gemacht werden, daß die Forderung, aus dem Nathan eine Comödie zu machen, ſich auf jenes kategoriſche Entweder-Oder gründet, das auch in der Kunſt ſich nicht ohne Tyrannei feſtſetzt, zumal, wenn es die Mannigfaltigkeit, die noch in dem Einen und dem Andern enthalten iſt, nicht näher auslegt. Allerdings will Schiller nicht,

daß Nathan eine Comödie im banalen Sinne werde, denn er ſagt im weiteren Verlaufe des Angeführten: „Wenn alſo die Tragödie von einem wichtigeren Punkt ausgeht, ſo muß man auf der andern Seite geſtehen, daß die Comödie einem wichtigeren Ziel entgegengeht, und ſie würde, wenn ſie es erreichte, alle Tragödie überflüſſig und unmöglich machen. Ihr Ziel iſt einerlei mit dem höchſten, wornach der Menſch zu ringen hat, frei von Leidenſchaft zu ſein, immer klar, immer ruhig um ſich und in ſich zu ſchauen, überall mehr Zufall als Schickſal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.“ Es iſt wohl anzunehmen, daß Schiller bei dieſen letzten Ausführungen doch unmittelbar das Vorbild des Nathan vorſchwebte, und es mag geſtattet ſein, hinzuzuſetzen, daß, wenn Schiller das Mährchenſpiel hier unmittelbar im Bereich der Comödie genannt, und das Mährchenhafte dieſes dramatiſchen Gedichtes ſich näher vorgerückt hätte, er dem Nathan jene höchſten Attribute der Comödie, wie er ſie oben angiebt, geradezu zuerkannt haben würde.

Es darf hier aber auch hinzugefügt werden, daß Schiller ſelbſt wenige Jahre nach den angeführten theoretiſchen Ausführungen ſein Entweder-Oder ſelber überſchritt und zwar mit einer ſeiner erhabenſten Produktionen. Schillers Wilhelm Tell iſt ein Schauſpiel wie Leſſings Nathan. Indem Schiller, mit ethiſcher und künſtleriſcher Bedachtſamkeit zugleich, die gegneriſche Seite (Geßler) in ſcharfen grellen Zügen als ſchlechthin unberechtigt darſtellt und den Helden ſo ausſtattete, daß

er es vermag „immer klar, immer ruhig um ſich und in ſich zu ſchauen," hat er doch das Drama und mit Recht nicht in das Gebiet der Comödie verlegen können. Auf politiſchem Boden — allerdings dramatiſch ſchaubarer — ſteht Tell in gleicher Kategorie der Kunſt mit Nathan, der ſich auf religiöſem Boden bewegt.

Merkwürdigerweiſe nahm auch Goethe, wenn auch nicht wie Schiller „die froſtige Natur des Stoffs" ſo ſcharf betonend, doch den Nathan, als ein Stück, „wo der Verſtand allein ſpricht;" während es uns gerade ſcheinen will, daß in dieſem Drama das was Spinoza als amor intellectualis bezeichnet, hier als individuelle Gemüthswärme ſonder Gleichen ſich ausſpricht. Goethe ſagt (die Rückſicht auf das Theatraliſche und Schauſpieleriſche mehr im Auge): „Nachdem man durch die Aufführung der „Brüder" endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publikum ſich an einer derben charakteriſtiſchen, ſinnlich künſtlichen Darſtellung erfreuen könne, wählte man den vollkommenſten Gegenſatz, indem man „Nathan den Weiſen" aufführte. In dieſem Stücke, wo der Verſtand faſt allein ſpricht, war eine klare, auseinanderſetzende Recitation die vorzüglichſte Obliegenheit der Schauſpieler, welche denn auch meiſt glücklich erfüllt wurde. Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrängtere Darſtellung erſetzt, und man wird für die Folge ſorgen, es poetiſch ſo viel möglich zu reſtauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauſpieler ſich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzubringen, ſo daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit

des Publikums wieder erscheinen könne. Lessing sagte in sittlich religiöser Hinsicht, daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde; wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen, daß wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann."

Es ist allerdings gewagt, gegen solche Aussprüche höchster Instanz auf eine Betrachtung hinzuweisen, die zur Reformirung derselben beitragen wollte, dennoch mag bei aller innigen Verehrung die Frage gestellt werden dürfen, ob nicht der Charakter des Mährchenspiels schon durch eine Darstellung in beschleunigterem Tempo, als wir sie zu sehen gewohnt sind, sich bestimmter herausarbeiten würde.

Von der Sucht des Publikums, immer nur wesentlich zu schauen, sagt Goethe die hohen Worte: „Möge doch die bekannte Erzählung Nathans (von den drei Ringen), glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben!" Die Stimmung, daß das Publikum auch zu hören versteht, scheint immer mehr verloren zu gehen und andererseits geht die Impietät der Intendanzen so weit, daß man es wagt, ganze Figuren (wie den Patriarchen) bei der Aufführung des Nathan auszuscheiden.

Es ließe sich denken, daß bei einer Erneuerung des Theaters, bei einer vollen Einsetzung der ihm zustehenden

Kunstwirkung — wobei allerdings nicht mehr täglich Theater gespielt werden könnte — wieder in Agirenden und Zuschauenden jene höhere Stimmung und Weihe erzeugt würde, deren Anforderungen man heute vielfach lächerlich, mindestens unkritisch findet. Man denke sich z. B. Nathan dargestellt von Menschen, die nicht abgestumpft sind von allerlei Unterhaltungsquark, man denke sich das Publikum, das eine Stimmung, ein Verlangen und Bereitsein für höhere Anregungen mitbringt, und solches fortgesetzt und festgesetzt für bestimmte der Kunst gewidmete Festtage, würde da nicht eine Macht und eine Erquickung sich ergeben, die zu den besten und nachdrücklichsten Erfolgen des Geistes gehörte?

10. Der Derwisch als zweiter Theil des Nathan.

„Ich bin mir eines Zieles bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann," so sagt Lessing selber von seinem Drama Nathan. Und wenn wir auch mit Bewunderung erkennen müssen, wie er sein Ziel erreicht, so ist es doch von Bedeutung, dem Gedanken nachzugehen, daß Lessing selber die volle Genugthuung nicht empfinden konnte, und dies drückt sich am deutlichsten darin aus, daß er wiederholt in seinen Briefen sagt, er wolle ein „Nachspiel, genannt der Derwisch, welches auf eine neue Art den Faden des Stückes wieder aufnähme und zu Ende brächte," dazu dichten. Auch ein Lessing ist mit dem Gedanken dahingestorben, seinem edelsten Werke noch eine höhere Erfüllung geben zu können. Zu einer solchen Fortsetzung

konnte er sich künstlerisch und philosophisch gedrängt fühlen. Philosophisch genommen ist über die humane Toleranz hinaus — die wesentlich eine Negation des Vorurtheils und der Beschränktheit ist — der positive Inhalt der Humanität noch nicht gesetzt. Künstlerisch betrachtet ist es von Bedeutung, daß im ganzen Drama keine müßige Person ist, keine, die bloß zur Füllung da ist, wie die Maler oftmals in den leer bleibenden Raum irgend eine Person, die nicht nothwendig zu dem Ganzen gehört, oder ein Geräthe setzen. Nur der Derwisch erscheint in der Oekonomie dieses Drama's als müßig und blos zur Füllung da, so vortrefflich er auch in Zeichnung und Colorit sich darthut; und schon daß er ohne Verletzung des organischen Fortgangs der Gesammthandlung daraus entlassen wird, und zwar aus bloßem subjectiven Belieben, weist darauf hin, daß er hier nur vorläufig auf der Scene erscheint, und der Dichter giebt uns selbst den Schlüssel dazu, indem er erklärt, sich diesen Charakter für eine eigene Dichtung vorbehalten zu haben.

Wer kann sich, auch bei noch so inniger Vertiefung in einen erhabenen Geist, vermessen zu erkunden, was unausgesprochen noch in ihm lag? Und dennoch mag es gestattet sein, eine subjective Andeutung hievon zu geben.

Im Derwisch wollte Lessing vielleicht oder selbst wahrscheinlich über die geschichtlich concrete Welt hinaus in die rein philosophische übertreten, und es scheint, daß er hier bloß noch das Individuum, wie es sich allein seine Welt ausbaut, zum Gegenstand wählen konnte. So wenigstens sind die Grundzüge im Charakter des

Derwisch bezeichnet. Mir scheint die Annahme zulässig, wenn nicht gar nothwendig, daß Lessing die Religion von der gemeindebildenden Kraft ablösen und ihr nur die individuale Consistenz zu geben suchte, und hiezu konnte dichterisch zunächst nur ein Mann gewählt werden, der außerhalb eines Staatsverbandes sein Leben vollzogen, wie es in der Absicht des Derwisches lag.

Im „Nathan" giebt es noch Juden, Christen und Muselmänner, im „Derwisch" waren diese vielleicht als Culturstufen bereits rückwärts gedacht und die Humanität erschien positiv an sich. Nach der vorliegenden Charakteristik des Derwisch scheint es zwar, daß er mehr als Gegensatz der Cultur, als eine innenlebende Einsiedlernatur gedacht ist.

> Nathan. — „Al-Hafi, mache daß du bald
> In deine Wüste wieder kömmst. Ich fürchte,
> Grad' unter Menschen möchtest du ein Mensch
> Zu seyn verlernen."

Und der Derwisch selbst sagt:

> „Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
> Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete."

Und im letzten Gespräch mit Nathan spricht er es selbst aus: „ihm selbst zu leben," und doch ist vielleicht diese Anlage des Charakters nur als Grundlage für eine in der Weiterentwickelung große und dabei vorherrschend heitere, leichtlebige Natur gedacht. Al-Hafi erscheint hier im Gedichte immer in Hitze, in beständiger Eile, er ist nicht daheim in der Gegenwart, und

eben damit deutet der Dichter wohl an, daß er eine eigene Sphäre gewinnen muß. Es ist dabei wohl zu beachten, daß Lessing in diesem Drama und von seinem Boden aus naturgemäß nicht anders konnte, daß er aber auch sonst nicht auf eine in sich vollendete, aber abgelebte Culturstufe hinwies, wie sonst immer jenseits der Conflicte der Gegenwart auf das Griechenthum hingewiesen wird; er deutet hinaus nach einer neuen lebendigen Entwicklung aus dem Individuellen heraus. [1]

Man wird es nicht mißverstehen, wenn darauf hingewiesen wird, daß die Figur des Derwisch auch mit der tief revolutionären Zeiterscheinung Jean Jacques Rousseau's in Verbindung steht. Von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an zeigt sich in stürmischen Gemüthern ein rücksichtsloses Streben nach Befreiung des Individuums von aller Tradition, ein Verlangen, die Welt wieder aus dem eigenen Sein heraus zu gestalten, und demgemäß eine Isolirung von allen geschichtlichen und gesellschaftlichen Banden. In Rousseau gewann diese Stimmung ihren prägnantesten Ausdruck. Von den Corruptionserzeugnissen des Bildungsprozesses abgestoßen, drängte Rousseau zu seiner sogenannten Natur oder vielmehr zur Barbarei zurück, und es vollzog

[1] Lessing verlegte sein Werk in den Osten, von wo die religiöse Neugestaltung ausging. Er schrieb sein Werk inmitten des amerikanischen Befreiungskrieges. Er erlebte die staatliche Neubildung in Amerika nicht. Es ist von Interesse darauf hinzuweisen, daß Justus Möser in seinen zu Anfang der achtziger Jahre geschriebenen Briefen „Ueber die allgemeine Toleranz" bereits die staatliche Construction des neuen Princips verfolgen und demgemäß die Briefe „Aus Virginien" datiren konnte. (Mösers Werke Bd. 5, S. 293.)

sich in seinem eigenen Leben die Vereinsamung, indem er sich aus Liebe zu den Menschen an sich von den Menschen als solchen abschloß. Bei allem widerspruchserregenden Selbstherrlichen hatte Rousseau doch auch etwas von jenem Adam Kadmon, jenem ersten Menschen der Kabbalah, der durch alle Zeiten an der Spitze der Epochen immer wieder erscheinen soll, um die Menschheit von der Tradition zu befreien, der Maaß und Richtung nur wieder im reinen, selbstgewissen Individuum finden und bestimmen soll. Jene Kraft, sich wieder als ersten Menschen, abgelöst von allen historischen Bedingungen, zu erkennen und seine Bestimmung zu erfüllen, hat etwas Befreiendes, wenn sie auch nothwendig den gegensätzlichen Kampf des auf geschichtliche Voraussetzungen gestellten Lebens und demzufolge ein Märtyrerthum hervorrufen muß, und wenn auch erst die Vereinigung von Natur und Geschichte die höhere Einheit darstellt.

Ist es auch als sicher anzunehmen, daß Lessing nicht die unmittelbare Erscheinung Rousseau's (der eben in dem Jahre, da dieses Gedicht ausgearbeitet wurde, starb) bei seinem Derwisch vorschwebte, so war er doch erfüllt genug von der ganzen Strömung seines Zeitlebens, und vor Allen steht ja das Dichtergemüth unter den Einflüssen der Zeitatmosphäre, die als Imponderabilien nicht fest zu bestimmen sind, so daß Lessing jenen allgemein herrschenden Trieb, der sich der überfeinerten Cultur gegenüber in einem gewaltsamen Cynismus gefiel, dichterisch wohl erkannte und danach jener Figur ihr Gepräge gab. Wir ersehen aber auch

faktisch aus Lessings Recensionen der Rousseau'schen Schriften, mit welcher Theilnahme er Wesen und Denkart des Mannes im Auge hatte, und wir dürfen uns diese bestimmt mitwirkend denken bei Ausbildung des Charakters des Derwisch.

Wir wissen nun zwar (aus Nicolai's Mittheilungen), daß Lessing ein ganz bestimmtes Modell zum Al-Hafi hatte; er nannte scherzweise schon früher oft den im Mendelssohn'schen Kreise lebenden Mathematiker Moses Abraham den Derwisch, denn auch in diesem hatte sich jener Zug, der in Rousseau sich als historisches Ideal zeigte, ausgebildet; aber man muß dabei im Auge behalten, daß sowohl die allgemeine Stimmung, die man als die Rousseau'sche bezeichnen kann, wie diese besondern Persönlichkeiten in der poetischen Gestalt selber nicht mehr als solche gefunden werden können; denn der Dichter macht aus allem Gegebenen ein Neues, Lebendiges, und so ist auch der Derwisch, wenn wir auch auf allgemeine und auf besondere physiognomische Züge hinweisen, doch wieder ein rein, frei geschaffnes Bild.

Nathan ist bei aller Klärung doch noch eine Dichtung der Opposition, die Gegensätze als verkörperte Persönlichkeiten bewegen einander, wenn sie auch nur leise einander berühren. Jede Persönlichkeit bewegt sich in sich und wird, angezogen und abgestoßen durch den Zusammenhang mit den Anderen, von diesen gleicherweise bewegt. Ist Nathan noch vielfach ein Werk der Opposition, so dürfen wir uns den Derwisch als ein Werk der reinen Position denken, wo ein

Individuum in sich oder für andere, jenseits alles Widerstreites, jenseits aller Gegensätze, die noch im Gedankenreiche schwebende Humanität positiv setzt, Symbole, Formeln, gebundene Gesetze dafür ausprägt, in denen die Welt aus ihrem innersten Leben heraus das Entgegenkommen ihres eigenen Geistes begrüßt, der sich nicht mehr mit Fremden schleppt, sondern rein das lebendige Dasein mit harmonischer Thätigkeit erfüllt.

Wie schon in der Charakteristik Recha's, so konnte noch weit weniger in der Ausführung des Derwisch an eine religiöse Robinsonade gedacht werden. Der Derwisch nimmt alle Apparate oder vielmehr alle Ergebnisse der historischen Bildung mit in die Einsamkeit, und muß mit ihnen, zunächst individuell, eine neue Lebensgestalt aufbauen.

Im Nathan treten die drei bestimmt ausgeprägten Confessionen auf; damit ist aber der ganze Umkreis der Menschheit noch nicht ausgemessen, und wenn Lessing seinen Derwisch sich an den Ganges zurückziehen läßt, so deutet er uns wohl darauf hin, daß er auch die indischen Völkerschaften in den großen Kreis der Menscheneinheit hereinzuziehen trachtete. Darum konnte ihm das Werk noch einer Fortsetzung fähig und bedürftig erscheinen.

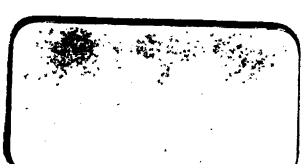
Lessing entsendet aus dem Drama heraus eine Gestalt, die, wie er selbst sagt, hier episodisch erscheinen, in der selbständigen Fortsetzung aber als Mittelpunkt gedacht sein mußte.

Wir Deutschen dürfen, ohne des Vorurtheils geziehen zu werden, behaupten: ein Werk wie Nathan

konnte nur ein Deutscher schaffen, und es ist ein erhebender Zug, daß wir hinzusetzen dürfen, das deutschnationale Ideal ist auch zugleich das Ideal der Humanität.

Glückselig der Deutsche, dem es vergönnt sein wird, Lessing's niedergelegte Feder wieder aufzunehmen, und der zu sein, den Lessing selbst verkündete mit den Worten: „Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert."

231690

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C022116065